

Visionäre bewegen die Welt

VISIONÄRE BEWEGEN DIE WELT

ein lesebuch durch das salzkammergut

im Auftrag des
Netzwerk Salzkammergut

herausgegeben von
Thomas Hellmuth
Ewald Hiebl
Günther Marchner
Martin Scheutz

VERLAG ANTON PUSTET

BUNDESKANZLERAMT  KUNST



Raiffeisenbank Steirisches Salzkammergut
Bad Mitterndorf • Bad Aussee • Pichl/Kainisch • Tauplitz
Raiffeisenbank Inneres Salzkammergut
Bad Ischl • St. Wolfgang • Pfandl • Gosau • Bad Golsern

Ferner danken wir für die freundliche Unterstützung:

Herrn Univ.-Prof. Dr. Alexander von Gabain und dem Campus Vienna Biocenter,
Herrn Dr. Peter Mitterbauer und Herrn Dr. Herbert Kohlmaier

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2005 Verlag Anton Pustet
Salzburg – München
A-5020 Salzburg, Bergstraße 12
Sämtliche Rechte vorbehalten.
Gedruckt in Österreich.
Satz: Sieglinde Leibetseder
Druck: Salzburger Druckerei
ISBN 3-7025-0502-4

inhalt

Plädoyer für ein Paradies	8
<i>Lutz Maurer</i>	
Himmel und Hölle.....	12
<i>Thomas Hellmuth, Ewald Hiebl, Günther Marchner und Martin Scheutz</i>	

künstler und lebenskünstler

Der Glanz der Provinz	16
Visionen von einer heilen Welt <i>Thomas Hellmuth</i>	
„We drove on to Alt-Aussee“.....	26
Das legendäre „Hotel am See“ <i>Andrea Penz</i>	
Brochs Spuren im Ausseerland	37
<i>Barbara Frischmuth</i>	
Ein Adabei der guten Taten	48
Eugenie Schwarzwald und ihre Loge am Grundlsee <i>Robert Streibel</i>	
„Der Platz wäre eines Wagners, Beethovens würdig“.....	57
Komponisten im Ausseerland <i>Franz-Josef Neumayr</i>	
Ein Disneyland für Pensionisten	62
Interkulturelle Eindrücke eines Sommerfrischlers <i>Alexander von Gabain</i>	

jasager und neinsager

Zwischen Brandhof und Paulskirche	70
Die politischen Visionen von Erzherzog Johann <i>Elke Hammer-Luza</i>	
Eine Dachkammer für den Kaiser	82
Die Freiherren Johann und Leopold von Chlumecký <i>Martin Pollner</i>	

Die Tradition der Revolution	93
Der Bauer Franz Muß und der Widerstand im Salzkammergut <i>Michael Kurz</i>	
Für die Republik Ausseerland	105
Die NS-Widerstandskämpfer im Salzkammergut <i>Susanne Rolinek</i>	
Mythos Toplitzsee	113
Auf der Suche nach dem verborgenen Schatz <i>Markus Köberl</i>	
Semper Fröhlich, nunquam traurig!	119
Der Ausseer Taschenspieler Joseph Fröhlich am Dresdner Hof <i>Martin Scheutz</i>	
gipfelstürmer und naturtalente	
Am Dach der Salzkammergut-Welt	128
Die alpinen, wissenschaftlichen und künstlerischen Unternehmungen des Friedrich Simony <i>Robert Reiter</i>	
Wen die Götter lieben	136
Der Alpinist Paul Preuß <i>Lutz Maurer</i>	
Landwirtschaft aus dem Lehrbuch	143
Paul Adler und sein Leben für den bäuerlichen Fortschritt <i>Gerhard Longin</i>	
Ohne Holz kein Salz	150
Maximilian Edler von Wunderbaldinger, Wegbereiter der neuzeitlichen Forsteinrichtung <i>Siegfried Ellmauer</i>	
tüftler und schrittmacher	
Visionäre der Machbarkeit	162
Das Salzkammergut im Zeitalter von Fortschritt und Modernisierung <i>Christian Dirninger</i>	
„Ihr bewegt falsch ...“	172
Viktor Schauberger und die Entdeckung der Implosion <i>Robert Reiter</i>	

„Alles Aussee“	180
Lösungsideen für den Salztransport <i>Gerhard A. Stadler</i>	
Von Attnang-Puchheim bis Stainach-Irdning	187
Josef Stern und die Elektrifizierung der Salzkammergutbahn <i>Friedrich Idam</i>	
Von der Unruh getrieben	194
Der Uhrmacher Josef Haim <i>Alfred Komarek</i>	
 ausblicke in der region und in die zukunft	
Denkhütten	200
Orte der Inspiration im Ausseerland <i>Caroline Rodlauer</i>	
„Ernste Menschen haben selten Ideen“	208
Die etwas andere Vision einer regionalen Kulturinitiative <i>Caroline Rodlauer und Markus Plasencia</i>	
Zahlen-Visionen	213
Demografische Entwicklung und Modernisierung des Salzkammergutes 1800–2100 <i>Ewald Hiebl und Norbert Ortmayr</i>	
Gemeinsam abheben.....	220
Die Macht von Visionen in beliebten und anderen Gegenden <i>Günther Marchner</i>	
„Also ich werd euch sagen: die Luft von Buenos Aires ...“	229
<i>Julian Schutting</i>	
Die Autoren	230
Bildnachweis	233

plädoyer für ein paradies

„Man weiß, was ich unter einer schönen Gegend verstehe: Gießbäche, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berg, auf und ab führende Pfade und Abgründe neben mir.“ Eine Hymne auf das Salzkammergut? Keineswegs.

Der Schriftsteller, Aufklärer und Philosoph Jean-Jacques Rousseau pries 1761 in einem Roman, der ein neues Zeitalter der Empfindung, der Gefühle und damit auch des Verhältnisses zur Natur einleitete, mit diesen Worten seine Schweizer Heimat. Wenige Jahrzehnte später widersprach ihm ein Weitgereister: „Ich gestehe, dass ich in der Schweiz keine solchen Naturszenen kenne als diese hier. Sie sollten einmal eine Exkursion dorthin machen. Ich werde zu Fuß nach Ischl, Hallstatt und wenn die Witterung sich hält, bis Aussee in Steiermark gehen“, schrieb Alexander von Humboldt an Josef von Schot, den Leiter des botanischen Gartens der Universität Wien. Ob Schot Humboldts Aufforderung nachkam, ist nicht bekannt.

Weitum bekannt wurden hingegen die Exkursionen eines anderen Wieners, Naturwissenschaftler wie Humboldt und auch gleichen Alters. Sechs Sommer lang bereiste und beschrieb Joseph August Schultes das Salzkammergut, jene paradiesische Landschaft, die sich heute über drei Bundesländer erstreckt.

Als zehntes österreichisches Bundesland geistert es auch in den Köpfen mancher. Ein Land trotzig unzugänglicher, in ihren Träumen versponnener Menschen war das Salzkammergut schon immer gewesen. Zudem traditionelles sommerliches Refugium unzähliger Städter – Künstler und Schriftsteller vor allem –, die in der Abgeschlossenheit des Landes Kräfte sammelten, ihren Träumen von einer besseren Welt nachhingen oder ihre Visionen von neuen Welten, wie etwa der eines Staates der Juden vorantrieben.

Verlorenes Paradies auch für viele, die sich in der Fremde nach der Heimat sehnten.

Das Salzkammergut ist aber auch ein Land perfekt vermarkteter Träume und Illusionen und somit eine Operettenlandschaft. Im „Weißen Rössl“ am Wolfgangsee oder in Bad Ischl, dem inoffiziellen Museum des 19. Jahrhunderts, wurden schon lange vor Hollywood weltumspannende Träume fabriziert, konnte man zumindest bis 1938 – wenn nicht sogar länger – zusehen, „wie eine längst verschollene Welt sich selbst überlebte“. Hans Weigel schrieb dies, ein glühender Liebhaber dieses gottgesegneten Landstriches und somit ein später Nachfahre von Schultes. „Sie sind Erinnerungen an die glücklichsten Stunden meines Lebens“, hatte dieser vor 200 Jahren seine Salzkammergut-Reiseberichte genannt.

Schultes' zweibändiges Werk *Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808* sollte für viele Jahre der Maßstab für alle späteren Reiseführer durch das Salzkammergut bleiben. Nicht zu Unrecht. Der Autor sammelte nicht nur zahllose botanische, geologische und meteorologische Daten, er beschrieb die Landschaft auch in ihrer Gesamtheit und prägte für sie die Bezeichnung „österreichische Schweiz“. „Wenn irgendein Ländchen in Deutschland nur den hundertsten Theil der hohen Schönheiten aufzuweisen hätte, mit welcher die Natur hier einen kleinen Winkel Landes von kaum 12 Quadratmeilen schmückte, es würde längst ebenso gepriesen seyn, als das Salzkammergut unbekannt ist“, begann sein Bericht.

Vom Ausseerland folgte er dem Lauf der Traun über Hallstatt, Goisern und Lauffen bis Ischl, um dort zu Wolfgang-, Mond-, und Attersee abzuzweigen. Über das Mitterweißenbachtal führte der Weg zurück zur Traun, um mit einer Fahrt über den Traunfall unterhalb von Gmunden zu enden. Schultes' Empfehlungen, wie etwa zu Fuß von Aussee nach Hallstatt zu wandern, oder den Traunsee, den schon die Römer „lacus felix“ (glücklichen See) genannt hatten, in einer Vollmondnacht vom Boot aus zu genießen – kein Tourismusexperte unserer Tage könnte sie besser schreiben.

Aber dem gelehrten Mann und Menschenfreund genügte es nicht, nur von der Landschaft zu schwärmen. Er untersuchte und analysierte die katastrophalen wirtschaftlichen Verhältnisse jener Jahre, studierte mit den Augen des Mediziners Militärerhebungsbögen und Totenbücher, suchte Kontakt zur Bevölkerung; nicht nur zu Beamten und geistlichen Herren, sondern vor allem zum einfachen Volk: zu Bergknappen und Salzarbeitern, Holzknechten und Sennerinnen, Schiffsleuten, Handwerkern und Keuschlern. Schultes beschrieb die Menschen besorgt – aus dem Blickwinkel des Arztes eben –, die sozialen und wirtschaftlichen Zustände kritisch. Dies missfiel der hohen Obrigkeit. Die Schriften des „Nestbeschmutzers“ durften hierzulande nicht gedruckt werden. Erst in Tübingen fand sich ein Verleger. „Man würde meine Schriften als einen Hochverrath an den weisen Einsichten des Salzoberamtes bezeichnen, und dieses würde sie wohl gar als Staatsverrath erklärt haben“, klagte Schultes.

Auch Jahrzehnte später war das Salzkammergut noch immer kein Hort der Aufklärung. Lag dies an der geografischen Beengtheit? An den politischen Zuständen? Fast ein Jahrtausend herrschten vier absolute Mächte mit in Seide gehüllter eiserner Faust über das Paradies: Kaiserhaus und Kirche, Forst und jene Institution, die nach dem Gold schürfte, das dem Kammergut den Namen gab: Salz. Aus einem Reisebericht 1829: „Der Wunsch der genügsamen Leute ist nur, dass sie immer Verdienst bey den Salzwerken haben, weil auch mehrere in den letzten Jahren entlassen worden sind und dass sie gesund bleiben, um der schweren Arbeit vorstehen zu können!“

Seit urdenklichen Zeiten bargen Berge, die weder so hoch noch so bedrohlich waren wie die Gipfel Tirols oder der Schweiz, das „weiße Gold“. Aber sie waren hoch genug, um das Land jahrhundertlang weitgehend gegen alle Einflüsse von außen zu schützen. Auch hoch genug, um nicht nur den Blick, sondern auch die Wünsche und Sehnsüchte der meisten Menschen zu begrenzen. Aber nicht aller.

Es ist erstaunlich, dass es doch immer wieder einige gab, die aus dieser paradiesischen Landschaft ausbrechen wollten, Visio-

nen von einem anderen Leben, anderem Denken, anderen Taten, neue politische, technische, wirtschaftliche und künstlerische Ideen hatten. Närrische Ideen, revolutionäre Ideen. Ein Paradies aber duldet kein Aufbegehren, keine Revolutionäre. Und so scheiterten – vorerst verspottet, dann beschimpft und zuletzt nicht selten aus dem Paradies vertrieben – viele von ihnen. Aber nicht alle.

Von denen, die es schafften, ihre Pläne und Vorstellungen, ihre Träume und Visionen zu verwirklichen, soll in diesem Buch die Rede sein. Aber auch von denen, die scheiterten.

Lutz Maurer

himmel und hölle

„Nicht selten geschieht es jedoch, daß [...] in heißer Sommerszeit aus dem Westen ein Gewittersturm heranzieht. [...] Ein fast nächtliches Dunkel lagert sich über die kurz vorher noch sonnenhelle Landschaft. Immer häufigere, immer gewaltigere Windstöße fegen über den See hin und verwandeln dessen Spiegel in eine hochwogende, schäumende Wasserfläche, deren Brausen nur momentan vom Rollen des Donners übertönt wird. So rasch wie der Gewittersturm gekommen, verläuft er auch meist wieder, und nicht selten bildet Abends das herrlichste Alpenglühen den letzten Abschluß desselben.“

*Die Oesterreich-Ungarische Monarchie in Wort und Bild,
VI: Oberösterreich und Salzburg. Wien 1889.*

Nicht selten türmen sich im Salzkammergut Wolken auf, die den Eindruck erwecken, als würden die Berge endlos in den Himmel ragen. Kurz darauf lassen Blitze und Donner an Endzeitstimmung denken, und der Regen scheint schließlich die Erde überfluten zu wollen. Das schöne Salzkammergut zeigt an solchen Tagen und Wochen einen anderen Himmel, seine unfreundliche Seite, von der Hubert von Goisern, *Enfant terrible* und zugleich eines der vielen Aushängeschilder des Salzkammerguts, in seinem Lied *da däsige*, der Einheimische, zu erzählen weiß: „i hält's scho' gâr neama aus / umatum suderns und regna tuat's a so vül / dass da sau sogâr graust.“ Und dennoch bildet der Regen einen notwendigen Gegenpol zum freundlichen Himmel, der letztendlich alles andere vergessen lässt: „[...] wenn die echte, rechte Reiselust im Herzen wohnt, die Sehnsucht nach den saftigen grünen Wäldern, den Bergriesen, den blaugrünen Alpenseen das Blut schneller fließen macht, achtet man der Medardi-Tage nicht“, schreibt die Sommerfrischlerin Ida Barber in ihren *Briefen aus dem Salzkammergut*, die 1893 in der in Salzburg herausgegebenen *Fremden-Zeitung* erschienen sind. „[...] ‚hinaus‘ ist das Lösungswort und mit jeder

Meile Entfernung von der Grossstadt steigert sich die Lust am Naturgenuss, freut man sich des nährischen Einfalls trotz Sturm und Regen die Reise angetreten zu haben.“

Durch das seltsame Zusammenspiel beider Himmel rückt die Zivilisation in weite Ferne, der Mensch begibt sich zu seinen vermeintlichen Ursprüngen zurück. Die Gebirge, die bis in das 18. Jahrhundert als gefährlich, als unwirtlich und sogar als hässlich gegolten hatten, erscheinen noch heute wie das Paradies. Der Reiseführer Georg J. Kanzler bildete eine Ausnahme, als er 1883 den angeblichen „Kretinismus“ im Salzkammergut mit dem Mangel an ausreichender Sonnenstrahlung in den engen Tälern und der „Freiheit auf den Bergen“ erklärte, die „nur allzu sehr in geist- und körpertödtendes dolce far niente“ ausarte. Für die meisten seiner Zeitgenossen bot dagegen die Gebirgswelt des Salzkammergutes die lang ersehnte Ruhe und Sinneslust, während sie die Ebene mit der Rastlosigkeit der industrialisierten Gesellschaft in Verbindung brachten. Die Reisenden trafen dabei auf die Bewohner einer Region, die sich deutlich im Auf- bzw. Umbruch befand. Das „Ärar“, das jahrhundertlang die Geschichte des Salzkammergutes bestimmt hatte, verlor Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Alleinherrschaftsanspruch über dieses Gebiet. Das ehemals „weiße Gold“, das Salz, geriet unter starkem Preisdruck, das lange prägende Salzwesen als Lebensinhalt dieser Gegend wurde durch neue Erwerbsformen wie den Tourismus ersetzt. Der Salzberg, der für die Bewohner einst eine sichere Existenz geboten hatte, war nicht mehr die alleinige Erwerbsform.

Die „Idylle“ dieses Landstrichs lockte seit dem 19. Jahrhundert mehr oder weniger bekannte Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler und bunte „Vögel“ an, die auf den „nährischen Einfall“ verfielen, sich im Sommer bzw. über die Saison hinaus in diesem säkularisierten Paradies niederzulassen oder überhaupt ihre Zelte dort aufzuschlagen. Und die Einheimischen wiederum wollten nicht hinaus aus ihrem Salzkammergut mit den beiden Himmeln, dem paradiesischen und dem höllischen. Sie wurden in ihrer Überzeugung, auf dem schönsten Fleck der Erde zu wohnen, noch

bestärkt durch die Schwärmerei der „Zuagroasten“ und der „Zweiheimischen“, aus denen zwar niemals „echte“ Salzkammergüter werden konnten, auf die man aber doch recht stolz war.

Somit wurde das Salzkammergut zu einem Biotop, in dem Vision und Narretei gleichsam zu einer Einheit verschmolzen. Ein- und „Zweiheimische“ entwickelten Ideen, die in der Zeit ihrer Entstehung oft als verrückt oder zumindest als abwegig betrachtet wurden, später aber auf hohe Anerkennung stießen. Aber wo liegen die Grenzen zwischen Vision und Narretei? Das vorliegende Buch versucht, diese Frage erst gar nicht zu beantworten, sondern stellt eine Gegenfrage: Gibt es diese Grenzen überhaupt? Oder kommt es bloß auf den Blickwinkel an, der Visionen zu Narreteien macht und umgekehrt? Die Welt ist ohne Zweifel komplizierter und vielschichtiger als die Schwarzweißbilder, mit denen sie uns erklärt werden soll. Und letztlich ist es wohl diese Vielschichtigkeit, sind es die Nuancen und Übergänge zwischen den beiden Himmeln, die das Salzkammergut zu dem gemacht haben, was es heute ist: schön und doch so zwie- oder besser „vielspältig“.

Salzburg, Linz und Wien, im April 2005

Thomas Hellmuth, Ewald Hiebl, Günther Marchner und Martin Scheutz

KÜNSTLER
UND
LEBENSKÜNSTLER



der glanz der provinz
visionen von einer heilen welt



Aussee sei „nicht lediglich ‚Luftcurort‘“, schreibt die in Salzburg herausgegebene *Fremden-Zeitung* im Jahr 1892. Denn dazu gehöre „heutzutage, wie bekannt, nicht viel mehr als fünf Häuser mit kleinen Zimmern und groben Besitzern, ebensoviele Misthäufen und ein Dutzend auf der Dorfstraße grunzende Schweine“. Vielmehr habe sich Aussee „zu einem thatsächlichen Curorte mit wirklichen Heilmitteln und entsprechenden Anstalten, mit renommierten Aerzten, practicablen Unterkünften etc. aufgearbeitet“. Für das Salzkammergut bedeutete das 19. Jahrhundert vor allem Tourismusindustrie, Imagepflege, die Gestaltung schöner Fassaden. Der Glanz des Salzkammerguts sollte weit in die Monarchie ausstrahlen, in die hektischen und lauten Zentren der Moderne, um dort die Sehnsucht nach „Ursprünglichkeit“ zu stillen, die freilich eine künstliche war. Nun wurde der bislang gemiedene alpine Naturraum zunehmend „kolonisiert“, nach den Bedürfnissen von temporären Zivilisationsflüchtlingen „zugerichtet“. Große Flächen wurden eingezäunt, zum Park modelliert und ihrer Wildheit beraubt. Die „Agrarromantik“ blühte, wenngleich dieser Begriff damals noch nicht gebräuchlich war, die Verwechslung der Naturgewalten mit einem Spaziergang auf blühenden und duftenden Wiesen, die romantische Nacht in einem Bauernhäuschen bei flackerndem Kerzenlicht. Allerdings sollte die Reise in vergangene Zeiten nur vorübergehend erfolgen; die Rückkehr in die Zivilisation war eingeplant. „Aber einmal liebe ich das Primitive sehr, bin sehr achtzehntes Jahrhundert in meinen Neigungen“, schrieb Hugo von Hofmannsthal 1916 während eines Aufenthaltes im Ausseerland an den sächsischen Regierungsrat Alfred von Nostiz, „liebe eine flackernde Kerze, ein dünnes Schindeldach, auf das der Regen trommelt, eine enge Holztreppe, eine schiefe Dachkammer, wie diese, in der ich

seit 8 Sommern schlafe und die kein Bedienter ohne Nasenrumpfe acceptieren würde, [...] und dann ist es eine gute Schutzwehr gegen das Sociale.“

Hofmannsthal war einer von vielen Sommerfrischlern, die vor diesem „Socialen“, vor wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Wandel, geflüchtet waren und dabei das Salzkammergut als Refugium entdeckt hatten, die aber gleichzeitig in der Unberührt-heit der Region, aus der Sicherheit der Distanz, ihren Blick auf die Welt manchmal auch schärfen konnten. Unzählig sind die Namen derer, die im Salzkammergut als Visionäre, als „Gaukler des Geistes“, als Künstler oder als Analytiker die neue Zeit betrachteten – eine Zeit, die so stürmisch angebrochen war und die Lebenswelt der Menschen so nachhaltig verändern sollte. Neben Hofmannsthal zählten unter anderem die Schriftsteller Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Hermann Bahr und Richard Beer-Hofmann zu den ständigen Gästen im Salzkammergut. In Ischl traf sich etwa die Hautevolee der Operettenkomponisten und -librettisten. Immer wieder zog es Sigmund Freud ins steirische Salzkammergut, wo er in den Wäldern auf Pilzsuche ging. Und auch die Pädagogin Eugenie Schwarzwald fand im Salzkammergut gleichsam einen Stützpunkt für ihre „Erziehung zum Glück“. Sie eröffnete das Sommerheim „Seeblick“ am Grundlsee, das sich zu einem Treffpunkt arrivierter Künstler und Intellektueller entwickelte, etwa für die Schriftsteller Egon Friedell und Arno Holz sowie den Komponisten Egon Wellesz, dem es schwer fiel, „die einzigartige Schönheit der Ausseer Landschaft zu beschreiben, die harmonische Gliederung des Gebirges, die Anmut der Hügel und Wiesen, den Anblick des Dachsteins an klaren Herbsttagen“. Raoul Auernheimer verglich in seiner Autobiografie *Das Wirtshaus zur verlorenen Zeit* den Altausseer See mit einem großen Tintenfass, in das die Dichter ihre Federkiele tauchten. Und auch in Ischl herrschte, wie Karl Farkas im Lied *Ost und West* meint, „Dichten und Trachten / und Schalten und Walten! / Es quillt jeder Einfall / Aus goldener Schale, / Quillt Aktschluss und Abschluss / Und Grand-Finale.“

Woher kam diese Anziehungskraft, die das abgeschiedene Salzkammergut auf Künstler und Intellektuelle ausübte? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir unseren Blick auf die Wende zum 19. Jahrhundert richten, als zunächst Naturforscher und Landschaftsmaler in das Salzkammergut gereist waren, in eine jahrhundertalte Salzregion, die so lange vor neugierigen Blicken, vor Industriespionage, geschützt worden war. Nun stand aber nicht mehr das Salz im Zentrum der Betrachtung, sondern die atemberaubende Landschaft, die dem Salzkammergut den Beinamen „österreichische Schweiz“ verschaffte. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erforschte etwa Friedrich Simony auf unzähligen Wanderungen und Bergtouren die Gletscher und Seen des Salzkammerguts, die steinfressenden Algen im Traunsee und das Gräberfeld auf dem Hallstätter Salzberg. In seinen Aufzeichnungen über die erste Winterbesteigung des Dachsteins beschreibt er die Natur zunächst aus geologischer Perspektive, um sich schließlich vom Sonnenaufgang in das Reich der Poesie verführen zu lassen: „Wie ein feuriger Rubin von ungeheurer Größe tauchte mit einem Male die Sonnenscheibe aus der Tiefe des Ostens auf. Ihr Lichtstrahl durchbrach mächtig jenes feine violette Nebelgewebe, Lichtstrahl um Lichtstrahl zuckte zuerst über die höchsten Spitzen der Alpen, dann über ihre Wände und verdrängte Minute um Minute die fliehenden Schatten der Nacht, immer tiefer und tiefer steigend, bis endlich auch in den Tälern der Tag angebrochen war.“ Auch Adalbert Stifter verewigte seine Eindrücke in schönen Worten und in seinen Gemälden. „Es ist eine mächtige, tote Wildnis, durch die wir gingen“, schreibt er in der Erzählung *Liebfrauenschuh* über eine Wanderung vom Almsee über das Tote Gebirge, „ein Steinmeer und am ganzen Himmel kein Wölkchen; kein Hauch regte sich und der Mittag sank blendend und stumm und strahlenreich in die brennenden Steine.“

Während bei Stifter die unbändige Natur zumindest noch erahnbar ist, wurde sie mit dem Auftauchen der ersten Sommerfrischler schnell gezähmt. Verschönerungsvereine kümmerten sich um Wanderwege, das Kaffeehaus eroberte die Provinz. Komfortable Villen und Hotels dienten den bürgerlichen Familien während

ihres Sommeraufenthaltes als Unterkünfte, und mit der Errichtung von Promenaden und Esplanaden gelangten auch die zartesten Damen in den Genuss einer einerseits vertrauten, andererseits aber doch so seltsamen, aufregenden und unbekanntem Gegend. Der Komfort der modernen bürgerlichen Zentren sowie das Fremde und Wilde der Peripherie vermischten sich zu einer künstlichen „Ursprünglichkeit“, die noch interessanter wurde, als der Kaiser das kleine Ischl zur Sommerresidenz wählte. Das Salzkammergut: eine „Kaisermelange“, wie die gleichnamige Wiener Kaffeespezialität aus mehr oder weniger bekömmlichen Ingredienzien, aus Kaffee, heißer Milch, Eigelb, Zucker und Rum bzw. Kognak, die der Zivilisationsflüchtling nun auch in Ischl oder anderen Orten des Salzkammerguts, in den mondänen Cafés inmitten der prächtigen Bergkulissen bestellen konnte.

In dieser „Kaisermelange“, wo der Kaiser, dem außerhalb seiner Sommerfrische „nichts erspart“ blieb, in einheimischer Tracht auf die Pirsch ging, in dieser künstlich erzeugten Harmonie des Salzkammerguts konnten die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft, die Klassengesellschaft und die Ausbeutung der unteren Bevölkerungsschichten ausgeblendet oder zumindest in weite Ferne gerückt werden. In den sinnigen Versen, die um 1900 eine Außenwand des Badehotels „Elisabeth“ in Aussee zierten, bestätigt sich die Verdrängung der Realität auf geradezu naive Weise: „Der Gebirge reine Luft, / Dieses Waldes Fichtenduft / Und der Soolebäder Schärfe / Gut für stadtverdorb'ne Nerven. / Singet Vöglein in dem Busch, / Springt Eichhörnchen, husch, husch, husch, / Ohne Kummer, ohne Sorgen, – / Musst von ihnen Frohsinn borgen.“ Die Apologeten der bürgerlichen Gesellschaft mochten in dieser angeblich konfliktfreien Welt die Vision einer Gesellschaft von gleichen Bürgern verwirklicht sehen. „Die Leute, denen wir begegnen, kennen uns und sind alle in einer gewissen Weise hier zu Hause“, schreibt Hugo von Hofmannsthal in einem Brief an den Berliner Theaterdirektor Otto Brahm, „einmal ist es der Reichskanzler Hohenlohe und einmal eine alte, ganz runzlige Bauernfrau mit einem Eimer Milch.“ Für Ferdinand von Andrian gab es in Aus-

see „keine Standesunterschiede und Altersgrenzen [...]. Der Verkehr vollzieht sich ohne Zwang, jedoch mit natürlichem Anstand.“ Im Salzkammergut, so entsteht der Eindruck, war man zuallererst „Mensch“ und erst in zweiter Linie einem Stand oder einer Klasse zugehörig. Nur hier schienen Romanzen wie jene von Erzherzog Johann und der einfachen Postmeisterstocher Anna Plochl möglich, die sich am Toplitzsee, in der unberührten Natur, näher gekommen und schließlich eine unstandesgemäße Bindung eingegangen waren. Und nur hier konnte offenbar die Identität, die durch den gesellschaftlichen Wandel bedroht schien, neu gefunden werden. „Wenn ein Stein aus einer Mauer fällt“, schreibt Adalbert Stifter in seiner Novelle *Bergkristall*, „wird derselbe wieder hineingesetzt, die neuen Häuser werden wie die alten gebaut, die schadhaften Dächer werden mit gleichen Schindeln ausgebessert, und wenn in einem Hause scheckige Kühe sind, so werden immer solche Kälber aufgezogen, und die Farbe bleibt bei dem Hause.“

Mancher „Visionär“ erhielt aber gerade aufgrund der Distanz zur modernen Gesellschaft den Anstoß für seine analytischen Betrachtungen. Mehrere Träume, die Sigmund Freud deutete, hatten mit dem Salzkammergut zu tun. So sei bei einem Ausflug in das Escherntal die Hoffnung eines fünfjährigen Jungen, den Dachstein zu besteigen, nicht erfüllt worden. Im Traum aber bezwang er das mächtige Gebirge und kompensierte seine Enttäuschung. Freud selbst erkannte Aussee, als er sich im Traum auf einer Anhöhe mit „Plumpsklo“ befand: „Die ganze hintere Kante dicht besetzt mit Häufchen Kot von allen Größen und Stufen der Frische. Hinter der Bank ein Gebüsch. Ich uriniere auf die Bank, ein langer Harnstrahl spült alles rein [...]. Die Anhöhe und das Gebüsch gehören nach Aussee, wo meine Kinder jetzt weilen. Ich habe die Kindheitsätiologie der Neurosen aufgedeckt und dadurch meine Kinder vor Erkrankung bewahrt.“ Ein anderer „Visionär“, Hugo von Hofmannsthal, beschreibt in seiner Erzählung *Das Dorf im Gebirge*, wie zwei Welten, die Welt der städtischen Elite und jene der Einheimischen, im Sommer aufeinanderprallen: „Im Juni sind die Leute aus der Stadt gekommen und wohnen in allen großen Stuben. Die



Hofmannsthal in angeregter Unterhaltung mit zwei Ausseern, 1920er-Jahre

Bauern und ihre Weiber schlafen in den Dachkammern.“ Neben der kritischen Betrachtung der Zivilisationsflucht bleibt aber ein Hauch der Verklärung ländlicher Welten bestehen, etwa wenn er die ärmlichen Dachkammern „voll verstaubten Schlittengeschirrs mit raschelnden gelben Glöckchen daran, alter Winterjoppen, alter Steinschloßgewehre und unförmlicher rostblinder Sägen“ beschreibt.

Der verklärte Blick der Sommerfrischler beschränkte sich nicht allein auf die Landschaft und das Interieur der Bauernhäuser, sondern richtete sich auch auf die Einheimischen, die zum Idealtypus des Naturmenschen hochstilisiert wurden. Während dem Reiseschriftsteller und Naturforscher Franz Satori 1811 am Hallstättersee noch „Mitteldinger zwischen einem Orang-Outang und einem Menschen“ begegnet waren, bewunderte Johann Steiner bereits 1832 „die von Gesundheit strotzenden Alpendirnen“. Und L. Kegele schreibt 1898, dass „Almer und Almerin [...] durch einige Monate hindurch ein einsames und bescheidenes, jedoch freies und zufriedenes Leben“ fristen würden.

Das einfache Wesen der Einheimischen, ihre „Ursprünglichkeit“, spiegelte sich – so schien es den Zivilisationsflüchtlingen – wiederum im Brauchtum. Daher sammelte der „Zweiheimische“ Konrad Mautner, ein Wiener Industriellensohn, der den Ausseer Dialekt beinahe akzentfrei erlernt haben soll, wie ein Besessener die

Ausseer Lieder und Weisen, die Kinder- und Tanzreime, die Jodler und Trachten. Er selbst glich sich in seiner Lebensweise und Kleidung völlig den Einheimischen an, war – wie er selbst schreibt – als „Kamerad unter dem Bauernvolk gern gelitten“. Und Erzherzog Johann, der sich nach seinen politischen Niederlagen immer wieder nach der „Ursprünglichkeit“ der Provinz sehnte, führte in der Steiermark den „grauen Rock“ ein, „um ein Beyspiel der Einfachheit und Sitte zu geben, so wie mein Rock so wurde mein Hauswesen, so mein Reden und mein Handeln. Das Beyspiel wirkte, und ich ziehe ihn nie mehr aus, ebenso wenig weich ich von meiner Einfachheit, lieber gebe ich mein Leben her.“ Wie die Landschaft wurde aber das Brauchtum den Vorstellungen der Sommerfrischler angepasst, die Trachten etwa mit Seiden, Spitzen und Silberschmuck aufgezputzt. Ohne Dirndl oder Trachtenanzug war ein Sommerfrischler nur noch ein halber Sommerfrischler. „Die Modengecken haben sich nun in Lodengecken verwandelt“, schreibt Oscar Blumenthal. „Kratzen sie an diesen Naturmenschen, und sie werden das Alpengerl finden. Untersuchen sie ihren Rucksack, und sie entdecken die Bartbinde.“

Blumenthal hatte 1897 gemeinsam mit Gustav Kadelburg den Schwank *Im Weißen Rößl* verfasst, den Ralph Benatzky später zum gleichnamigen Singspiel umarbeiten sollte. Der Erfolg des Stückes verhalf Blumenthal letztlich zu einem Leben als Privatier in Bad Ischl. Dennoch kratzt Blumenthal, selbst ein Zivilisationsflüchtling, in seinen 1910 verfassten *Ischler Frühlingsgesprächen* an der glänzenden Fassade der Provinz. Und dahinter findet sich eine gespaltene Gesellschaft, eine Welt, wie sie auch außerhalb des ländlichen „Paradieses“ existierte. Während sich die Sommerfrischler als Einheimische verkleideten und sich „ursprünglich“ gaben, standen sich die politischen Lager auch im Salzkammergut gegenüber. Die Kirche sah die alten Werte durch die Moderne gefährdet, unter anderem durch den Fremdenverkehr, der ihr als Auswuchs der bürgerlich-liberalen Gesellschaft galt, als eine Ausgeburt der Hölle gleichsam. So klagte der Pfarrer von Hallstatt 1913 über die zunehmende „Vergnügungssucht“ und wies darauf hin, „daß in der Som-

mersaison der Gottesdienst nachlässig besucht wird.“ Und die Kinder schienen, wie eine Inspektion des Religionsunterrichtes in Bad Ischl 1914 ergab, durch die „vielen Lustbarkeiten und Unterhaltungen“ in ihrem festen Glauben gefährdet. Liberalismus und Katholizismus rieben einander, bis sich die Feuer des Aufruhrs, der Rebellion, des Widerstandes entzündeten. Während der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848 berichtete die Kirche über „fremde Emissäre und insbesondere die Protestanten“, die „unter falscher Interpretation der Denk-, Rede-, Preß- und Glaubensfreiheit auf alle Weise aufzuregen suchen“. In der Zeit des Neoabsolutismus trugen Beamte angeblich „die Larve der Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Gang der Dinge vor dem Gesichte“, würden „aber bey nächster Gelegenheit ihre innere Anhänglichkeit an Umwälzung, besonders die Verachtung der Religion wieder an Tag legen“. Im Salzkammergut gärte es, und Personen wie Konrad Deubler oder Franz Muß, die sich dem Liberalismus verpflichtet fühlten und mutig für ihre Überzeugungen einstanden, wurden von der Behörde verfolgt, in die Kerker eines absolutistischen Staates geworfen, der sich mit aller Gewalt gegen den Zeitenlauf zu stellen schien. Außerdem organisierten sich um 1870 zahlreiche Arbeiter in liberalen Arbeiterbildungsvereinen, die bald von Sozialdemokraten unterwandert wurden.

Aber nicht nur die einheimische Gesellschaft war gespalten, auch die Sommerfrischler waren weit entfernt von der Harmonie, die das Salzkammergut angeblich so auszeichnete. Zum einen spalteten sie sich in „echte“ Naturverbundene und „Lodengecken“. Während die einen in den kleineren Orten nach der ersehnten Ruhe suchten und von „Geheimtipps“ sprachen, sehnten sich die anderen danach, in die Gesellschaft des Modebades Ischl einzutauchen, einmal einen Blick auf eine Berühmtheit zu werfen, etwa auf Franz Lehár oder Johann Strauß, die allsommerlich die Wiener Operette in das Salzkammergut auf Sommerfrische schickten. Zum anderen machte sich seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auch ein rassistischer Deutschnationalismus breit, der die Saat der sozialen Ausgrenzung streute. Jeder Sommerfrischler anderer Na-

tion erschien den Deutschnationalen als „Unnatur in der Natur“. Angeblich entsprach die Ursprünglichkeit allein dem deutschen Wesen, der Fremde verkörperte dagegen die gesellschaftliche Dekadenz. Gemeinsam mit dem Deutschnationalismus machte sich auch der Antisemitismus im Salzkammergut bemerkbar. In den 1920er-Jahren verweigerte etwa ein Gasthof in St. Georgen im Attergau jüdischen Sommergästen die Unterkunft, Anfang der 1930er-Jahre häuften sich schließlich die offenen Angriffe gegen Juden. Die von der Bad Ischler NSDAP herausgegebene Zeitung *Ischler Beobachter* veröffentlichte Hetzartikel gegen jüdische Kurgäste. Und die Kirche klagte über den angeblich schlechten Einfluss der jüdischen Sommerfrischler in St. Wolfgang: „Nicht erfreulich wirken [...] im Sommer die meisten jüdischen Fremden und besonders die Filmgesellschaften.“ Kurz nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich empfahl die Bad Ausseer Kurkommission den Einheimischen, „unter keinen Umständen Wohnungen und Zimmer an Juden zu vermieten“.

Dennoch haben jüdische Emigranten und Überlebende des Holocaust das Salzkammergut in bester Erinnerung behalten. Voraussetzung dafür ist freilich die Reduzierung der Sommerfrische auf die Schönheiten der Natur, auf die konstruierte „Ursprünglichkeit“ und „Harmonie“ sowie das Brauchtum, auf ein Gesellschaftsmodell, das die bürgerlichen Zivilisationsflüchtlinge bereits im 19. Jahrhundert entworfen hatten. Das Salzkammergut wird damit zu einem imaginären Ort, der sich in den Erinnerungen frei von sozialen Problemen, politischen Konflikten und vor allem von den Gräueln des Holocaust präsentiert. Es gleicht einem Paradoxon – oder sollte besser von einer Perversion gesprochen werden? –, wenn dieses Bild eines wundersamen Märchenreiches nicht nur den Emigranten dient, um ihre erlittenen Verletzungen zu verarbeiten, sondern auch weiterhin zur allgemeinen Beschreibung des Salzkammerguts. Wenn die Rede auf den Nationalsozialismus kommt, verschließt so mancher seine Ohren. Verschwiegenheit, so entsteht der Eindruck, ist Goldes wert. Wenn wir aber ein wenig an der vergoldeten Oberfläche kratzen, offenbart sich ein anderes Bild des

Salzkammerguts: das einer oft problematischen, vieldeutigen und differenzierten, manchmal auch faszinierenden Region. Der Glanz der Provinz (ver-)blendet nicht mehr, und ein Blick hinter die Kulissen wird möglich.

LITERATURVERZEICHNIS

Ferdinand von ANDRIAN, Die Altaussee. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Nachdruck der Originalausgabe. Altaussee 1975; Raoul AUERNHEIMER, Das Wirtshaus zur verlorenen Zeit. Erlebnisse und Erkenntnisse. Wien 1948; Hubertus CZERNIN (Hg.), Salzkammergut. Klagenfurt/Celovec 1998; Gottfried HEINDL, Das Salzkammergut und seine Gäste. Die Geschichte einer Sommerfrische. Wien 1993; Thomas HELLMUTH, Das Salzkammergut. In: Ernst BRUCKMÜLLER/Hannes STEKL/Emil BRIX (Hg.), Memoria Austriae, Bd. II. Symbolische Orte. Wien/München 2005; Alois MAYRHUBER/Viktor SUCHY (Hg.), Hugo von Hofmannsthal und die Kultur im steirischen Salzkammergut. Zu einer Ausstellung anlässlich des 50. Todestages des Dichters. Bad Aussee 1979; Alfred KOMAREK, Salzkammergut. Reise durch ein unbekanntes Land. Wien 1994; Albert LICHTBLAU, Die Chiffre Sommerfrische als Erinnerungstopos. Der retrospektiv-lebensgeschichtliche Blick. In: Sabine HÖDL/Eleonore LAPPIN (Hg.), Erinnerung als Gegenwart. Jüdische Gedenkkulturen. Wien 2000, 89–128; Lutz MAURER, Aussee bleibt mir das Schönste. Starnberg 1996; Johanna PALME, Sommerfrische des Geistes. Wissenschaftler im Ausseerland. Bad Aussee 1999; Wolfgang QUATEMBER/Ulrike FELBER/Susanne ROLINEK, Das Salzkammergut. Seine politische Kultur in der Ersten und Zweiten Republik. Grünbach 1999; Adalbert STIFTER, Bergkristall. In: DERS., Gesammelte Werke. Novellen, Bd. 2. München 1982, 199–255; Regina THUMSER, Kabarett auf Sommerfrische. In: DIES./Christian KLÖSCH, From Vienna. Exilkabarett in New York 1938 bis 1950. Wien 2002, 86–95.

„we drove on to alt-aussee“
das legendäre „hotel am see“



„Hotels sind Monumente von Epochen, die an den Ornamenten ihrer Architektur erkennbar werden und sich an den bröckelnden Fassaden verraten. Sie sind Fluchtpunkte jeden Zeitalters und ihre zufälligen Mittelpunkte zugleich; Spuren jedoch lässt allein das zurück, was man pauschal als die Geschichte bezeichnet. Man geht die Fluchten der Gänge ab und ist da, ohne wirklich hier oder jemals angelangt zu sein, das Paradoxon der Passage, eines Lebens, das nach Spuren sucht und seine eigenen an den Dingen hinterlassen will, während das Zimmermädchen am nächsten Tag jeden Fingerabdruck entfernt hat und die Laken flach gestreift. [...] Man hört die Geräusche durch die Wände, das Atmen und einzelne Worte, doch auch das wirft einen schließlich nur auf sich selbst zurück; zwischen Tisch, Bett und Stuhl reduziert sich das Leben auf die Anzahl der Schritte dazwischen. [...] In diesem Sinn sind Hotels die eigentlichen Tempel unseres Jahrhunderts.“

Raoul Schrott

Das Salzkammergut und das Ausseerland gelten gemeinhin als Reisejuwel vergangener, gegenwärtiger und wohl auch zukünftiger Tage. Der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert stetig anwachsende Strom der Reisenden und die Etablierung des Ausseerlandes als eine der beliebtesten österreichischen Fremdenverkehrsregionen, mitunter sogar als „Sommermythos“ bezeichnet, prägten diesen Landstrich nachhaltig. Für viele dort ansässige Familien war und ist der Tourismus die Basis für ihre wirtschaftliche Existenz. Das gilt im Besonderen für die gewerblichen Bereiche der Hotellerie und Gastronomie. Ein Paradebeispiel für die Kontinuität Altaussees als Reiseziel und für die enge Verflochtenheit zwischen Verreisen und Ankommen stellt die Geschichte der ältesten Hotelier-Dynastie Altaussees, der Familie Frischmuth, dar.

Am Ende der Altausseer Straße, im Ortsteil Fischerndorf, direkt am Ufer des malerischen Altausseer Sees, liegt, eingebettet

zwischen Loser und Trisselwand, das „Hotel am See“. Betritt man dieses und lässt die Atmosphäre auf sich wirken, so bekommt man unweigerlich den Eindruck, sich in einem geschichtsträchtigen Haus zu befinden und Teil lebendiger Geschichte zu sein. Im 12. Jahrhundert erstmals in Zusammenhang mit dem Bau der örtlichen Kirche urkundlich erwähnt, weist ein Urbar aus dem 14. Jahrhundert das Haus bereits als Gastbetrieb aus. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das „Seewirtshaus“, wie es damals noch hieß, von Matthäus Kalhs (1813–1871) zu einem einstöckigen Landgasthof erweitert, der seinerzeit bereits zahlreichen weitgereisten Erholungshungrigen Sommerquartier bot. Zeugnis davon liefert unter anderem die britische Schriftstellerin Lizzie Selina Eden, wenn sie in ihrem 1869 in London erschienenen Buch *My Holiday In Austria* schreibt: „we drove on to Alt-Aussee, and took up our quarters at the hotel on the lake.“ Im Jahre 1871 realisierte Juliane Kalhs die weitsichtigen Pläne ihres in eben diesem Jahr verstorbenen Gatten und ließ ein zweites Stockwerk auf das bestehende Haus aufsetzen. Ein Jahr später, am 1. Mai 1872, ehelichte die ältere Seewirtstochter Amalia Kalhs (1852–1939) den in St. Marienkirchen an der Polsenz (Oberösterreich) geborenen Schmiedsohn Michael Frischmuth (1842–1927). Seit diesem Tag trägt das Haus den Namen Frischmuth und wird bis dato, bereits in der vierten Generation, als Hotelbetrieb geführt.

Nachdem Michael Frischmuth (1842–1927) seinen Vater im Alter von zehn Jahren verloren und sich seine Mutter rasch wiederverheiratet hatte, blieb dem jungen Mann nur die Flucht aus der kinderreichen Familie und den ärmlichen Verhältnissen, um fortan selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen.

Michael Frischmuth begann seine Berufslaufbahn als Kellnerlehrling in der Linzer Händler- und Fuhrmannskneipe „Zum schwarzen Bock“. Im Anschluss an diese dreijährige Lehrzeit arbeitete er als Kellner auf dem Passagierdampfer „Stadt Passau“, der zwischen Passau und Wien verkehrte. Nach zwei Jahren Tätigkeit als Schiffskellner zog es Michael Frischmuth in die Reichshauptstadt Wien, wo er die Stelle eines Zimmerobers im Hotel „Erzherzog

Karl“ annahm. In den Sommermonaten, als viele Stadtbewohner ihre urbane Umgebung verließen und in die Vororte oder alpinen Sommerfrischedomizile flüchteten, tat es ihnen Michael Frischmuth gleich; er arbeitete im noblen Kurort Bad Ischl. Dort gelang es ihm schließlich, im „Hotel Post“ die Position eines Oberkellners einzunehmen und bei einem Ausflug nach Altaussee das Herz der älteren Seewirtstochter zu erobern. Mit der bald darauf folgenden Hochzeit begann der Aufstieg der Familie Frischmuth zur führenden Gastwirt-Dynastie Altaussees. Noch vor der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde der Gasthof baulich um einen Ost- und einen Westtrakt erweitert, und ein moderner Speisesaal mit Seeterrasse wurde angebaut. Im Jahr 1897 waren die Bauarbeiten abgeschlossen, und das Hotel erhielt sein heutiges Aussehen. Der Familienbesitz bestand nicht nur aus dem Hotelbetrieb, sondern darüber hinaus aus einer Landwirtschaft (mit Holzservitut und Fischereirecht) und einer Bäckerei; die damalige wirtschaftliche Existenz der Familie fußte also auf mehreren Säulen.

Um 1912 genoss das Haus bereits internationalen Ruf. Laut dem 1912 von Josef Rühl herausgegebenen *Steirischen Verkehrsbuch* standen den ankommenden Gästen insgesamt 100 Zimmer mit 140 Betten zur Verfügung, damit stellte das Hotel sogar die Hälfte der gesamten Bettenkapazität in Altaussee. Zur Erholung und zum Vergnügen der Reisenden hatte Michael Frischmuth Gesellschaftsräume, See- und Wannengebäude, einen Hotelpark, einen Gastgarten und einen Tennisplatz geschaffen. Zweifellos kann Frischmuth, der das Hotel den modernsten Anforderungen entsprechend führte, als Pionier des Ausseer Fremdenverkehrs bezeichnet werden. In Anerkennung seiner Verdienste um die Ankurbelung des Fremdenverkehrs wurde ihm anlässlich seines siebzigsten Geburtstages im Jahre 1912 die Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Altaussee verliehen, wie die *Steirische Alpenpost* in ihrer Ausgabe vom 27. April 1912 berichtet.

Sein ältester Sohn, Michael (1873–1954), trat nicht nur namentlich in die Fußstapfen seines Vaters. Nach erfolgreicher Absolvierung der Bürgerschule in Linz und einer Sommersaison im

elterlichen Hotel wurde der 15-Jährige für die Dauer eines Jahres auf eine Genfer Sprachschule geschickt, um die englische und französische Sprache zu erlernen. Von dort ging er gemeinsam mit dem in der Sommersaison im elterlichen Hotel tätigen Oberkellner Jean Rössler direkt nach Monte Carlo in das „Hôtel Paris“, wo er sich als Kellnerjunge seine ersten beruflichen Sporen verdiente. Nach kurzem Zwischenaufenthalt in der Heimat machte sich Michael Frischmuth erneut auf den Weg nach Frankreich, um in Cannes, beim Schweizer Hotelier César Ritz (1850–1918), dem „king of hoteliers and hotelier of the kings“, im „Hôtel de Provence“ als Speisenträger zu arbeiten. Nach vierjährigem Aufenthalt verließ Michael Frischmuth, gerade neunzehn, Frankreich und brach nach England auf. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, eine passende Arbeit in London zu finden, gelang es ihm schließlich, im „Queen Ann’s Mansion Hotel“ eine Stelle als Speisenträger zu bekommen. Die Notwendigkeit, seinen Militärdienst abzuleisten, veranlasste Michael Frischmuth, die Britischen Inseln zu verlassen und in seine Heimat zurückzukehren, um im Regiment „König der Belgier“ in Laibach/Ljubljana einzurücken. Nach Beendigung des Wehrdienstes zog es ihn erneut an die Riviera, diesmal arbeitete er bereits in der Position eines Oberkellners in einem kleinen französischen Badeort. Von dort reiste der umtriebige Altausseer nach Ägypten, um in Luxor weitere internationale Berufserfahrung zu sammeln.

Nach jahrelangen Auslandsaufenthalten kehrte er letztendlich nach Altaussee zurück, heiratete die Innsbrucker Hoteliers-tochter Amalia Hanreich und übernahm im Jahr 1905, 32-jährig, den elterlichen Betrieb. Der Familienbesitz wurde durch den Ankauf der Altausseer Villa des Großherzogs von Nassau vergrößert, woraus in weiterer Folge das „Parkhotel“, das Geburtshaus der Schriftstellerin Barbara Frischmuth, entstand. Das Stammhaus wurde weiteren Modernisierungen unterzogen; so ließ Michael Frischmuth, noch im Jahr der Übernahme, elektrisches Licht in den Hotelbetrieb einleiten. Im Jahr 1906 erhielt er die höchste kommerzielle Auszeichnung der Donaumonarchie – das Recht der Hoflieferanten, den kaiserlichen Adler in Schild und Siegel zu führen.

Nach dem Ersten Weltkrieg und nach Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, welche die Nachkriegszeit mit sich gebracht hatte, begann die sukzessive Wiederbelebung des Fremdenverkehrs im Ausseerland, und Michael Frischmuth arbeitete erneut mit vollem Eifer an der Modernisierung seines Betriebes. Im Jahr 1927 wurden im gesamten Hotel die sanitären Anlagen erneuert, Warm- und Kaltwasser in allen Zimmern eingeleitet und im Haupthaus eine Zentralheizung eingebaut. Zwei Jahre später bekam das „Hotel am See“ von der Steiermärkischen Landesregierung sogar das Prädikat „Landesprämierter Betrieb“ verliehen.

Während Michael Frischmuth der Jüngere, dem im Jahre 1929 der Kommerzialratstitel verliehen wurde, den Familienbetrieb durch die wirtschaftlich schwierigen Jahre der Zwischenkriegszeit führte, wurde dessen jüngster Sohn, Franz Frischmuth (1917–1980), schon früh auf die Aufgabe, eines Tages den Hotelbetrieb zu übernehmen, vorbereitet. Nach vier Klassen Volks- und Realschule trat Franz Frischmuth in eine gastgewerbliche Lehre ein. Bereits mit vierzehn Jahren verließ auch er das heimliche Altaussee, um im „Hotel Vesuvio“ in Neapel erste Berufserfahrung als Kellner zu sammeln. Nach einjähriger Tätigkeit kehrte er nach Österreich zurück, besuchte in Wien die Höhere Fachschule für das Gastwirte-, Hotel- und Kaffeesiedergewerbe und absolvierte nebenbei mehrere Volontariate im Kassabüro und in der Rezeption des „Grandhotel Wien“. Zwischen 1933 und 1938 war Franz Frischmuth in Frankreich, England und Ägypten unterwegs. Längere Zeit verbrachte er im französischen Ferienort Aix-Les-Bains. Stationen seines dortigen Aufenthalts waren das „Hôtel Régina Bernascon“, wo er ein monatiges Praktikum in der Rezeption durchlief, das „Hôtel Mirabeau“ und die Pension „Villa Lamartine“. Der Inhaber und Direktor der „Villa Lamartine“, G. Neubert, äußerte sich im abschließenden Arbeitszeugnis sehr lobend über Franz Frischmuth, indem er schrieb: „Herr Frischmuth hat einen unglaublichen Fortschritt gemacht und kann sich nunmehr fehlerfrei und fließend ausdrücken.“ Trotz der ihm attestierten guten Sprachkenntnisse war es nicht immer ein Leichtes, sofort eine adäquate Arbeit zu finden, und so verdingte

sich Franz Frischmuth zeitweilig auch als Ansichtskartenverkäufer in Marseille.

Im Juli und August des Jahres 1936 arbeitete er als Kellner im „Hôtel des Thermes“ in Brides-Les-Bains. Letzte Station seines langen Auslandsaufenthaltes bildete, wie schon bei seinem Vater, Ägypten, dort war er in der Saison 1937/38 als Rezeptionist im „Luxor Winter Palace Hotel“ tätig.

Im April des Jahres 1938 kehrte er nach Altaussee zurück, musste jedoch bereits im darauf folgenden Dezember erneut seine Heimat verlassen, um für die kommenden sechs Jahre Militär- und Kriegsdienst zu leisten. Während drei seiner Brüder auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges ihr Leben ließen, schaffte Franz Frischmuth die Rückkehr nach Altaussee und half seinem Vater bei der Wiederinstandsetzung des durch die Kriegswirren stark in Mitleidenschaft gezogenen und während des Krieges zum Lazarett umfunktionierten Hotels. Während der langen britischen Besatzungszeit traf der weitgereiste Franz Frischmuth im Stabschef der britischen Kommandantur in Gmunden zufälligerweise einen Bekannten aus alten Tagen wieder – jenen Kollegen, mit dem er Jahre zuvor gemeinsam in Marseille Ansichtskarten verkauft hatte.

Nachdem das Lazarett geräumt und das Haus renoviert worden war, wurde der Hotelbetrieb, anfangs mit geliehenen Möbeln, erneut aufgenommen. Ab 1947 fungierte Franz Frischmuth als Pächter, um am 1. Jänner 1954 das „Hotel am See“ von seinem Vater, der sich aus dem Geschäft zurückzog, zu übernehmen. Der neue Besitzer passte den Hotelbetrieb den Anforderungen der neuen Zeit und dem immer stärker werdenden Tourismus an, nahm innerbetriebliche Strukturverbesserungen vor, errichtete An- und Zubauten, darunter das elfte österreichische Hallenbad, welches im Jahr 1968 seiner Bestimmung übergeben wurde. Dieses Jahr kennzeichnete auch den Übergang vom Saison- zum Ganzjahresbetrieb. Einige Jahre zuvor, 1962, heiratete Franz Frischmuth die 1940 in Großreifling geborene Rotraud Proier. Gemeinsam führten sie den Hotelbetrieb und die bereits zur Tradition gewordene Gastlichkeit weiter.

Nebenbei engagierte sich der Hotelier, wie schon sein Großvater und Vater, in der kommunalen Politik. Er übte zahlreiche Kammerfunktionen aus und wirkte an der Etablierung Altaussees als bedeutende Fremdenverkehrsgemeinde entscheidend mit. So war er Initiator der Loserstraße sowie Aufsichtsrat und Mitbegründer der Loserstraße Bau und Betriebs Ges.m.b.H. und Co. KG. Als Franz Frischmuth am 22. März 1980 im Alter von nur 63 Jahren überraschend starb, hinterließ er nicht nur in der Familie, sondern auch im Hotelbetrieb, bei vielen Angestellten und Stammgästen eine große Lücke. Ebenso verlor die Fremdenverkehrsgemeinde Altaussee in ihm einen wichtigen Exponenten und Förderer des kommunalen Tourismus. Unter schwierigen Umständen gelang es Rotraud Frischmuth, das „Hotel am See“ für die nachfolgende Generation zu retten, wenngleich es wirtschaftlich und organisatorisch unmöglich war, das Hotel in seiner ursprünglichen Größe zu erhalten. Ihr ist es aber zu verdanken, dass heute Gäste wie eh und je im „Hotel am See“ ein- und ausgehen, ankommen und abreisen und sich auf der Seeterrasse an dem im See gespiegelten Anblick des Dachsteins erfreuen können, wie dies schon Arthur Schnitzler in seinen Jugendjahren und viele andere nach ihm getan haben. Das Hotel wird gegenwärtig als Familienbetrieb von den inzwischen erwachsenen Kindern Franz, Gabriele und Andrea Frischmuth geführt.

Ein Hotel ist generell nicht nur Symbol des Ankommens, sondern immer auch eine „Metapher für den Dualismus von Unterwegssein und Ankommen“. Die Geschichte des „Hotels am See“ illustriert eindrucksvoll, dass dieses Haus sowohl Ausgangspunkt für die europaweiten Reisen seiner kosmopolitischen, visionären Besitzer und zugleich Bestimmungsort für unzählige Reisende war.

In den letzten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelte sich das Ausseerland zu einem beliebten Anziehungspunkt für Reisende aus allen Teilen der Monarchie und vielen Teilen Europas; auch Gäste aus Übersee fanden den Weg in diese entlegene Region. Das „Hotel am See“ bildete den Endpunkt für

viele Reisende. Gekrönte Häupter wie Kaiser Wilhelm I., Kaiserin Elisabeth, die Königinnen Emma und Wilhelmine der Niederlande, König Karol II. von Rumänien, Kaiser Franz Josef I., König Milan von Serbien und Prinz Ernst August, Herzog von Cumberland, betteten ihre Häupter ebenso im Seehotel zur Ruhe wie die illustre Gesellschaft der intellektuellen und künstlerischen Elite, die im Hotel nicht nur rastete, sondern dort auch ihrer Arbeit nachging.

Die Eintragungen in den alten Gästebüchern lesen sich wie das „Who is who“ der Habsburgermonarchie und lassen die glamouröse Zeit der Belle Époque nochmals aufblitzen. Persönlichkeiten wie die Musiker Franz Lehár, Emmerich Kálmán und die Hofopernsängerin Mella Fivrai, Vertreter aus der Politik wie Theodor Herzl und der k. k. Minister für Cultus und Unterricht, Wilhelm Ritter von Hartel, Schriftsteller wie Wolfgang Madjera, Fritz Ritter von Herzmanovsky-Orlando, Hermann Bahr, Hugo Wittmann, Alfred Wolfgang Wurzbach Ritter von Tannenberg, Friedrich Torberg, Fritz Mauthner, Josef Fritz von Doblhoff, Jakob Wassermann, Hugo Salus, Raoul Auernheimer, Arthur Schnitzler, Robert Weil, Alice Schalek, Hermine Cloeter, Rudolf Kassner, Emil Alphons Rheinhardt, Hans Strobl, Carl Colbert, Hans Sterneder, Selma Stark, Karl Rosner, Richard Duschinsky und Artur Wolfgang Ritter von Sacher-Masoch wohnten im „Hotel am See“. Das Zugewesen vieler Literaten brachte dem Hotel den wohlklingenden Beinamen „Dichterherberge“ ein. In Relation zum gesamten Tourismusaufkommen gesehen, stellte diese Gästeklientel jedoch nur einen geringen Anteil am gesamten Gästespektrum dar. So war das „Hotel am See“ immer auch Anziehungspunkt vieler, wenig bis unbekannter Reisender, die, wären ihre Namen nicht in den Gästebüchern des Hotels verzeichnet oder ihre Gesichter nicht auf Fotografien festgehalten worden, in der Anonymität des aufkommenden Massentourismus untergegangen wären.

Im September 1911 weilte der Lord Mayor of London, Sir Thomas Vezev Strong (1857–1920), in Begleitung von 60 Vertretern der englischen Hauptstadt, unter ihnen 55 Geschäfts- und Kaufleu-

te, in Österreich zu Besuch. Nach einem viereinhalbtägigen Aufenthalt in Wien und einer Audienz beim Kaiser reisten die englischen Gäste über Bad Ischl nach Bad Aussee, um die Schönheiten des Ausseerlandes in Augenschein zu nehmen. Im Zuge ihres Besuches machte die Londoner Delegation auch Halt in Altaussee, um dort im „Hotel am See“ den Lunch einzunehmen. Josef Bachler, Dr. Ernst Bing und Michael Frischmuth sorgten für einen gebührenden Empfang. Der Altausseer Bürgermeister Johann Wimmer hielt die Begrüßungsansprache, welche vom Kurgast Hans Ornstein ins Englische übersetzt wurde. Man sprach einen Toast auf die abwesenden Damen der englischen Gäste aus, woraufhin der Lord Mayor erwidert haben soll, dass er und seine Begleiter bereits vor der Abreise aus London gewarnt wurden, dass Österreich die schönsten Frauen Europas besäße. Die an jenem Tag entstandene Abbildung zeigt Hotelier Michael Frischmuth (zweite Person von rechts) und den Bürgermeister von London (fünfte Person von rechts) inmitten der übrigen Reisegesellschaft am Ufer des Altausseer Sees.

Der Erste Weltkrieg setzte der gedeihlichen Entwicklung des Fremdenverkehrs ein abruptes Ende, obgleich auch in den Kriegsjahren die Hotelgäste nicht gänzlich ausblieben. In den Jahren von 1914 bis Ende 1918 trugen sich insgesamt 891 Parteien in das Gästebuch ein. So verbrachte beispielsweise ein treuer Stammgast, der Feuilletonist Hugo Wittmann (1839–1923), die Sommer 1914, 1916 und 1917 im „Hotel am See“. Anfang der 1920er-Jahre hatten sich die Nachkriegsverhältnisse so weit stabilisiert, dass wieder ein geregelter Hotelbetrieb aufgenommen werden konnte. Das Haus begann sich rasch mit Neuankömmlingen zu füllen. Bereits im Jahr 1926 wurde das „Hotel am See“ wieder vermehrt von aus- und inländischen Gästen besucht und kam so seinem Ruf als international besuchtes Hotel und erste Adresse in Altaussee erneut nach. Besucher aus Ägypten, Australien, Argentinien, China, Irland, Sri Lanka, Südafrika und den USA, um nur einige wenige exotisch anmutende Herkunftsländer zu nennen, nahmen im „Hotel am See“ Quartier. Selbstredend spielten Touristen aus den Nachfolge-

staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie und Gäste aus Deutschland weiterhin die gewichtigste Rolle.

Der Ausseer Fremdenverkehr in den 1930er-Jahren blieb nicht von der Weltwirtschaftskrise und der verhängten Tausendmarksperre verschont. Doch nach wie vor blieb das „Hotel am See“ ein Garant für exklusiven Urlaub im Ausseerland, bis der Zweite Weltkrieg dem geschäftigen Treiben an den Ufern des Altausseer Sees erneut ein jähes Ende bereiten sollte. In den 1950er-Jahren setzte allgemein ein rasches und bis dahin ungekanntes Wachstum der Fremdenverkehrsbranche ein. Immer mehr Menschen suchten Reiseziele in geografisch immer weiter entfernten Gebieten auf. Wiederum füllte sich das „Hotel am See“ mit Gästen aus aller Welt. Doch nicht nur die urlaubenden Gäste waren internationaler Herkunft, sondern auch das im Betrieb beschäftigte Personal kam aus vieler Herren Länder. So fanden Franzosen, Amerikaner, Kanadier sowie ein Inder und ein Mexikaner Arbeit im „Hotel am See“ und sorgten für internationales Flair am Fuß des Loser.

Gegenwärtig sind viele Besucher des Hotels langjährige Stammgäste, manche setzen den zur Tradition gewordenen Aufenthalt ihrer Ur- und Großelterngeneration im „Hotel am See“ fort. Für andere sind das Ausseerland und das „Hotel am See“ zur temporären Heimat geworden. So zum Beispiel für Traudte Joseph aus Hagen, die mir bei einem gemeinsamen Frühstück auf der Seeterrasse erzählte, dass sie als junges Mädchen im Jahr 1931 in Begleitung ihrer Eltern zum ersten Mal in das Ausseerland gekommen war. Nach einem, aufgrund ihrer jüdischen Herkunft äußerst bewegten Leben kommt die 89-jährige Dame seit nunmehr achtzehn Jahren alljährlich für vier Wochen in das „Hotel am See“, um „ihr“ Zimmer zu beziehen. Sie versprach, im nächsten Jahr zurückzukehren, um ihren neunzigsten Geburtstag feierlich im Hotel zu begehen.

Die Hotelgeschichte und die dahinter stehende Philosophie der Besitzer illustriert und vergegenwärtigt, dass das „Hotel am See“ ein nostalgischer, lebendiger Ort ist, ein Ort, der in gleichem Maße von Begegnung, Übergang und Verabschiedung geprägt ist.

Über drei Generationen hinweg verließen die männlichen Besitzer des „Hotels am See“ für viele Jahre ihr Elternhaus, um in der großen Welt jenes Wissen zu erwerben, das sie nach ihrer Rückkehr gewinnbringend im eigenen Betrieb einzusetzen wussten, wenn „die große Welt“ nach Altaussee kam.

Das „Seehotel“ lässt den Glanz vergangener Zeiten erahnen. Kühle Noblesse und abweisende Pracht treffen auf dieses Haus nicht zu. Hier gibt es Leben, Emotionen, Anteilnahme und Persönlichkeit. Gepflegt wird, was ein gutes Hotel ausmacht, nämlich Gastfreundschaft – und das seit mehr als einem Jahrhundert.

LITERATURVERZEICHNIS

Felicitas FRISCHMUTH, Das Dorf Altaussee im Salzkammergut. Seine Landschaft, seine Wirtschaft und seine Menschen. Diss. Innsbruck 1946; Felicitas FRISCHMUTH-RIEDL, Das Wirtshaus am See. Salzburg 1972; Andrea PENZ, Von der Sommerfrische zum Urlaub – ein Paradigmenwechsel. Das Beispiel Altaussee. In: Blätter für Heimatkunde 76 (2002), 62–73; Andrea PENZ, Vom Fremdenverkehr zum Tourismus. Räume – Bedingungen – Akteure. Ein Vergleich zwischen Österreich und Irland von 1900–1938. Diss. Graz 2003; Andrea PENZ, Treasure Island and Home of Waltzes. The promotion of Ireland and Austria as tourist destinations in travel literature and tourist films from 1918 to 1938. In: Mike ROBINSON/David PICARD (Hg.), Tourism & Literature. Travel, Imagination and Myth. Electronic Publication (Sheffield Hallam University 2004); Arthur SCHNITZLER, Jugend in Wien. Eine Autobiographie. Wien/Zürich/München 1968; Gabriele SPINDLER, In fremden Betten. Das Hotel und die Kunst. In: DIES. (Hg.), Hotel Hotel, Katalog der Oberösterreichischen Landesmuseen. Katalog der Ausstellung „hotel hotel“ in der Landesgalerie am Oberösterreichischen Landesmuseum (20. November 2003 – 6. Jänner 2004). Linz 2004, 9; Raoul SCHROTT, Hotels. Innsbruck 1995.

Ich danke Familie Frischmuth herzlich für die Benutzung des Familienarchivs, weiterer Dank gilt Frau Traudte Joseph aus Hagen und Herrn Heimo Tscherner.

brochs spuren im ausseerland



Broch 1903 – kaffaresk?

Wenn ich, im Garten arbeitend, den Blick hebe, sehe ich weiter oben auf dem Hang das Haus, in dem Hermann Broch vom Herbst 1936, ohne die Sommermonate, bis zum 13. März 1938 gewohnt hat. Es ist ein altes Bauernhaus, keine Villa, und es hat sich in seinem Äußeren kaum verändert. Nur der Spalierbaum links vom Prickl, der auf der Aufnahme aus den 30er-Jahren noch zu sehen ist, fehlt. Die Kletterrose rechts vom Prickl, dem vorgesetzten Eingangsbereich, der sich bis in den ersten Stock fortsetzt, und dessen Giebel gaupenförmig ins Längsdach des Hauses schneidet, gibt es aber noch, oder sie ist durch eine ähnliche ersetzt worden. So wie auch die Holzverschalung inzwischen erneuert wurde und der Bewuchs des Prickls mit Wildem Wein, den man auf einer noch früheren Aufnahme erkennen kann, einer großzügigeren Verglasung gewichen ist, so dass aus dem aufgestockten Prickl zwei Veranden wurden. Der Wiesenweg, der auf der früheren Aufnahme noch ziemlich gerade bis zum Eingang emporführte, ist zugewachsen, dafür wurde die kleine Straße als Zufahrt ausgebaut.

Dieses Haus, nämlich das Grieshoferhaus, war über Jahre hin an die Geiringers vermietet, die ihren Freund Broch in der „toten“ Saison darin wohnen ließen, das heißt zu den Zeiten, die sie selbst arbeitend (Trude war Prominenten-Fotografin, Ernst ein einflussreicher Industrieller) in Wien verbrachten.

Besitzer des Hauses war eine Bauernfamilie, ein Paar, über das Folgendes erzählt wird: Mann und Frau sollen infolge eines ernsthaften Zerwürfnisses jahrelang nicht miteinander geredet haben, obwohl ein Kind ums andere zur Welt kam. Daraufhin angesprochen, wie das denn gehe, hatte der Mann erwidert: „Int [unten] san ma ja nit bes mitanand.“ Eine Geschichte, die Broch höchstwahrscheinlich kannte, und die ihm bis in manche seiner Romanfiguren hinein zu denken gegeben haben mag.

Ich kann mich auch noch gut an Ella Zand erinnern, jene Frau, die zwei Häuser unter uns an demselben kleinen Sträßchen wohnte. Sie war es, die Broch betreute, ihm das Frühstück brachte, zu der er mittags und abends zum Essen kam, und in deren Küche wahrscheinlich die Rindsuppe ebenso leise und ausdauernd brodelte wie auf dem Herd der Mutter Gisson, auch wenn diese in ihrer mythischen Überhöhung ansonsten wohl wenig von Ella Zand hat. Ella erinnerte sich übrigens an Broch als einen bescheidenen, bis spät in die Nacht hinein arbeitenden Mann, der sich gelegentlich mit Leuten wie Raoul Auernheimer, Adolf Albrecht Friedländer, Joseph H. Bunzel und Hans Vlasics, von dem noch die Rede sein wird, traf.

Besagtes Sträßchen, noch immer bloß oberflächlichst asphaltiert und jeden Winter vom Frost aufgerissen, wurde dann nach dem Krieg 27 Jahre lang von Charles Wassermann, Jakobs erblindetem Sohn, und seiner Frau Jackie, einer Kanadierin, befahren, die im Haus gegenüber wohnten, aber auch von Friedrich Torberg, der bis zu seinem Tod 1979 ein Stockwerk der Villa Rath etwas unterhalb der Zands gemietet hatte. Nach ihm ist auch ein Teil des Sträßchens benannt, nämlich Friedrich-Torberg-Weg, der dann – Ironie der Geschichte – nach Überquerung der Hauptstraße als Bruno-Brehm-Weg in Richtung See weiterführt.

Broch hatte sein späteres Rückzugsquartier, Altaussee 31, aber schon früher kennengelernt, spätestens im Juli 1933, als er sich mit seinem Verleger Daniel Brody im Geiringer- beziehungsweise Grieshofer-Haus traf. Beide vermuteten, wie Paul Michael Lützeler in seiner vorbildlichen Biografie vermerkt, dass ihre Korrespondenz von den deutschen Nationalsozialisten kontrolliert würde, daher versuchten sie, sich öfter in der Schweiz oder in Österreich persönlich zu treffen, als einander zu schreiben.

Die Berge

„[...] und alles wäre großartig, wenn ich diese flache Landschaft hier vertragen könnte“, schreibt Broch im März 1936 aus Schloss Laxenburg, wo er seit einem halben Jahr bei Freunden

wohnte, an seine Übersetzerin Willa Muir. Lützelers vermutet, dass es weniger die flache Landschaft als das immer engere Verhältnis zu Emmy Fernad, der weiblichen Hälfte seines Gastgeberpaars, war, die ihn einen Ortswechsel in Betracht ziehen ließ. Das mag stimmen, dennoch hatte Broch eine ausgeprägte Beziehung zu den Bergen, ob zu denen von Gößl, Gosau, Altaussee oder Mösern. Der zweite Satz des Romans *Die Verzauberung* (nicht von ungefähr hieß er lange Zeit *Bergroman*) erscheint mir als Beleg dafür: „[...] und nicht anders verhält es sich für den, der sich am Ufer der großen Berge angesiedelt hat: alles was an seine Sinne dringt, jeder Ton, jede Farbe, jeder Vogelruf und jeder Sonnenstrahl, alles ist Echo der großen schweigenden Masse des ruhenden Berges, dessen Falten vom Lichte entzündet, von den Farben gemalt, von den Tönen umspült werden –, muß da der Mensch, er selber in seiner Seele immer nur wieder Vogelruf, Farbe und Sonnenstrahl und Nacht, muß er da nicht gleichfalls zum immerwährenden Echo jenes gewaltigen Schweigens werden? mitklingendes und widerklingendes Instrument, auf dem das Schweigen spielt?“

Das Ausseerland mit seinen drei Gemeinden, Grundlsee mit Gößl, Bad Aussee und Altaussee, war schon im 19. Jahrhundert, seit eine Eisenbahnlinie es zugänglicher machte, eine Art Sehnsuchts- und Erholungslandschaft für Künstler und Intellektuelle vor allem aus Wien, was diesen den Namen „Wienerseer“ einbrachte.

Adalbert Stifter war einer der ersten, die hier wanderten, dichteten und zeichneten, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz und Moritz von Schwind, dessen Bruder Franz Salinenvorstand war, hielten sich öfter hier auf, ebenso Nikolaus Lenau, von dessen Besuchen der sogenannte „Lenau-Hügel“ zeugt. Danach kamen Hofmannsthal, Auernheimer, Freud und Schnitzler, Altenberg, Zuckmayer und viele andere. Jakob Wassermann hatte sich hier angekauft und seine Villa am See sogar für eine Weile zum Hauptwohnsitz gemacht. Übrigens hatte Broch Wassermann schon 1932 in Altaussee besucht. Und Jahre nach Wassermanns Tod heiratete Brochs Sohn, bereits als Emigrant in New York, Eva, eine Tochter Wassermanns aus erster Ehe.

Broch war vermutlich 1903, also mit siebzehn, zum ersten Mal im Ausseerland. Das Foto, auf dem diese Jahreszahl steht, zeigt ihn, aus dem Fenster eines Zugabteils schauend, unter dem „Aussee“ steht. Die von der Hutkrempe überschatteten Augen, seine Haltung, selbst die Stellung der Arme, alles an diesem Bild lässt einen, zumindest mich, an Kafka denken. Ein Zufall? Später in seinem Leben soll Broch insgeheim alle Literatur an der von Kafka gemessen haben.

Wesentlich mehr ist über Brochs mehrmalige Aufenthalte in Gößl, einer kleinen Gemeinde am Nordost-Ufer des Grundlsee, bekannt, wo er zuerst bei der Familie Mauskoth (ein Name, der mich vor etwa dreißig Jahren zu meinem ersten Hörspiel *Die Mauskoth und die Kuttlerin* inspirierte) in Schachen Nr. 4 und danach bei der Familie Gaiswinkler in Schachen Nr. 26 wohnte. Sein Kommentar dazu am Tag seiner Ankunft, dem 16. Juli 1932: „Wunderschön und billig! S[chilling] 2,- fürs Zimmer und alles übrige ist auch nicht teuer.“ Am 20. Juli warnte er dann seinen Verleger, der ihn Ende Juli besuchen kommen sollte: „Die Unterkunft ist ein wenig primitiv, daran dürfen Sie sich nicht stoßen.“

Dass Broch tatsächlich unter einigermaßen primitiven Umständen in Gößl gewohnt hat, bezeugen Bemerkungen wie: „Die Abende bei Petroleumlicht sind zwar idyllisch, aber kalt.“ Und als ihn das Verlegerpaar Brody im September nach München einlud, wurde das mit den Worten begründet: „Es ist uns kein angenehmes Gefühl, Sie im menschenleeren, verlassenem, nassen, kalten und nur petroleumbeleuchteten Gößl allein über Ihrer Arbeit frierend sich vorzustellen.“

Dennoch blieb die Inspiration wach und selbst seine Hausleute, Franz und Therese Gaiswinkler, trugen ihr winziges Scherflein an Anregung bei, denn als Broch zwei Jahre später mit dem Roman *Die Verzauberung* begann, erwähnte er in einem Brief, dass das Buch „im Gebirge unter lauter Fronzen und Thresen spielt“.

Übrigens hatte sich während der Zeit, die Broch in Gößl verbrachte, Anna Herzog, eine von vielen fürsorglichen Musen des Meisters – oder sollte man besser sagen, freiwilligen Sekretärinnen

in Schutzengel-Funktion – im Häuschen gegenüber, in Schachen 135, einquartiert. Sie erledigte seine Schreibarbeiten und an ihre Adresse ließ Broch auch seine Post schicken.

Wie alle Ausseerland-Besucher wurde auch Broch vom Wettergott für den Genuß, den die Schönheit dieser Landschaft gemeinhin bereitet, bestraft, wovon eine Briefzeile, ebenfalls an seinen Verleger Daniel Brody gerichtet, zeugt: „Ansonsten ist zu berichten, daß es unentwegt weiterregnet.“ Vielleicht aber ist es gerade auf diese unvermeidlichen Regenperioden zurückzuführen, dass die Aussee-Urlauber, und unter ihnen vor allem die Künstler, sich immer wieder gesellig zusammenrotteten und die Zeit statt mit ausgedehnten Wanderungen durch die Bergwelt mit ebenso ausgedehnten Wanderungen durch die Welt der Literatur und der Politik verbrachten.

Zu den Literaten, die Broch damals im Ausseerland getroffen hat, gehörten Friedrich Torberg, Robert Neumann, Frank Thiess, Gina Kaus und wohl noch eine Reihe nicht „verbriefter“ Freunde und Kollegen, die aus ähnlichen Gründen an den Grundl- und den Altaussee See kamen. Gößl war preiswert, das stimmt, und Broch, der damals schon unter immer größer werdenden finanziellen Schwierigkeiten litt, wusste das wohl zu schätzen, wie viele andere auch. Jakob Wassermann und Frank Thiess hatten sogar Villen in der Gegend erworben.

Aber preiswert wäre wohl auch ein Dorf im Burgenland gewesen, und die Freunde hätte Broch genausogut in Wien treffen können. Es muss schon auch mit der Landschaft zu tun gehabt haben, dass es ihn immer wieder in diese Gegend zog. Die formale Kühnheit, mit der tektonische Bewegungen und frühzeitliche Eruptionen Gestein einst zu weit vom Meeresspiegel aufragenden Bergen gestaltet haben – Bildhauerei, von der Erde selbst betrieben –, erzeugt in vielen Menschen noch immer jenen urtümlichen Schauer vor dem Nachgeben der Erdkruste. Darüber hinaus mag dieses „Aufgebrochene“ aber auch als die im Außen nachgebildete Landschaft des eigenen Inneren, mit all seinen Zerklüftungen, Schluchten, Abgründen und Zacken empfunden worden sein.

Eine meiner ältesten Freundinnen, Lotte Lichtblau, eine Malerin aus New York, die in den ersten zwölf Jahren ihres Lebens jeden Sommer in Altaussee verbracht hatte, bis sie aus Österreich vertrieben wurde, hat mir einmal, als wir beide am Ufer des Altausseer-sees saßen und die Trisselwand anschauten, erklärt, dass sie an dieser Wand sehen gelernt, als Malerin sehen gelernt habe, und das bereits im Alter von elf Jahren. Von da an habe sie einen Teil ihres Lebens damit verbracht, diese Wand zu malen, von Angesicht zu Angesicht, aus dem Gedächtnis, aber auch als Grundlage für Abstraktion.

Ich kann mir also nicht vorstellen, dass Broch, der die Trisselwand, aber auch die Gößler Wand schon lange kannte, bevor er sich in seinem Roman *Die Verzauberung* an die Beschreibung der Kuppronwand machte, diese früheren Felswände der Ausläufer des Toten Gebirges nicht mitgedacht hat. Auch wenn er sich Anfang September 1935 nach Mösern in Tirol zurückzog, um dort dem Leben in den Bergen näher zu sein. Erfahrungsgemäß geht es in der Literatur nicht so schnell. Und auch Brochs Gebirgsdorf ist vermutlich eine literarische Verdichtung all der Dörfer im Gebirge, die ihm eine Zeitlang Umgebung waren, und die er immer wieder aufsuchte.

Das Dorf

1936 hat Broch dann, wie schon erwähnt, im Grieshofer-Haus gewohnt. Er scheint in Altaussee eher zurückgezogen gelebt zu haben, was nicht nur mit seiner Arbeit, sondern auch mit dem beginnenden Herbst und Winter zu tun hatte, Jahreszeiten ohne erholungsbedürftige Kollegen, ohne die üblichen Treffen und Einladungen, ohne Gesellschaft. Friedrich Torberg kam übrigens in den 60er- und 70er-Jahren oft im Herbst, wenn er nachhaltig und ohne Ablenkung arbeiten wollte.

Sobald ich die Augen schließe, kann ich Broch „mit langen Beinen und rundem Rücken“, wie Carl Seelig ihn beschrieben hat, den Berg heraufkommen sehen, die kalte Pfeife im Mund, eine Zeitung unterm Arm oder ein Buch, immer wieder verweilend, sein Herz machte sich auch damals schon bemerkbar, seine Einsamkeit

in Bezug auf sein Werk preisend und sie gleichzeitig verfluchend. Es ist nichts davon bekannt, dass auch hier jemand wie Anna Herzog in Gößl oder Auguste von Horváth in Mösern seine Seele und wohl auch seinen Leib gepflegt hätte.

In einem Brief an Ruth Norden vom 21. November 1937 schrieb er unter anderem: „Bedauerlicherweise mag ich die hiesige Gegend nicht; sie ist von einer unmoralischen Lieblichkeit, ich wollte, ich wäre schon wieder in Tirol.“ Doch Tirol ist zu weit weg, Broch musste gewärtigen, zur Tagsatzung eines Prozesses nach Wien gerufen zu werden, wobei es sich wohl noch immer um die leidigen Erbschaftsstreitigkeiten handelte. Sein Sohn hatte sich einen eigenen Anwalt genommen, um seine Ansprüche gegen ihn geltend zu machen.

Kein Wunder, dass das novemberliche Altaussee in jener Vor-Anschluss-Zeit Broch nicht erfreuen konnte. Denn wenn Österreich auch noch als selbstständiger Staat existierte, die Gesinnung, die zu seiner Eingliederung ins Deutsche Reich führte, war bereits die vorherrschende, wenn auch nicht die durchgehende.

Das Ausseerland, wie auch ein Großteil des Salzkammergutes, war schon aus klimatischen Gründen kaum imstande, mehr als Wild, Fisch und Weidevieh zur Ernährung seiner Bevölkerung beizutragen. Alles andere musste von außen gebracht werden, erzeugte also Abhängigkeit. Es hatte jahrhundertlang Zuzugs- und Wegzugsbeschränkungen gegeben. Die Salz- und Forstarbeiter mussten am Ort gehalten werden, und von Fremden befürchtete man, dass sie den Einheimischen die Lebensmittel wegkaufen könnten. Dennoch hatte sich der „Fremdenverkehr“ in den 30er-Jahren gut entwickelt, die Reaktion darauf aber blieb bei den Ortsansässigen ambivalent, eine Haltung, die auch in den Nachkriegsjahren wieder zu beobachten war.

Broch scheint bei Ella Zand in fürsorglichen Händen gewesen zu sein, aber die vier jungen Nazis, die ihn am 13. März 1938, am Tag nach dem Anschluss, verhafteten und in den Bad Ausseer Gemeindegewässern brachten, werden ihm vielleicht schon früher einmal über den Weg gelaufen sein.

Es fällt schwer, sich eine Situation wie die in der Zeit von Ende 1937 bis Anfang 1938 vorzustellen. Viele von Brochs Freunden waren bereits emigriert, und er selbst wurde immer wieder zur Emigration gedrängt. Aber abgesehen von der Familiensituation, der Verantwortung für Sohn und Mutter, und der mittlerweile schon chronischen Geldnot, scheint ihn wohl auch ein Bewusstsein der Herausforderung im Land gehalten zu haben, ein Gefühl des Es-wider-besseres-Wissen-doch-nicht-für-möglich-Halten, das auch andere noch zögern ließ. Und obwohl vieles vorherzusehen gewesen sein mochte, der Umschwung muss dennoch ein vehementer gewesen sein.

Meine Mutter, die 1936 einen Altausseeer Hotelier geheiratet hatte und nach dem Anschluss von einer ihrer Freundinnen zu einem jener unsäglichen Heimabende mitgenommen wurde, empörte sich anschließend: „Die selben Frauen, die letzten Sommer in unserer Gaststube noch bei den Juden auf dem Schoß gesessen sind, wollen jetzt ihre Väter und ihre Brüder auf dem Altar des Vaterlandes opfern, verstehst du das? Ich nicht.“

In jener unseligen Zeit hielt sich Broch also noch immer in Altaussee auf. Er hatte viele Monate, und das noch dazu vergebens, mit seiner Völkerbund-Resolution zugebracht, schrieb an dem gigantischen Roman-Projekt *Der Tod des Vergil*, überarbeitete wohl auch gelegentlich die dritte Version des Romans *Die Verzauberung*, und fühlte sich vom Schicksal im Stich gelassen.

Dem zuvor erwähnten Brief an Ruth Norden fügte er hinsichtlich seiner Stimmung noch hinzu: „[...] ich habe mir eine etwas künstliche Ruhe hergestellt, aber jeder Hauch kann sie stören, und ich bin entsetzlich empfindlich, ja, geradezu hautlos geworden, was ich übrigens als Schande empfinde. Im übrigen bin ich da in der richtigen Umgebung: so etwas von Gleichgültigkeit gegen das Weltelend ringsum ist wohl nur bei der hiesigen Bevölkerung zu finden. Übrigens war der Österreicher immer so.“

So weit so schlecht. Die winterliche Abgeschlossenheit der Gegend hatte seit jeher die Probleme der Außenwelt in den Hintergrund treten lassen, was höchstens Erklärung, nicht aber Entschul-

digung sein kann. Doch hat Broch sich wenige Zeilen zuvor selbst bezichtigt, als er schrieb: „Vorderhand tue ich so, als gäbe es nichts in der Welt als meine Arbeit, ich lese keine Zeitung, will von Spanien, von China, und überhaupt von nichts wissen.“

Jedoch gänzlich ohne Freunde und Bekannte hatte Broch auch in jener toten Altausseer Zeit nicht auskommen müssen. So verfasste er zusammen mit Hans Vlasics, einem literaturbegeisterten und schriftstellernden Hauptschullehrer aus Bad Aussee, die *Hausprüche*, die später unter Vlasics Namen veröffentlicht wurden.

In einem Brief an Peter Suhrkamp versuchte Broch Vlasics zu protegieren: „Kürzlich wurde mir von einem Autor, der vorderhand anonym zu bleiben wünscht, eine Sammlung von ‚Hausinschriften‘ mit der Bitte vorgelegt, ich möge mich für eine etwaige Veröffentlichung interessieren. Da es ausnahmsweise einmal etwas ist, für das man sich einsetzen kann, übersende ich Ihnen anbei eine Auslese dieser Gedichte.“

Einige dieser Sprüche schenkte Broch Weihnachten 1937 den Geiringers, darunter diese beiden: „In der Mitte aller Ferne / Steht dieses Haus / Drum hab es gerne.

Alle Kinder hier geboren / Mögen erfahren, / Morgen bewahren, / Was Heimat bedeutet. / Allen Menschen, hier gestorben / Sei die Heimat eingeläutet.“

Magda, eine der Vlasics-Töchter, die sich vor sieben Jahren, an einer schweren Psychose leidend, das Leben genommen hat (sie war mein Jahrgang und zur Broch-Zeit noch gar nicht auf der Welt), hat mir einmal erzählt, dass ihr Vater die Manuskripte im Garten vergraben hätte, um sie vor dem Zugriff und der Zerstörungswut der Nazis zu schützen.

Das Werk

Als Broch dann am 13. März 1938 tatsächlich verhaftet wurde, diente die von ihm abonnierte Zeitschrift *Das Wort*, die beim Pariser Kongress zur Verteidigung der Kultur im Juni 1935 gegründet worden war, als Vorwand. Sie kam aus Moskau und einer

der einheimischen Briefträger hatte ihn als Bolschewisten ver-
nadert.

Broch war von seiner In-Schutzhaft-Nahme, wie sein Ver-
bleib im Gefängnis von Bad Aussee euphemistisch genannt wurde,
völlig überrascht worden und erlitt, laut Rainer Hilbrand, der zur
Broch-Ausstellung 1986 in Altaussee den *Versuch einer Biographie Her-
mann Brochs* für den Katalog geschrieben hat, einen Schock. Auf-
grund von Darmblutungen bekam er eine spezielle Diät verordnet,
die er mit Josef Khälß teilte, der sich wegen seiner Zugehörigkeit
zur „Vaterländischen Front“ in Haft befand und nach dem Krieg
lange Jahre Bürgermeister von Altaussee war.

Zum Namenstag schenkte ihm Broch ein Foto von sich mit
der Widmung: „Zum Namenstag in einer Zelle / Dem Seppl Khälß
/ Sein Haftgeselle.“

Broch wurde dann auf Intervention des damaligen Leiters
der politischen Expositur Bad Aussee, Regierungsrat Erich Du-
mann, der ihn für einen Privatgelehrten hielt, am 31. März 1938
anstandslos aus der Haft entlassen, mit der Weisung, sogleich nach
Wien abzureisen und sich dort polizeilich zu melden.

Ella hatte ihm seine Unterlagen und das nötige Papier samt
Schreibutensilien in Viehpässe gewickelt, die das Ganze möglichst
harmlos erscheinen lassen sollten, gebracht, und so arbeitete Broch
auch in der Haft weiter an seinem Roman *Der Tod des Vergil*, der von
ihm wohl angesichts der zu erwartenden Schrecken des Dritten Rei-
ches als die abschließende Dichtung seines Lebenswerkes gedacht
war. Selbst wenn er danach noch anderes schrieb, mit dem
„Geschichtel-Erzählen“ hatte er abgeschlossen, wie aus dem ausführ-
lichen Brief vom 10. April 1943 an Friedrich Torberg hervorgeht.

Da die Zeit, in der ich mich mit dem Werk von Hermann
Broch auseinandergesetzt habe, schon lange zurückliegt, nahm ich
mir, während ich dies schrieb, den ein und anderen Band der Werk-
ausgabe wieder vor. Ich war schon sehr früh von *Die Verzauberung*
begeistert gewesen und hatte diesen Roman mehrmals und in ver-
schiedenen Ausgaben (zuerst noch als *Bergroman*) gelesen. Ich hatte
ihn stark mit Altaussee in Verbindung gebracht, und es schien mir

der erste Roman zu sein, der der Landschaft meiner Kindheit, einem Bergdorf, literarisch gerecht wurde.

Es dauerte Jahre, bis ich mich von diesem Buch wirklich abgenabelt hatte, und heute kann ich die Faszination nicht mehr ganz nachvollziehen. Die Dialoge erscheinen mir papierener denn je, und der mythologische Aspekt in Form der Mutter Gisson befriedigt mich immer weniger.

Dennoch, so wie Broch eine Zeitlang in diesem Ort gelebt hat, in ihn, wenn man das Bild nicht scheut, inkorporiert war, so ist auch sein Werk in mir noch immer vorhanden, auch wenn sehr vieles davon in die nicht mehr erinnerbaren Bereiche abgesunken ist.

Zu meinem eigenen Erstaunen erwies sich beim Wiederlesen *Der Tod des Vergil* als das eigentliche Broch-Werk meines Gedächtnisses. Ich hatte ihn im Sommer 1963 in Ungarn (zu einem nicht geringen Teil im Strandbad von Debrecen, während aus dem Lautsprecher immer wieder „Come on, let's twist again“ dröhnte) gelesen, als es in all seiner Sprachmacht das Gegengewicht zu meinem ungarischen Grammatik- und Vokabelstudium bildete.

Die Vorstellung, dass dieses Buch im Kern die sprichwörtlichen zwei Häuser weiter entstanden ist, elektrisiert mich noch heute. Und wenn ich mich so umschaue, ist dies wahrscheinlich die tiefste Spur, die Broch im Ausseerland hinterlassen hat, nämlich die in meinem Ausseer Kopf, auch wenn sie sich als solche wohl kaum zum Demonstrationsobjekt eignet. Ich jedenfalls spüre ihre Einkerbungen noch immer ziemlich deutlich.

ein adabei der guten taten
eugenie schwarzwald und ihre loge am grundlsee



Am Grundlsee trägt ein geschmackloser Saal in einem Gebäude, das an Stelle des ehemaligen Sommerheims „Seeblick“ errichtet wurde, den Namen von Eugenie Schwarzwald. Viele Geistesgrößen verbrachten von 1920 bis zum so genannten „Anschluss“ 1938 hier ihre Ferien: Egon Friedell, Jakob Wassermann, Arno Holz, Käthe Kollwitz, Sinclair Lewis und Dorothy Thompson. „Das eher kleine Zimmer, in dem die Besucher empfangen werden“, schreibt Elias Canetti in seiner Autobiografie *Das Augenspiel*, „war noch legendärer als die Frau Dr. Schwarzwald, denn wer war nicht alles schon da gegessen! Hierher kamen die eigentlichen Größen Wiens, und zwar lange bevor sie zu allgemein bekannten, öffentlichen Figuren geworden waren.“

Im Gedenken an diesen sommerlichen „Salon“ wurden die „Schwarzwald-Tage“ ins Leben gerufen, die Begegnungen mit den verschiedensten Menschen und Themen ermöglichen sollten. Zumindest einmal fanden diese Tage mit prominenter Beteiligung statt: Der Filmregisseur Michael Kehlmann, die Literaten Milo Dor und Daniel Kehlmann, der Germanist Arno Rußegger, der Fachbuchautor Lucian O. Meysels und der Politiker und Publizist Erhard Busek bestritten das Programm, und etwas mehr als ein Dutzend Interessierter verbrachten einige Tage im Hotel „Wasnerin“, nicht am Ort des vormaligen Geschehens, aber immerhin an einem Platz, wo zumindest noch das Interieur einen Hauch der damaligen Stimmung vermittelt und nach wie vor Geistesgrößen aus ganz Europa versammelt.

Wie könnte eine kurze Geschichte von Eugenie Schwarzwald, die gleichsam ein solches Europa der Geister und des Geistes modelliert hat, aussehen? Am 4. Juli 1872 wurde Eugenie Nußbaum in Polupanowka (bei Tarnopol in Galizien) geboren, sie besuchte

die Volksschule in Czernowitz/Tschernowzy und absolvierte ein Studium in Zürich, wo sie am 30. Juli 1900 zum Doktor phil. promovierte. Im gleichen Jahr heiratete sie Hermann Schwarzwald und übersiedelte nach Wien. Sie hielt ihren ersten Vortrag im Wiener „Frauen Club“, die weitere Vortragstätigkeit begann sie im Rahmen der Volkshochschulen vor allem im Verein Volksheim in Wien-Ottakring. „Na also, probieren Sie“, meinte der Begründer des Volksheimes, der Historiker Ludo Moritz Hartmann. „Aber machen Sie sich darauf gefasst: Zu Ihnen werden nicht viele hineingehen.“ Dem ersten Vortrag lauschten sieben ältere Männer. „Das nächste Mal hatte ich 60 Schüler“, schreibt Eugenie Schwarzwald, die noch lange Jahre zu den Vortragenden zählen sollte.

Die Übernahme des Mädchen-Lyceums von Eleonore Jeitelles am Wiener Franziskanerplatz im Jahr 1901 durch Eugenie Schwarzwald rief das Unterrichtsministerium auf den Plan. Für nur drei Jahre genehmigte ihr dieses die provisorische Leitung der Schule. Insgesamt 37 Jahre lang durfte Eugenie Schwarzwald ihre Schule nicht selbstständig leiten – ihr in Zürich erworbener akademischer Grad wurde nicht anerkannt. Nichtsdestotrotz eröffnete sie 1903 die erste Koedukationsvolksschule, im Jahr 1907 erhielt die Schwarzwaldschule das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten, und 1909 startete ein vierklassiges Realgymnasium. Indessen bezogen Eugenie und Hermann Schwarzwald eine von Adolf Loos gestaltete Wohnung in der Josefstädterstraße 68. Bevor Loos zum „Hausarchitekten“ der Schwarzwald’schen Schul- und Vereinsaktivitäten wurde, hielt er in den Räumen von Eugenies Mächengymnasium, das 1911 eröffnet wurde, nicht nur die Vorlesungen seiner Bauschule, sondern unterrichtete im Schuljahr 1911/12 Schwarzwald-Schülerinnen in Kunstgeschichte. Arnold Schönberg gab Musikunterricht, Oskar Kokoschka lehrte vorübergehend Zeichnen. „Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen“ – mit diesen Worten lehnte das Unterrichtsministerium eine Verlängerung von Kokoschkas Lehrtätigkeit an der Schule ab.

Im Jahr 1913 übersiedelte die Schwarzwaldschule in das Gebäude in der Wallnerstraße 9. Während sich im Literatencafé

Herrenhof im selben Haus prominente Schriftsteller und Künstler trafen, eroberten die Schülerinnen den Dachgarten nicht nur im Turnunterricht. „Die Schule muß versuchen, eine Künstlereigenschaft, die alle Kinder besitzen, die Vitalität, zu erwecken und zu erhalten“, meinte Schwarzwald. Langeweile war für „Fraudoktor“ ein Gift, das Kindern nicht einmal in kleinen Dosen verabreicht werden dürfe. Fröhlichkeit sah sie dagegen als ein unentbehrliches Lebensmittel an. Eugenie Schwarzwalds Reformideen bildeten die Grundlage für Otto Glöckels umfassende Schulreform nach 1918.

Während des Ersten Weltkrieges wurden unter der Anleitung von Eugenie Schwarzwald Gemeinschaftsküchen gegründet und Hilfsprogramme für Flüchtlingskinder gestartet. Ein Erholungsheim für Kinder und Erwachsene in St. Wolfgang entstand, und die Aktion „Wiener Kinder aufs Land“ ermöglichte Tausenden Kindern einige unbeschwerte Wochen. Das Ende des Ersten Weltkrieges erlebten Kinder, Erwachsene und Eugenie Schwarzwald im Sommerheim für Kinder und Erwachsene in Bad Topolschitz/Topolsica. „Fraudoktor“ gründete weitere Kinderheime wie das „Haus in der Sonne“ in Küb und das Kinderheim „Wolfsbergkogel“, beide am Semmering, sie übernahm das Erziehungsheim Harthof bei Gloggnitz für Knaben und Mädchen zwischen zehn und sechzehn Jahren. In die Kaiserresidenz in Bad Ischl zogen ebenfalls Kinder ein, und Bedürftige wurden in der Helmstreitmühle in Mödling und in Reichenau betreut, unter ihnen Robert Musil. Weitere Aktivitäten waren einer Jugendwerkstatt für Knaben in der Invalidenschule in der Schleiergasse (Wien-Favoriten) sowie Ferienkolonien für Kinder in Küb, Reichenau, Ischl, Waidhofen an der Ybbs und Bad Fischau gewidmet. Für Erwachsene gab es Erholungsmöglichkeiten auf dem Semmering und in Raach, in der Nähe vom Harthof. Mit der Übernahme der Villa „Seeblick“ am Grundlsee 1920 wurden die Sommeraktivitäten für die folgenden 18 Jahre gebündelt.

1923 weitete Schwarzwald ihren Wirkungskreis auf Berlin aus, wo die „Österreichische Freundeshilfe“ vier Gemeinschaftsküchen betrieb; überdies wurde in Bad Lobenstein in Thüringen ein

Erholungsheim geleitet. 1933, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, halfen Eugenie und ihr Mann den ersten Flüchtlingen; nach der Niederschlagung des Widerstandes sozialdemokratischer Arbeiter im Februar 1934 unterstützten sie auch verfolgte Kämpfer und ihre Familien. Als die Nazis in Österreich einmarschierten, trat Eugenie Schwarzwald eine Vortragsreise nach Dänemark an, kehrte nicht mehr nach Wien zurück, sondern blieb in Zürich. Im September wurde die Schwarzwaldschule geschlossen, das Vermögen durch den Stillhaltekommissar liquidiert. Ende September gelang auch Hermann Schwarzwald mit Marie Stiassny, der treuen Sekretärin, Freundin und Assistentin, die Flucht in die Schweiz. Ein Jahr später starb Hermann Schwarzwald in Zürich, im August 1940 verlor Eugenie Schwarzwald ihren Kampf gegen den Krebs. Das Sommerheim Seeblick wurde „arisiert“ und beherbergte Kriegsverwundete, die auch das Europa des Geistes verwüstet hatten.

Es gibt nicht wenige Anekdoten über Eugenie Schwarzwald. Verborgene Spuren hat „Fraudoktor“ etwa in der Literatur hinterlassen. Der Kabarettist Peter Hammerschlag, dessen Tochter auch die Schwarzwaldschule besuchte, hat mehrere Gedichte über sie geschrieben und ist mit ihr darin scharf ins Gericht gegangen. Im Gedicht *Genia forever* heißt es: „Es saßen die Huren, bescheiden und fein, / Und wußten nicht, was noch kam. / [...] Töffttöff! kam Genia in schwarzseidnem Kleid / Per Auto durch finstere Nacht [...] / Sie nahm den Pintsch der Madame auf den Schoß, / Das alte speckige Vieh, / Erzählte von Hamsun und Schnittlauchsauce, / Von Kreuzstich und Ave Marie.“ Auch Elias Canetti betrachtete sie in der erwähnten Autobiografie mit recht zwiespältigem Gefühl: „Sie galt als passionierte Pädagogin mit modernen, freien Tendenzen, [...] aber da alles bei ihr ineinander- und durcheinanderfloß, war sie für geistige Menschen jener besonderen Art nicht nur uninteressant, sondern eher lästig. Man empfand sie als Schwätzerin mit den allerbesten Absichten, aber die, die hinkamen und die man dort traf, waren es nicht.“

Der Dichter Jakob Wassermann hat ihr, der „Seele einer Menschenschule“, dagegen 1925 ein kleines Denkmal gesetzt. Ihre

Schule sei „geführt im Geiste einer neuen Humanität, den staatlichen Gewalten, den beamteten Erziehern ein Dorn im Auge“. Denen, die ihrer Hilfe bedürfen, begegne sie als eine „von vornherein Verpflichtete“. Dazu komme „eine Freundlichkeit gegen die Menschen, gegen die Menschen an sich, das ist, wie ich gesehen habe, so selten wie Schönheit, wie Tugend, wie Genialität. Ein solcher Freundlicher besitzt moralische Zucht und Selbstbeherrschung.“ Was Hammerschlag parodiert und Canetti kritisiert, wird hier auf den Sockel gehoben: „Mit jedem muss sie in seiner Sprache reden, den Argumenten eines jeden zuvorkommen, seine kleinen Eitelkeiten ausfindig machen und schonen, sich mit seinen Interessen vergleichen, seinen vermeintlichen Ideen auseinandersetzen und ihm seine Vorbehalte abdingen. Sie muss Briefe schreiben, Ansprachen halten, telefonieren, bitten, betteln, zürnen, lachen, weinen, aufheitern, Ehrgeizige beschäftigen, Ängstliche beschwichtigen, Habgierige befriedigen, Heißsporne vertrösten, Machthaber vergewaltigen oder überlisten, Vordringliche zurückweisen, Gelangweilte ermuntern; sie lebt mit dem Zifferblatt der Uhr vor Augen und ohne Zeit im Gemüt, denn sie hat keinen Tag und sie hat keine Nacht; ihr Tun ist pausenlos.“

Eugenie und die Literatur – hier muss neben Elias Canetti, Hilde Spiel, dem amerikanischen Nobelpreisträger Sinclair Lewis und dem Kulturphilosophen Egon Friedell vor allem auch Robert Musil genannt werden. Musil hat Eugenie Schwarzwald und ihr Wirken als eine Realitätsfacette für sein Bild von Diotima bzw. Ermelinda Tuzzi genommen, die im *Mann ohne Eigenschaften* waltet und schaltet. Rund um Diotima sammelt sich der Kreis von Gutwilligen, die Vorbereitungen für die große „patriotische Aktion“ zu Ehren des siebenzigsten Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Josef treffen. Begegnungen sind zu inszenieren und die unterschiedlichsten Menschen und Meinungen an einen Tisch zu bringen.

Viele Aspekte gäbe es noch zu erforschen, da Eugenie als „Adabei“ der guten Taten und als Katalysator von menschlichen Begegnungen als potenzieller Fluchtpunkt für das Wiener Geistesleben zwischen 1900 und 1938 gelten kann. Was bei der Vielfalt der

Beziehungen und Persönlichkeiten auffällt, hat Renate Göllner in ihrer kritischen Studie über Eugenie Schwarzwald zumindest für das pädagogische Konzept auf den Punkt gebracht, wenn sie von Eklektizismus spricht. Denn abgesehen von einem emanzipatorischen Gesichtspunkt und dem Bemühen um eine egalitäre gymnasiale Bildung für Mädchen und dem Kampf um die Zulassung von Frauen zur Universität „flossen in ihre Vorstellung von Schule und Erziehung eine Fülle unterschiedlicher, oft auch widersprüchlicher Theorien und Ansätze ein, die sie aufnahm, modifizierte und weiterentwickelte.“

Nicht nur in der Pädagogik dürfte Eklektizismus ihre Lebensmaxime gewesen sein; sie versuchte auch zu verbinden, was eigentlich nicht zu verbinden war, wo immer sie die Möglichkeit dazu hatte. Die Villa Seeblick bot dazu ein wunderbares Betätigungsfeld mit beeindruckender Kulisse. Freilich steigerte sie durch das Versammeln von interessanten Menschen auch ihren eigenen Wert; böse Zungen sind geneigt, diese Initiativen als bloße Eitelkeit auszulegen.



Vor dem Ferienheim „Villa Seeblick“ am Grundlsee

Der Haarschopf von (Noch-nicht-Sir) Karl Popper auf einem Foto, das auf einem Jugendlager geschossen wurde, ist markant; Othmar Spann, der Erfinder des Korneuburger Eides und einer der Vordenker des Austrofaschismus, blickt versonnen in die Gesellschaft der Schwarzwalds. Nur ein paar Jahre zuvor hatte seine Gastgeberin den Naturheilmethoden des Wiener Arztes Victor Hecht und seiner einfachen Lebensweise gefrönt. Ein Militär und Schriftsteller wie Walter Bloem, der zum Beispiel mit seinem Roman *Der krasse Fuchs* ein Sittenbild der Corps-Studenten entwarf und damit Auskunft gab über die Mentalität bürgerlicher Eliten in der wilhelminischen Zeit, der er selbst angehörte, genoss ebenso die

Gesellschaft der Schwarzwalds wie der ungarische Kunstmäzen Baron Lajos Hatvany, jugendliche Sozialisten und der Gründer der österreichischen Pfadfinder genauso wie Emmerich Teuber. Der Komponist Hans Eisler wurde neben dem Philosophen Georg Lukács in den Grinzinger Baracken von Eugenie versorgt. Der spätere Pianist Rudolf Serkin versuchte sich am Klavier in der Seevilla am Grundlsee, während Karin Michaelis, die Erfinderin der Bibi-Bücher, durch die Schule geführt wurde, und ein späterer Widerstandskämpfer des Jahres 1944, Helmuth Graf von Moltke, im Schlepptau der Schulgründerin Süßigkeiten an die Schülerinnen in der Wallnerstraße verteilte.

Vermutungen über einen unsichtbaren, all diese Personen verbindenden Faden dürfen angestellt werden; politische Präferenzen stellen den gemeinsamen Nenner jedenfalls nicht dar. Wer in der Lage war, in den bildungsbürgerlichen Kanon einzustimmen, der hatte eine Chance. Kein elitärer Kreis versammelte sich um Eugenie, vielmehr eine Gemeinschaft, die offen war für Arrivierte und für Junge, für jene, die es sich im bürgerlichen System bequem gemacht hatten und jene, die dieses, in welche Richtung auch immer, verändern wollten. Eben kein elitärer Bürger-Bildungs-Salon, denn da war noch der soziale Gestus, der Wunsch, die Welt mit kleinen Taten zu verbessern.

Eugenie kannte keine Grenzen und knüpfte Verbindungen und Kontakte weit über Wien hinaus, nicht nur bis zum Grundlsee, sondern nach Deutschland und Dänemark, nach Amerika, in die Schweiz. Freundschaften pflegen und Bekannte überall dort zu wissen, wo Menschen sind – eine sonderbare Utopie. So mancher hat dieses schwer zu beschreibende und fassbare Geflecht aus roten oder besser bunten Fäden, die alle irgendwie verbunden sind, in die Nähe einer anderen internationalen und keine weltanschaulichen Grenzen kennenden Gemeinschaft, nämlich die der Freimaurer, gerückt. Denn der Zeichner, der sich anlässlich des 25-jährigen pädagogischen Jubiläums von Eugenie Schwarzwald mit einem Porträt samt Wappen und abgewandeltem Spruch einstellte, wusste zumindest von den Werkzeugen der Freimaurer, mit denen am ima-

ginären Tempel der allgemeinen Menschenliebe gebaut wird. Der Zirkel musste allerdings einem Kochlöffel weichen, der Maßstab wird zu einem Lot, und die Sonne scheint über allem. Wer keinerlei Grenzen achtet und kennt, braucht sich über den Spott nicht zu wundern. Die Loge der Eugenie Schwarzwald – ein buntes menschliches Neben- und Durcheinander.

In ihrem Aufsatz *Erziehung zum Glück* aus dem Jahr 1934 schreibt sie: „Da es kaum so etwas wie Erziehung und kaum so etwas wie Glück gibt, muss ein Titel ‚Erziehung zum Glück‘ befremden. Es sei also gleich gesagt, dass jedes Mal, wenn das Wort Erziehung kommt, natürlich nur jener latente Einfluss gemeint ist, den die Umwelt, Eltern, Lehrer und Freunde auf das Kind ausüben. Unter Glück aber ist der erreichbare Grad von Schmerzbefreiheit, Zufriedenheit, Heiterkeit und Beschwingtheit zu verstehen [...]. Zu jenem höchsten Glück, welches ausschließlich Höhenmomenten vorbehalten bleibt, braucht man ja nicht erzogen zu werden. Im letzten Jahrzehnt war das Ziel der Erziehung: Der nützliche Mensch, der gute Staatsbürger; infolgedessen war die Jugend nichts anderes als ein Mittel zur Erreichung des reiferen Lebens, eine Art von Übergangszeit, die an sich keinen Wert hat.“ Der Schluss des Artikels wird zu einem Plädoyer für die Lebensfreude. „Wer seinem Kinde beigebracht hat, aus dem Alltag alles herauszuholen, was drin ist, wer ihm Gelegenheit gegeben hat, die ‚Märchen des Lebens‘, wie Peter Altenberg sie nennt, zu erleben; wer es das Lied hat hören lassen, welches, wie Eichendorff sagt, in allen Dingen schläft, der hat seinem Kinde zum Glück verholfen. Sein Leben wird von tausend Freuden erfüllt sein, und es wird nicht genötigt sein, von Weihnachten auf Ostern zu warten. [...] Der glückliche Mensch von übermorgen [wird] nützlicher sein als der nützliche Mensch von vorgestern.“ Ein Bekenntnis, das Eugenie Schwarzwald wohl zum Teil auch am Grundlsee in die Tat umgesetzt hat.

LITERATURVERZEICHNIS

Alle Zitate dieses Textes entstammen den folgenden, hier kursorisch angeführten Literaturhinweisen: Hans DEICHMANN, *Leben mit provisorischer Genehmigung. Leben, Werk und Exil von Dr. Eugenie Schwarzwald (1872–1940)*. Berlin u. a. 1988; Beverley Driver EDDY, Karin Michaelis. *Kaleidoskop des Herzens. Eine Biographie*. Wien 2003; Renate GÖLLNER, *Mädchenbildung um 1900. Eugenie Schwarzwald und ihre Schulen*. Diss. Wien 1986; Antonie NEUMANN (Hg.), *Längst vergessene Begebenheiten aus Alt-Österreich*. Jakob Ludwig Heller 1842–1921. *Erinnerungen*. Horitschon 2001; Gertrud SIMON, *Von Maria Theresia zu Eugenie Schwarzwald. Mädchen- und Frauenbildung in Österreich zwischen 1774 und 1919 im Überblick*. In: Ilse BREHMER u. a. (Hg.), *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich. Ein Überblick*. Graz 1997, 178–188; Robert STREIBEL (Hg.), *Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis*. Wien 1996; Jakob WASSERMANN, *Eugenie Schwarzwald*. In: *Neue Freie Presse*, 25. Juni 1925.

**„der platz wäre eines wagners, beethovens würdig“
komponisten im ausseerland**



Wilhelm Kienzl, Gemälde von
A. Fiedluka

„Auch komponierte ich viel, wengleich die Hauptzeit meines musikalischen Schaffens der Ausseer Sommer war und heute noch ist. Seit dreißig Jahren pflege ich meine Sommerzeit dort zu verbringen. Nahe der Kaffeewirtschaft ‚Zur Wasnerin‘ liegt ein kleiner Buchenhain, der paradiesischen Frieden atmet. Dort ließ ich mir Bank und Tisch zimmern. Zwischen den Baumkronen hindurch fällt mein Blick auf das stolz aufragende Felsengebirg des Losers mit seiner Wallhall ähnlichen Zinne, und im Rücken, durch ein Umblicken dem Auge sich in seiner ganzen Pracht darbietend, das Eisfeld des Dachsteins, dessen blendendes Weiß unter dem tiefblauen Himmel doppelt leuchtend erscheint. In dieser gottgesegneten Stille, nur vom stets wachen, leisen Bergwind belebt, saß ich viele Stunden des Tages, an meinen Partituren arbeitend. Der Platz wäre eines Wagners, Beethovens würdig, und ich schäme mich fast des Umstandes, daß er gerade mir von der Vorsehung gegönnt war!“, schreibt Wilhelm Kienzl, jener Komponist, der sich am längsten im Ausseerland aufhielt.

Ist die Bezeichnung „Komponisten der Sommerfrische“ nur ein Schlagwort oder eine Aussage mit besonderer, tieferer Bedeutung? Zur Beantwortung dieser Frage ist ein Blick ins 19. Jahrhundert hilfreich, als viele naturbegeisterte Menschen, darunter eine Vielzahl von Künstlern – zuerst Maler, dann Komponisten und Dichter – das Salzkammergut entdeckten. Gerade für Künstler, aber auch für das Großbürgertum stellte sich die friedliche Landschaft des Salzkammerguts als Rückzugsgebiet aus den überzivilisierten Großstädten dar. Das Salzkammergut wurde somit zu einem Refugium, das künstlerische Anregungen und geruhsame Abwechslung vom gestressten Stadtleben bot.

Besonders für die Komponisten, die während der Winters- und Frühlingszeit durch ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen als

Dirigenten, Chorleiter, Theaterdirektoren, ausführende Musiker oder Unterrichtende kaum Zeit für kompositorische Tätigkeit fanden, wurde der Sommer zur Zeit schaffensreicher, ungestörter Arbeitswochen. Da kam es zu häufigen Kurzbesuchen, zu regelmäßigen jährlichen Ferienaufenthalten und sogar zu dauerhafter Sesshaftigkeit, um die jeweiligen musikalischen „Visionen“ umzusetzen. So wurde besonders der Bereich zwischen Bad Ischl und dem Ausseerland zu einem Ballungszentrum für Musiker. Die bedeutendsten waren wohl Johann Strauß Sohn, Anton Bruckner, Johannes Brahms, Gustav Mahler, Richard Strauss, Wilhelm Kienzl, Egon Wellesz, Nico Dostal, Ermanno Wolf-Ferrari, Karl Goldmark, Ignaz Brüll, Emmerich Kálmán, Hugo Wolf, Paul Hindemith, Wilhelm Waldstein, Peter Kreuder, Armin Caspar Hochstetter, Max Haager, Ernst Perfahl, Jenő Takács und Hermann Markus Preßl, der 1939 in Altaussee geboren wurde.

Die Komponisten verbrachten ihre sommerliche Freizeit nicht nur mit kompositorischem Schaffen, sondern erhielten durch vielfältiges Erleben der Landschaft bei Wanderungen in einer noch nahezu unbeschädigten und unberührten Natur unglaubliche schöpferische Inspirationen. Nathalie Bauer-Lechner, Studentin am Konservatorium Wien und Geigerin, erinnert sich: „Wir machten heute einen Spaziergang auf die Pfeiferalm. Mahler war besonders entzückt davon, weil wir auf dem ganzen Weg keiner Seele begegneten. Oben saßen wir lange auf der Veranda des Alpenhüttels. Mahler sog den wundervollen Ausblick und mehr noch die tiefe Stille des Ortes ein.“ Bei diesen Wanderungen war das ungestörte Aufnehmen von Natureindrücken eine herrliche Gelegenheit, musikalische Ideen völlig unbeeinflusst gedanklich zu verwirklichen.

Immer wieder wird versucht, einen besonderen Einfluss der örtlichen Volksmusik auf die Werke der klassischen Musik zu konstruieren. Richtungsweisende Ausführungen wurden dazu von Prof. Walter Deutsch, em. Ordinarius des Institutes für Volksmusikforschung an der Universität Wien, getätigt. In seinem Aufsatz *Volksmusik im Werk der Meister* versucht er die realen Hintergründe der musikalischen Fantasien aufzudecken. Er kritisiert, dass trotz vieler

Bemühungen von Wissenschaftlern die allzu naive Vorstellung, dass die Meister der Tonkunst aus dem „nie versagenden Born des Volksliedes“ schöpfen und nur dadurch zu den Höhen eines letztlich von der Geschichte beglaubigten Werkes emporsteigen konnten, offenbar nicht auszurotten ist. Deutsch weist darauf hin, dass z. B. die Werke Joseph Haydns in ganz Europa nicht deswegen so sehr geschätzt werden, weil da und dort ein deutsches oder österreichisches Volkslied aufklingt oder auch, weil er imstande war, die fähigen Keime unserer Volksmusik in seiner Musik zur Synthese zu bringen. Unter Hinweis auf eine Publikation von Walter Wiora postuliert Deutsch, dass die rezeptgetreue Vorstellung – „man nehme einen Jodler und baue daraus eine Symphonie“ – anscheinend nicht umzubringen ist: „Es ist eine verkehrte Welt, die wir uns mit dieser Betrachtungsweise aufgebaut haben, die uns verführt, an der individuellen Substanz des Geniewerkes vorbeizuhören. Wir sind glücklich, wenn wir imstande sind, etwas Volksliedhaftes im Werk der Meister zu entdecken und bauen in unserer Naivität ein Haus der Volksmusik, darin das Genie Platz zu nehmen hat. Wir benützen eine papierene Brücke, um den Meistern nahe zu sein, und übersehen den Eigenwert ihrer Werke.“ Auch Arnold Schönbergs musikalisches „Credo“ lautet in diesem Zusammenhang ähnlich: „Volksmusik und Kunstmusik mischen sich so schlecht wie Öl und Wasser. Die Kluft zwischen den Erfordernissen der Form und der einfachen Zusammensetzung der Volkslieder kann nicht überbrückt werden, und darum ist es auch bisher keinem gelungen.“

Weniger die Inspirationen durch das lokale Brauchtum haben die weltbekannten Komponisten ins Salzkammergut geführt, als die spezifische Situation der Sommerfrische, die ihnen ungestörtes Arbeiten erlaubte und viele Werke von Weltgeltung entstehen ließ. Stellvertretend für alle bereits erwähnten Komponisten und deren Schaffen im Salzkammergut seien beispielhaft einige Werke angeführt:

So schuf Wilhelm Kienzl hier seine weltweit vielleicht bekannteste Oper, *Der Evangelimann*, sowie die Oper *Der Kuhreigen*. Seine Oper *Das Testament* spielt an einem Faschingsdienstag in



Richard Strauss auf der Loserspitze

einem Ort des Ausseerlandes. Wegen seiner jahrzehntelangen Treue zum Ausseerland wurde er auch Ehrenbürger der Gemeinde Bad Aussee. Gustav Mahler arbeitete in Aussee an Teilen seiner 4. Symphonie und schuf hier das Lied *Revelge* (aus dem Zyklus *Des Knaben Wunderhorn*). Von Johannes Brahms wissen wir, dass er – von der Natur sehr stark beeinflusst – immer jene Orte zur intensiven künstlerischen und kompositorischen Arbeit gewählt hat, die ihm seiner Stimmungslage, seinen inneren Vorstellungen, seinen musikalischen Eingebungen und seinen Gefühlen adäquat schienen. So schuf er in einer anderen steirischen Gegend (in Mürzzuschlag) seine bekannte 4. Symphonie. Das Klaviertrio C-Dur op. 87 und sein Frühlingsquintett F-Dur op. 88 wurden in Altaussee uraufgeführt, Ersteres mit ihm selbst am Klavier.

Richard Strauss inspirierte eine Bergwanderung auf den Loser zu Teilen seiner *Alpensinfonie*. Die Oper *Intermezzo* spielt teilweise in einem Gasthaus in Grundlsee. Mit dem Lied *Schlechtes Wetter* (nach Heinrich Heine) „huldigt“ er der ganzen Region.

Nico Dostal schuf im Salzkammergut die Ausseerlandsuite *In meinen Bergen*. Außerdem leitete er zeitweise das aus Mitgliedern des Bruckner-Orchesters bestehende so genannte „Ausseerland-Orchester“.

Egon Wellesz schließlich arbeitete und komponierte in Altaussee und wurde wissenschaftlich vor allem durch die Entschlüsselung der byzantinischen Neumen, also jener Zeichen der

kirchlichen Notenschrift vor Entstehung der auf dem Liniensystem aufbauenden abendländischen und neobyzantinischen Notenschrift, bekannt.

Das steirische Salzkammergut ist eine Gegend, in die die genannten Komponisten zuweilen aus der rauen Stadtwirklichkeit flohen, um aus Freude an den Naturschönheiten der Landschaft ihrer künstlerischen Schaffenskraft neue Impulse zu geben, eine Gegend, die selbst im Regen zu inspirieren vermochte. Bei Spaziergängen und Wanderungen um die vielen Seen, durch herrliche Wälder und blühende Wiesen ordneten jene Komponisten ihre musikalischen Gedanken zu einem machtvollen, erhebenden Ganzen.

LITERATURVERZEICHNIS

Walter DEUTSCH, Volksmusik im Werk der Meister. In: Der Vierzeiler 2 (2001); Wilhelm KIENZL, Betrachtungen und Erinnerungen. Berlin 1909; Wilhelm KIENZL, Meine Lebenswanderung. Stuttgart 1926; Erich Wolfgang PARTSCH, Alles schon wegkomponiert? Gedanken über Landschaftseindrücke und Volksmusikeinflüsse im Schaffen Gustav Mahlers. In: Lutz Maurer (Red.), Tracht – Landschaft – Musik. Forum Aussee 2001. Abschlussbericht. Bad Aussee 2001; Erich Wolfgang PARTSCH, Gustav Mahler in Aussee. In: Nachrichten zur Mahlerforschung 42 (2000); Max POMMER, Einflüsse des Ländlers auf die Wiener Komponisten des 19. und 20. Jahrhunderts. Phil. Diss. Leipzig 1968; Walter WIORA, Europäische Volksmusik und abendländische Tonkunst. Kassel 1957 (Die Musik im alten und neuen Europa 1).

ein disneyland für pensionisten interkulturelle eindrücke eines sommerfrischlers



Illustration: Kerstin von Gabain

Meine wissenschaftlichen Lehr- und Wanderjahre haben mich samt Familie von Heidelberg über Stanford nach Umea, die nördlichste Universitätsstadt Schwedens und dann bald darauf nach Stockholm geführt, wo ich am Karolinska Institut einen „tjänst“ (Dienstposten; schwedische Untertreibung für eine Professur) innehatte. Dieser hat es meinen Mitarbeitern aus aller Welt und mir ermöglicht, die reiche und nobel-geschwängerte Forschungslandschaft für unsere wissenschaftlichen Ambitionen zu nutzen. Meine Familie und ich hatten in Stockholm ein gemütliches Haus erworben, nicht weit vom Strand des Mälarsees, in dem der Grundlsee mühelos rund 500-mal Platz finden würde. Meine Frau und ich, wir hatten beide nützliche Aufgaben gefunden, für unsere Kinder nach Schwedisch die erste Sprache und Kultur geworden. Im Sommer verbrachten wir unsere Zeit in wunderschönen Sommerhäusern. Wir waren so schwedisch geworden, dass allein der bloße Gedanke, einen „Midsommardag“ im Ausland zu verbringen, in der Familie Panik auslösen konnte. Jeder Gedanke an ein abermaliges Weiterziehen war meiner Familie so fremd wie die Vorstellung beim sommerlichen Bad im Grundlsee, dass der See sechs Monate später zugefroren sein könnte.

In dieser Befindlichkeit war ich, als ich mich vor etwa zwölf Jahren, aufgefordert vom Ordinarius für Genetik der Universität Wien, Rudolf Schweyen, flankiert von Kollegen und dem Gründungsdirektor des angesehenen Wiener Instituts für molekulare Pathologie, Max Birnstiel, für den Mikrobiologielehrstuhl der Universität Wien bewarb. Dieser sollte gemeinsam mit weiteren biomedizinischen Instituten der Universität und dem Institut für molekulare Pathologie in einem neuen Forschungszentrum aufgehen, dem Campus Vienna Biocenter.

Schon auf meiner Bewerbungsreise, die mich von Stockholm nach Wien führte, wurde mein Mut bei der Taxifahrt zum Flugplatz Arlanda gedämpft. Der schwedische Taxichauffeur, nach dem Zweck meiner Reise fragend, zeigte sich außerordentlich besorgt, dass ein Karolinska-Wissenschaftler das Land verlassen wollte. Ein Molekularbiologe sei für die Zukunft des Landes wichtig, meinte er. Dieses Gefühl, mich in etwas Unbekanntes zu begeben, wurde durch die vollkommen konträren Ansichten des Wiener „Taxlers“, der mich nach meinem Flug von Schwechat zum Hotel „Wandl“ führte, noch weiter gesteigert. Als dieser mich nach dem Zweck meiner Reise befragte, raunzte er, Moleküle und Gene möge er überhaupt nicht, und meinte, ich sei „deppert“, eine Professur in Wien anzunehmen und täte besser daran in Schweden zu bleiben.

Dennoch bin ich meinem Ruf gefolgt, so gesehen ein „Lob der Inkonsequenz“, wie es der polnischstämmige Philosoph Leszek Kolakowski ausdrücken würde. Großzügige Beamte des Wissenschaftsministeriums und ein weitsichtiger Dekan haben mir ein Angebot unterbreitet, dem ich schwer widerstehen konnte. Österreich hat mich und meine zunächst etwas zögerliche Familie mit seinem bekannten Charme umgarnt und nach Wien geholt, wo ich die Chance bekommen habe, eine kleine, aber beachtete Biotechszene mitaufzubauen zu dürfen.

Mit der Zeit nahm meine Familie Wien und Österreich an. Dieser Prozess stellte sich nicht immer als ganz einfach heraus, da das Fremdsein auch mit anfänglichen Stolpersteinen wie zum Beispiel dem Mödlinger Schulwesen verbunden war. Die „Europastadt Mödling“ hielt nicht immer den Geist, den das Ortsschild so viel versprechend ankündigte.

In den ersten Jahren in Österreich haben wir viele Teile des Landes bereist. Eine Schönheit, der man sich schwer entziehen kann und die auf der Landkarte aussieht wie eine „geknautschte“ Gitarre, der Schlimmes widerfahren ist. Solche explorativen Touren „made in Austria“ wirken noch attraktiver, wenn man die Distanzen in schwedischen Meilen betrachtet. Dies reduziert zehn Kilometer

auf eine schwedische Meile. Somit beträgt für einen Schweden die Fahrt von Wien zum Millstätter See nur 35 Meilen.

Irgendetwas hat uns dann immer wieder und immer öfter in das Ausseerland gelockt. Das Wasser, die Seen mit den nordischen Badetemperaturen, die Wälder, die nicht endenden Winter und die minus 20°C beim winterlichen Schifahren auf dem Loser. Wirklich alles erinnerte uns dort an unsere geliebten Schwedenjahre. Schließlich haben wir oberhalb vom Grundlsee das „Haus Schwerin“ erworben. Unsere ersten Schritte am glatten Parkett der Ausseer Kreise wurden von einer lieben Nachbarin, Marianne Uray, begleitet. Eine ältere Ausseer Dame, die uns immer in Erinnerung bleiben wird. Wir haben das Haus mit einer Ausseer Veranda adaptieren lassen, von der aus man einen schönen Blick auf den See, den Backenstein, das Tote Gebirge und den Sarstein hat. Anfangs stießen wir bei unseren Kindern auf Unverständnis. Sie schrieben diesem ganzen Unternehmen eine gewisse zugegebene geografisch bedingte Enge zu, zumal sie in einer eher flachen Landschaft aufgewachsen waren, die durch Schären, Seenplatten und sich öffnende Meere geprägt war. Auch das im Ausseerland getragene Gewand, nämlich das Dirndl und die Lederhose, waren für uns – wie manch andere fremde Bräuche – anfangs gewöhnungsbedürftig. Ich versuchte unsere Skepsis mit Erklärungen zu mindern. Menschen jeder Nationalität pflegen ihre Bräuche mit großem Ernst: die Schweden ihr „Mittsommerfest“, die Ausseer halt ihre Tracht. Vielleicht sollte diese Ernsthaftigkeit und Ursprünglichkeit darüber hinwegtäuschen, dass – historisch gesehen – diese Bräuche, wie das Dirndl und der „Mittsommerbaum“, zum Teil erst in der jüngsten Geschichte der jeweiligen Landstriche eingeführt worden sind. Die „Zugereisten“, zu denen auch wir zählen, tragen das Dirndl und die Lederhose oft noch fanatischer als die Einheimischen. Dies lässt sich dadurch erklären, dass Konvertiten nach ihrer „Kehrtwendung“ fast immer am eifrigsten für „ihre“ Sache auftreten. Ehrlich gestanden, fast allen Frauen schmeichelt das Dirndl, während man meiner Meinung nach in den meisten Fällen den einheimischen und zugereisten Mannsbildern in Lederhosen den Mut zur Hässlichkeit nicht absprechen kann.

Dem Ausseerland und den Stockholmer Schären ist auch gemeinsam, dass sie erdgeschichtlich relativ „jung“ sind. Sie wurden erst von Eiskappen mit mehreren Kilometern Dicke, die noch vor etwas mehr als 10.000 Jahren auf beiden Landschaften gelastet haben, geformt. Dagegen glauben die meisten Einheimischen, „Zugereisten“ und Touristen, dass die Landschaft, so wie sie ist, schon immer existiert habe. Ein weiterer Grund, warum das Abschmelzen des „ewigen Eises“ auf dem Dachsteinplateau Panik aufkommen lässt, obwohl es seit der letzten Eiszeit schon ein paar Mal verschwunden und wiedergekommen ist. Solche Befindlichkeiten führen auch zu dem Glauben, dass es Landschaften und Trachten schon ewig gibt, und verstärken natürlich die Ideologie, dass jede noch so schöne Heimat schon immer vom gleichen „Menschenschlag“ bewohnt worden ist, was wissenschaftlich natürlich nicht haltbar ist.

Die Molekularbiologie, die das Weltbild mit der Aufklärung der DNA-Struktur vor rund fünfzig Jahren revolutioniert hat, hat aber auch die Erkenntnis gebracht, dass alle heute auf der Welt lebenden Menschen einen jungen, aber gemeinsamen Ursprung haben. Dass wir alle vor nicht zu langer Zeit, sagen wir vor 50.000 Jahren, aus Afrika gekommen sind und dass der verwandtschaftliche Abstand zwischen einem amerikanischen Ureinwohner und einem Ausseer maximal ein paar tausend Generationen beträgt. Mögliche Spuren von den ersten Ausseern, die aus Afrika kamen, finden sich im Toten Gebirge, in den „Salzofenhöhlen“. Diese „Urausseer“ haben sich dort vor circa 30.000 Jahren womöglich unter anderem von Höhlenbären ernährt, sind aber von den vorstoßenden Gletschern wieder vertrieben worden. Vereinfacht könnte man daher sagen, wir sind eh alle Cousins und Cousins und dass die Köberls, Rastls und Brandauers vielleicht ein bisschen verwandter sind als die Indianer und die Gößler. Aber auch diese und die restlichen Ausseer leben nicht seit eh und je im Land, sondern sind frühestens mit den sich wieder zurückziehenden Gletschern gekommen. Viele von ihnen stammen aber von „zugereisten“ Bajuwaren ab, die zur Zeit der Völkerwanderung ins Land

gezogen sind. In den Alpen – dem ewigen Durchzugsgebiet von Menschen – hatte seit dem 19. Jahrhundert die halbe k. u. k. Elite (im Salzkammergut) ihr Feriendomizil aufgeschlagen. So muss man auch noch all die fremden Väter hinzurechnen, die ihre Gene im Ausseerland leichtfertig und hoffentlich in glücklichen Augenblicken ausgestreut haben. Die Erkenntnis, dass Landschaften, Menschen und Trachten so jung und flüchtig wie über Bauerngärten flatternde Kohlweißlinge sind, vermindert keinesfalls deren Reiz: „Weisenblasen“, Plätten, Flinslerl und Trommelweiber – wie alt diese Brauchtümer auch immer sind und woher sie kommen mögen, sie ziehen fast jeden in ihren Bann.

Ich lebe gerne im Ausseerland, und es wird mir dort, im Gegensatz zu meinen Kindern, fast nie langweilig: Zwischen 650 und 2995 Metern über dem Meeresspiegel ist immer etwas los. Pluralität ist trotz des medialen Monopols der *Alpenpost* schon dadurch gewährt, dass es zu jeder Sache drei Ansichten gibt. Eine Grundlsee, eine Altausseer und eine Bad Ausseer Sicht der Dinge. Der kleinste gemeinsame Nenner definiert sich durch die „Seer“. In einem sind sich die Seer aber einig, sie fühlen sich den Hinterbergern, die im benachbarten Mitterndorfer Tal leben, eindeutig überlegen. Einmal im Jahr gibt es einen „Mega-Event“, bei dem gigantische Drahtskulpturen, von Figuren aus Disneyland und Ben Hur angeregt, mit Narzissen überzogen und dann zu Wasser und zu Land vorgeführt werden. Der Tagesbustourismus blüht dann mehr denn je und die Dieselgerüche aller alten und neuen EU-Staaten vereinigen sich zu einem einmaligen Geruchscuvée. Auch die Wirtschaft treibt so manche Blüten im Ausseerland. Am Salz wird festgehalten, auch wenn der damit verbundene Wertschöpfungsprozess nur noch eine Prise, verglichen mit dem, was es einmal für den Landstrich bedeutet hat, ist. Der Fremdenverkehr stirbt nicht ab und hat dank des Mentalitätsgemisches der Einheimischen, die an Altem festhalten und Neuem widerstehen, den Charme einer „Sommerfrische light“ bewahrt. Bei Langeweile bietet sich die „Drei-Seen-Tour“ an. Ein garantierter Höhepunkt für das Enkelkind, Besucher mit Kleinkindern und Geburtstagsfeiern von Müttern.

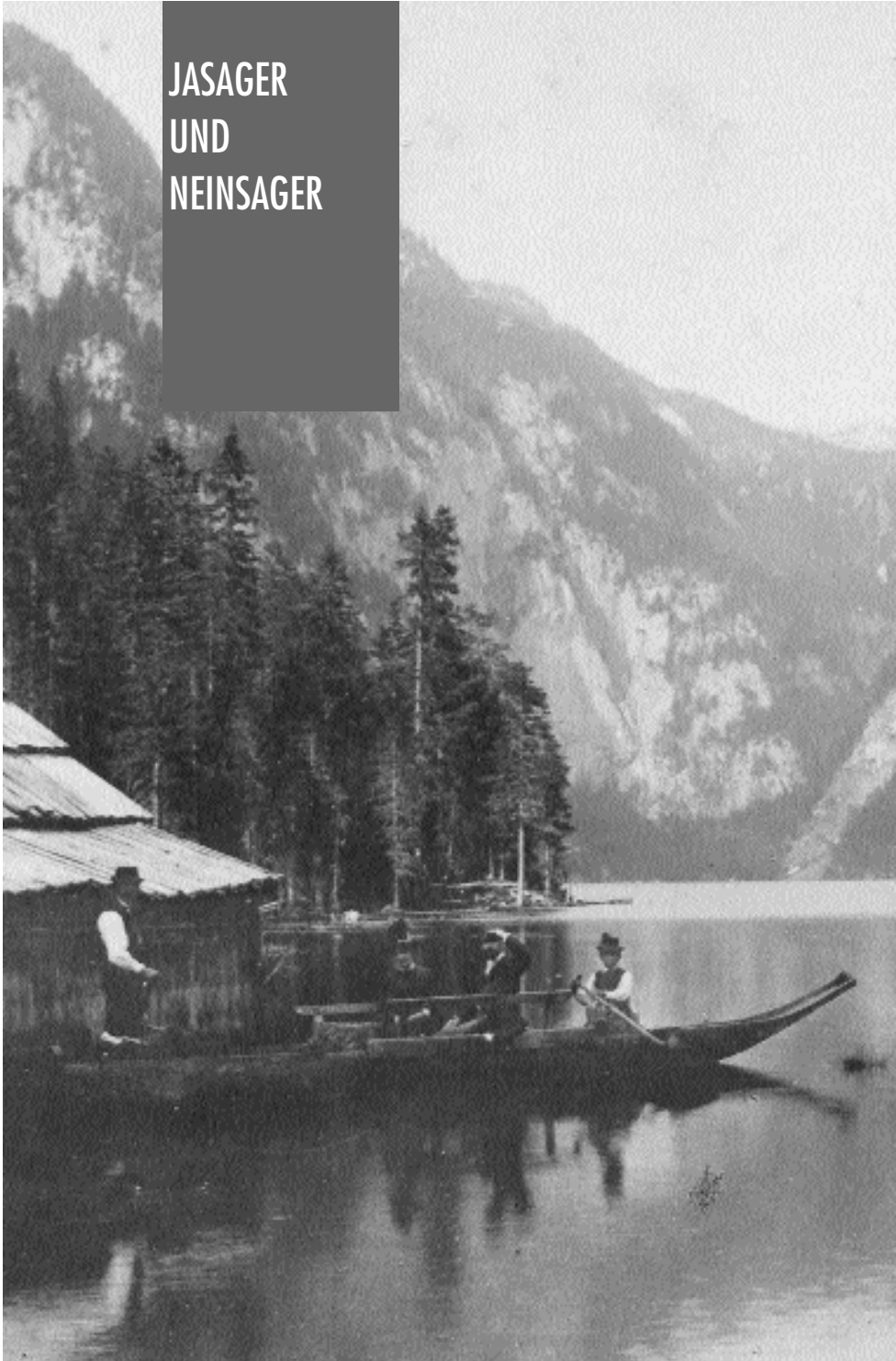
Diese Tour bietet eine Art Minimundus der norwegischen Fjorde. Die totale Verkehrssklerose in Bad Aussee, die man im Gegensatz zu Hallstatt und St. Wolfgang einfach so belässt, wie sie ist, kann man vom zentralen Caféhaus Lewan so stoisch wie ein Open Air Konzert mit 500-Watt-Lautsprechern genießen. Das hat fast schon wieder avantgardistische Züge, denen man etwas abgewinnen kann: Solche lärmenden und stinkenden Blechlawinen in Stadtzentren kann man auch in fernöstlichen aufstrebenden Metropolen wie Taipei erleben. Betagte 68er wie ich, die besonders gerne im Lewan sitzen, fühlen sich dagegen in die Urlaube ihrer Jugendzeit zurückversetzt, als Carabinieri den überbordenden Verkehr durch italienische Altstädte dirigierten.

Das Ausseerland definiert sich als der Mittelpunkt Österreichs. Österreich ist in das Zentrum eines Europa gerückt, in dem es meiner Meinung nach viele Narren, aber zu wenige Visionäre gibt, um den alten Kontinent so vorwärts zu bewegen, wie es seine Jugend verdient hätte. Ein Beispiel aus meiner Welt, von der ich etwas zu verstehen glaube, illustriert dieses Szenario treffend: Was für Narren sind die europäischen Politiker gewesen, die ernsthaft ihren Bürgern vorgaukelten, dass sich der alte Kontinent bis zum Jahr 2010 vor den USA zum Hightech-Kontinent Nummer eins auf der Welt entwickeln wird. Der Zustand der Biotechnologie wird als Lackmus von hoch entwickelten Wirtschaftsräumen angesehen, der etwas über deren Zukunftspotentiale aussagt. So gesehen ist die Tatsache, dass von den zehn größten und innovativen Pharmariesen nur noch drei ihr Hauptquartier in Europa haben, genauso bedenklich, wie die Tatsache, dass es unter den zehn größten und profitabelsten Biotechfirmen, die es vor 30 Jahren noch nicht gegeben hat, keine einzige europäische Firma gibt. Ein Blick auf den Kapitalmarkt verdeutlicht dies noch mehr. Auf den US-Börsen wird, verglichen mit Europa, ein Vielfaches des jährlichen Bruttonationalprodukts in Biotechfirmen investiert. Es waren Visionäre, vorwiegend in der angelsächsischen Welt, die – vor mehr als fünfzig Jahren – die Struktur der DNA interdisziplinär und mit Hilfe von ausgeschnittenen Kartonschnipseln aufgedeckt haben. Es waren Visionäre, die in

Kalifornien vor circa dreißig Jahren das erste fremde Gen mit Hilfe von Bakterien vervielfältigt haben. Diese Entzifferung, aber auch die biotechnologische Produktion von menschlichem Interferon mit Hilfe von Bäckerhefen ermöglichen, dass heute vielen Hepatitis C-Patienten das Leben gerettet wird. Es sind Visionäre, die einen Impfstoff gegen den viralen Erreger von Gebärmutterkrebs entwickeln, der vorbeugenden Schutz gegen diese schlimme Krankheit bieten könnte. Wem diese Fakten noch nicht genügen, sollte sich einmal vergegenwärtigen, dass der Wert einzelner US-Biotechfirmen ausreichen würde, um gleich mehrere Flaggschiffe der europäischen Automobilindustrie im Tausch dagegen aufzukaufen.

In der Geschichte hat es im Ausseerland viele Visionäre aus Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Finanzen gegeben. Auch die eingeborenen Ausseer brauchen sich da nicht zu verstecken. Man denke nur an den Hobbyanthropologen und Berufsjäger Otto Körber, der die „Salzofenhöhlen“ entdeckte und die darin gemachten Funde als frühe Menschen, die dort als Jäger lebten, richtig gedeutet hatte, was von den närrischen etablierten Wissenschaftlern lange bezweifelt wurde. Wie viele Visionäre heute im Ausseerland leben, weiß ich nicht. Sie werden aber, solange das europäische Umfeld so wenig visionär ist wie heute, eine eher seltene Spezies bleiben. Und ich – auf meiner Platte stehend – werde wohl mit der Erkenntnis leben müssen, dass jeder Visionär schneller, als er glaubt, zum Narren geworden ist.

JASAGER
UND
NEINSAGER



zwischen brandhof und paulskirche die politischen visionen von erzherzog johann



Der Erzherzog, ganz Staatsmann, 1849

Es gibt wohl keine Persönlichkeit des Hauses Habsburg, über die in der Steiermark so viel geschrieben wurde wie über Erzherzog Johann von Österreich. Hier kann auf die Fülle an Literatur nicht näher eingegangen werden, interessant ist allerdings, dass sich die meisten Historiker und Biografen trotz zum Teil überschäumender Lobeshymnen hinsichtlich der Bedeutung des Prinzen für das Wohl Österreichs und insbesondere der Steiermark in einem einig sind: Die große Stärke von Erzherzog Johann lag nicht in seinem politischen Wirken, ganz im Gegenteil, als Politiker und Staatsmann machte der kaiserliche Spross nicht selten ein höchst unglückliches Bild. Zurückgeführt wird dies – ebenso wie die gleichfalls erfolglos gebliebene Karriere als Feldherr – in der Regel auf die speziellen Charaktereigenschaften von Erzherzog Johann, der zu sehr Gemütsmensch und von seinem Wesen her eher bedächtig und gründlich überlegend war und vor raschen Entschlüssen zurückscheute. Dazu kommt freilich, dass es wenig Gelegenheiten gab, bei denen der Habsburger seine politischen Qualitäten unter Beweis stellen konnte.

Gemäß seinen Intentionen, über all seine Handlungen und Beweggründe sich selbst, aber auch der Nachwelt Rechenschaft abzulegen, schrieb der Erzherzog von Jugend auf seine Gedanken minutiös in Tagebüchern und Briefen nieder. Aus diesen Aufzeichnungen lassen sich unter anderem zwei Wunsch- bzw. Leitbilder des Erzherzogs herausfiltern: Es ist dies zum einen die Überzeugung von der positiven Kraft eines einigen deutschen Volkes und zum anderen die Sehnsucht nach der Verwirklichung seiner Ideen zum Besten des Gemeinwesens in Form einer eigenen Regierungstätigkeit, selbstverständlich im Rahmen des österreichischen Kaiserstaates. Es gehört zur Tragik dieses Habsburgers, dass sich ausgerechnet

diese beiden Lebensträume trotz mehrmaliger Anläufe niemals erfüllen ließen.

Nach einer behüteten Kindheit in der Toskana machte Erzherzog Johann schon früh mit der rauen Wirklichkeit des Lebens am kaiserlichen Hof in Wien Bekanntschaft. Als Österreich den zweiten Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich führte, übertrug man dem unerfahrenen 18-Jährigen nominell den Oberbefehl über die in Deutschland stehenden kaiserlichen Truppen. Die nachfolgende Niederlage bei Hohenlinden wurde ihm angelastet, seine strategische Unfähigkeit kolportiert. Schon damals wuchs in dem jungen Habsburger die Gewissheit, dass ein dauernder gesamteuropäischer Friede auf andere Weise als durch bloße Kriegsführung zustande kommen müsste. Das einzig wirksame Gegengewicht zu dem immer mächtiger werdenden Frankreich sah er in einer Verständigung und im Zusammenschluss von Österreich und Preußen. Nur beide vereint hätten die Macht, die Stabilität Europas zu gewährleisten. Trotzdem vermied der Erzherzog letztlich jede eindeutige Parteinahme in diese Richtung, zu sehr fürchtete er schon damals das Intrigenspiel auf dem glatten Wiener Parkett, dem er sich nicht gewachsen fühlte.

Im dritten Koalitionskrieg 1805 wurde Erzherzog Johann abermals mit einer militärischen Aufgabe betraut, er erhielt die Verteidigung Tirols übertragen. Durch den Abschluss des Pressburger Friedens, der unter anderem den Verlust Tirols bedeutete, sah er sich durch den Sieg der hohen Diplomatie erneut um seine Hoffnungen gebracht. Diesmal wog die Enttäuschung besonders schwer, da sich der Habsburger den Tirolern, die nun unter fremde Herrschaft gelangten, persönlich verantwortlich glaubte. Angeregt durch seine eingehende Beschäftigung mit dem Alpenland und seiner Bevölkerung hatte er außerdem immer deutlichere Vorstellungen entwickelt, wie man ein Gemeinwesen zum besten gegenseitigen Nutzen führen und leiten könnte. Noch voll jugendlicher Euphorie und im Glauben an Fortschritt und Veränderung legte er dem Kaiser Denkschriften über das Amt eines Herrschers und mögliche Reformen im Staatsgefüge vor. Eine Antwort auf seine Vor-

schläge erhielt er nicht, zumal man in höfischen Kreisen peinlich darauf achtete, die Erzherzöge von Macht und Einfluss auf die Staatsführung fernzuhalten.

Zur persönlichen Krise des Habsburgers kam es schließlich im Jahre 1809 im Zuge des Tiroler Freiheitskampfes. Der Kaiser betraute seinen Bruder mit dem Oberbefehl über die Truppen in Oberitalien und Tirol, die das Alpenland mit Hilfe der bewaffneten aufständischen Bauern in kürzester Zeit befreiten. Die Entscheidung fiel jedoch auf einem anderen Schlachtfeld. Die Niederlage bei Wagram, die unter anderem wieder auf das mangelnde Geschick von Erzherzog Johann zurückgeführt wurde, erzwang den für Österreich ungünstigen Schönbrunner Frieden. Der Habsburger sah sich aus Staatsräson gezwungen, die noch heldenhaft kämpfenden und auf ihn vertrauenden Tiroler im Stich zu lassen und musste zusehen, wie ihr Anführer Andreas Hofer standrechtlich erschossen wurde. Erzherzog Johann zeigte sich über den Gang der Entwicklung tief deprimiert: „Welch schöne Pläne, Gutes zu wirken, habe ich mir nicht gemacht, wie mühsam darauf gearbeitet und wie wenig ist noch gelungen! Bisher sah ich das Meiste scheitern.“ Innerlich distanzierte er sich immer mehr von Wien und den höfischen Kreisen, nur dem Kaiser blieb er unerschütterlich verbunden.

Trotz des weitgehenden Rückzuges aus der Residenzstadt und der Hinwendung zur Steiermark – Reisen und Kuraufenthalte im Land, Gründung des Joanneums in Graz – hatte Erzherzog Johann noch nicht mit der großen Politik abgeschlossen, zu sehr beschäftigte ihn das traurige Los von Tirol. Aus dem Glauben heraus, dass das Gebirgsland mit seinen Bewohnern den Schlüssel zum entscheidenden Sieg gegen Napoleon bilden könnte, entwickelte sich seine Beteiligung an der so genannten „Alpenbundaffäre“ 1812/13. Das Ziel dieser Bewegung war es, durch eine umfassende Volkserhebung in den Alpenländern die fremde Besatzung abzuschütteln und in der Folge die österreichische Regierung an der Seite der russisch-preußischen Allianz zum verfrühten Losschlagen gegen Frankreich zu veranlassen. Erzherzog Johann war nicht der Schöpfer dieses Plans – als solcher ist wohl eher Joseph Freiherr von

Hormayr anzusprechen –, aber der Habsburger sollte als Identifikationsfigur an der Spitze der Erhebung stehen und die Operationen leiten. Mit großen Erwartungen und Hoffnungen ging er an das Geschehen heran: „Es werden sich viele wundern, manche mein Unternehmen als einen Narrenstreich bezeichnen, manche ihn tadeln, einige mich einen verlorenen Menschen bedauern, was kümmert es mich?“ Die Bestrebungen der so genannten Verschwörer blieben der Polizei nicht verborgen. Außenminister Metternich, der sich in seinem politischen Handeln, das auf einen Verständigungskurs mit Frankreich ausgerichtet war, empfindlich gestört sah, reagierte umgehend: Die Hauptträdelsführer des Unternehmens wurden verhaftet, Erzherzog Johann vorübergehend unter Hausarrest gestellt.

Enttäuscht und gedemütigt zog sich der Erzherzog erneut in die Steiermark zurück. Er begann nun, unermüdlich, ja fast rastlos im Kleinen zu wirken. Dies geschah einerseits durch persönliches Beispiel, etwa den Ankauf des in der Obersteiermark gelegenen Brandhofes und dessen Ausbau zum landwirtschaftlichen Musterhof, andererseits durch die Gründung von Vereinen und Gesellschaften, etwa der Landwirtschaftsgesellschaft, der Wechselseitigen Brandschadensversicherung und der Steiermärkischen Sparkasse. Hervorzuheben ist dabei, dass viele dieser Ideen nicht vom Erzherzog selbst stammten, seine Leistung war es vielmehr, Visionen und Strömungen seiner Zeit aufzugreifen und den Verhältnissen eines Landes oder eines Gebietes anzupassen. Die Tätigkeit des Erzherzogs geschah ohne amtlichen Auftrag, sondern kraft seiner persönlichen Autorität und Überzeugung – und genau das machte wohl den großen Erfolg dieser Projekte aus. Als unmittelbarer Diener seines Herrn, des Kaisers, wäre er viel mehr bürokratischen Zwängen unterlegen gewesen, und seine unbedingte Unterordnung unter das Kaiserhaus hätte unweigerlich in Konflikt mit seinen oft unkonventionellen Ansprüchen treten müssen. Im lokalen und regionalen Umfeld bzw. auf der Ebene von Sachverbänden gelang es dem Habsburger endlich, Theorie in Praxis umzusetzen. In diesem Rahmen ließen sich viele Grundsätze, die Erzherzog



Erzherzog Johann und Anna Plochl

Johann als Richtlinien dienen – Selbstorganisation, ansatzweise Gleichberechtigung und Leistungsprinzip – verwirklichen. Trotz dieser Erfolge seiner Betriebsamkeit auf privater Ebene – oder eben gerade deswegen – kehrte der Wunsch nach einem größeren Aktionsradius, wie etwa einem Gouvernement, immer wieder: „Niemand wäre froher als ich, es würde das wirklich werden, wornach ich immer strebe, ein armes, treues Land glücklich zu sehen – und welches Land verdiente es mehr, welches könnte es leichter seyn als die Steyermark [...].“

Ungeachtet seiner regelmäßigen Pflichtbesuche in der Residenz galt Erzherzog Johann am Hof als Sonderling, die nicht standesgemäße Verbindung mit der Ausseer Postmeisterstochter Anna Plochl demonstrierte augenfällig die Auffassungsunterschiede zwischen dem dynastischen Selbstverständnis der Familie und seinen eigenen Wertmaßstäben. Es wäre jedoch verfehlt, den Habsburger aufgrund dessen als „Rebell“ zu betrachten. Erzherzog Johann war sich der Verantwortung gegenüber seinem Haus und seiner Familie allzeit bewusst, er beugte sich jeder Entscheidung des Kaisers. Das habsburgische Sendungsbewusstsein spricht aus vielen Tagebuch- und Briefstellen. Der Erzherzog wird es nicht müde zu betonen, dass er nichts für sich, sondern alles für das Volk wolle: „Ich habe nur für das Gute, still, ruhig, auf milden Wegen gewirket, alles Blut, alles Zerstörende gehasset, frei von Ehrgeiz, von Ruhm-

sucht, habe ich gewollt, für diese Menschen zu leben und nicht zu glänzen als Eroberer, als Herrscher.“

Nach dem Tod von Kaiser Franz I. und dem Übergang der österreichischen Kaiserkrone an dessen Sohn Ferdinand I. im Jahre 1835 schien sich auch ein leichter Wandel in der Stellung von Erzherzog Johann zu vollziehen. Politisch gewann er zwar kaum Einfluss, man bedurfte aber seiner Person vermehrt für Repräsentationsaufgaben, die der neue Monarch nicht im vollen Maße erfüllen konnte. So unternahm der Habsburger 1837 einen Besuch beim russischen Zaren und reiste anschließend nach Konstantinopel und Griechenland. Ein anderer Auftrag führte Erzherzog Johann 1842 an den Rhein, um an einem preußischen Übungslager teilzunehmen. Anschließend war er Gast bei der Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Domes, eines Aktes von großer nationaler Bedeutung. Bei dieser Gelegenheit traf Erzherzog Johann auch mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zusammen. In Anwesenheit mehrerer deutscher Potentaten gab der Habsburger dabei seinem schon lange gehegten Wunsch von einer österreichisch-preußischen Verständigung in einem Trinkspruch öffentlich Ausdruck: „Solange Preußen und Österreich, soweit die deutsche Zunge klingt, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen wie die Felsen unserer Berge.“ Der Satz fand in der vereinfachten und damit verfälschten Formel „Kein Preußen, kein Österreich! Ein einziges großes Deutschland, fest wie seine Berge“ in Deutschland weite Verbreitung und erzeugte so das Bild des Habsburgers als Vorkämpfer einer einheitlichen deutschen Nation.

Vom Ausbruch der Märzrevolution schien der Habsburger nicht allzu überrascht zu sein, schon seine Tagebucheintragen am Neujahrstag 1848 lauten prophetisch: „Nun aber stehen wir an dem Vorabend von Ereignissen der bedenklichsten Art, Ereignissen, die, wenn man den bisherigen Gang beibehält, nicht ausbleiben können. Will man nicht begreifen, dass es auf dem bisher eingehaltenen Wege, nach dem bisherigen Takt im Handeln nicht mehr gehen kann.“ Gleichzeitig ist der Habsburger nach wie vor davon überzeugt, ausgehend vom Kernland Tirol das drohende Unglück noch

abwenden zu können: „Lasse man mich wirken, ja vielmehr trage man mir auf zu wirken, ohne Hemmungen [...], dann will ich mit Gott zeigen, das was der Johannes durch 30 Jahre, wo man ihn brach liegen ließ und er in der vollen Kraft war, hätte leisten können.“ Über die Rolle des Habsburgers in den Anfängen der Revolution herrscht teilweise Unklarheit, da entsprechende Quellen fehlen. Es entspricht jedoch der Haltung des Erzherzogs, dass er sich loyal auf die Seite „seines“ Kaisers stellte, zugleich aber versuchte, auf die Wünsche des Volkes einzugehen, zu vermitteln und zu beruhigen. In dieser Funktion trat er sowohl in Wien als auch in Graz in Erscheinung. Der Habsburger war seit jeher ein Anhänger des konstitutionellen Systems gewesen, in diesem Sinne sprach er sich nun für den Entwurf einer Verfassung aus. Nachdem der Kaiser und sein Hof nach Innsbruck geflohen waren, dürfte er zu Mäßigung und Zugeständnissen an das aufgebrachte Volk gedrängt haben. Ende Mai bat die Regierung Erzherzog Johann ausdrücklich um Hilfe. Er sollte zur Vorbereitung des Reichstages nach Wien reisen, war allerdings noch ohne jede Vollmacht versehen. Obwohl der Habsburger die Wichtigkeit dieser Aufgabe erkannte, lehnte er zunächst ab. Zwei Wochen später ließ er sich dennoch umstimmen: Er wurde von Kaiser Ferdinand I. für die Zeit von dessen Abwesenheit von Wien mit der vollen Regierungsgewalt betraut. Er hatte die Befugnis, in allen dem Kaiser zustehenden Geschäften zu entscheiden und die ihm obliegenden Regierungsakte zu vollziehen. Erzherzog Johann stand damit an der Spitze seiner Macht und hatte die späte Genugtuung, dass der kaiserliche Hof in der Zeit der Krise und Orientierungslosigkeit endlich seine Hilfe in Anspruch nehmen musste. Doch es sollte sich bald zeigen, dass der schon in die Jahre gekommene Habsburger nicht der richtige Mann für diese Stunde war. Zum einen konnte und wollte er keine eindeutige politische Position einnehmen; er hieß weder die Revolution noch den Absolutismus gut, sondern vertrat ein Prinzip des Kompromisses. Zum anderen fehlte ihm die Bereitschaft, rasche und klare Entscheidungen zu treffen.

Gleichzeitig drang aus Frankfurt am Main die Nachricht, dass der Habsburger am 29. Juni von der Nationalversammlung in

der Paulskirche, dem ersten frei gewählten gesamtdeutschen Parlament, zum Reichsverweser ausersehen worden war. Als solcher stand er formell an der Spitze des „Deutschen Reiches“, er war provisorisches Staatsoberhaupt. Tatsächlich gab der Erzherzog kurzerhand sein Amt als Stellvertreter des österreichischen Kaisers auf, um sich dieser – wie er meinte – noch bedeutenderen Aufgabe zuzuwenden. Er sah darin den einzigen Weg, Frieden und Ruhe, aber auch das monarchische Prinzip zu sichern. Die Zustimmung weiterer Bevölkerungsteile schien dem Erzherzog sicher zu sein. Als er Anfang Juli nach Frankfurt reiste, um dort sein Amt anzutreten, herrschten allerorten Jubel und Begeisterung. Die Erwartungen an seine Person waren schier grenzenlos: „40 Millionen huldigen Johann dem Patrioten. Er soll nicht ihr Fürst, er soll ihr Führer werden; schmucklos, ohne Krone und Scepter, nur durch die Macht seiner Tugenden soll Johann regieren.“

Obwohl der Erzherzog immer wieder betonte, sich der Schwierigkeiten des Reichsverweseramtes bewusst zu sein, schätzte er aufgrund seiner politischen Unerfahrenheit und in seinem unbedingten Glauben an das Gute im Menschen die Situation zu Beginn dennoch falsch ein. Er hielt den Erfolg seiner Mission grundsätzlich für möglich, tatsächlich war sein Auftrag aber von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Amt des Reichsverwesers war trotz des äußeren Glanzes faktisch mit äußerst geringen Befugnissen ausgestattet. Das Staatsoberhaupt übte seine Gewalt ausschließlich über die von ihm ernannten Minister aus. Von der Beratung der neuen Reichsverfassung, der Hauptaufgabe der Nationalversammlung, blieb er überhaupt ausgeschlossen. Auch die Nationalversammlung bildete keinen eigentlichen Machtfaktor, so besaß sie keinen Behördenapparat, keine Steuereinnahmen und kein Heer, außerdem war ihr Rückhalt in der breiten Masse begrenzt. Die provisorische Reichsgewalt mochte zwar den Anspruch erheben, eine den deutschen Einzelstaaten übergeordnete Instanz zu bilden, in der Realität ließ sich das aber niemals durchsetzen, da die einzelnen Regierungen nicht willens waren, ihre historischen Rechte beschneiden zu lassen. Erzherzog Johann stand damit als Reichsverweser

zwischen allen nur möglichen politischen wie auch nationalen Fronten.

Die Hoffnungslosigkeit seiner Lage wurde Erzherzog Johann allmählich bewusst. In seinen Briefen tritt die Sehnsucht nach der Ruhe und Traulichkeit seiner Bergheimat immer deutlicher zutage. Im September 1848 wurde das Vertrauen des Habsburgers auf die deutsche Zentralgewalt schließlich in aller Deutlichkeit erschüttert. Nach langer Diskussion gab die Frankfurter Nationalversammlung ihre Zustimmung zu einem Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark, durch den Schleswig-Holstein für das Reich verloren ging. Dieser Sieg der konservativen Kräfte führte zu heftigen Ausschreitungen und Straßenkämpfen, wobei man unter anderem versuchte, die Paulskirche zu stürmen. Erst mit Hilfe von Reichstruppen konnte die Ordnung wieder hergestellt werden. Die blutige Oktoberrevolution in Wien zerschlug schließlich alle verbliebenen politischen Illusionen. Schon damals äußerte Erzherzog Johann seinen Willen, dieses Amt unter solchen Umständen nicht weiter ausführen zu wollen. Diese innerliche Distanzierung von seiner übertragenen Aufgabe kam zum schlechtesten Zeitpunkt: Die Nationalversammlung diskutierte nunmehr die zukünftige Reichsverfassung, wobei es insbesondere um die Frage ging, ob und in welcher Form ein Vielvölkergebilde wie Österreich Teil des deutschen Staates sein könnte. Erzherzog Johann befand sich dabei in einer überaus unglücklichen Situation, denn er durfte an den Beratungen nicht teilnehmen. Ende Oktober einigte sich die Nationalversammlung auf eine Formulierung, die Österreich als Gesamtmonarchie *de facto* aus dem Bundesstaat ausschloss.

Die Stimmung zwischen Wien und Frankfurt war an einem Tiefpunkt angelangt, Erzherzog Johann hatte einerseits in Deutschland unter antiösterreichischen Tendenzen zu leiden und wurde andererseits aus Österreich mit Misstrauen beobachtet. Letzteres traf den stets loyalen Habsburger besonders schwer. Er hoffte inständig auf ein baldiges Ende seiner Tätigkeit und fühlte sich den ständigen Spannungen nicht gewachsen. Er sah sich vom österreichischen Hof im Stich gelassen, Anfang 1849 wurde er außerdem

von einer schweren Krankheit befallen. Die Situation spitzte sich zu, als die Frankfurter Nationalversammlung Ende März 1849 den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Erbkaiser wählte. In Reaktion darauf wollte Erzherzog Johann sofort seine Funktion als Reichsverweser zurücklegen. „Was mich betrifft, so kann ich unter keiner Bedingung bleiben. Ich kann meine Hand nicht bieten zu einem zerrissenen Deutschland [...]“. Doch nunmehr trat die österreichische Regierung auf den Plan, die es auf keinen Fall zulassen konnte, ein solches Amt in den Händen Preußens zu sehen. Auch als Friedrich Wilhelm IV. erklärte, die Krone nicht anzunehmen, wollten Ministerpräsident Schwarzenberg und Kaiser Franz Joseph den Erzherzog als eine Art Platzhalter vor Ort in Frankfurt wissen, um allen preußischen Ambitionen im deutschen Raum einen Riegel vorzuschieben. Im vollen Bewusstsein seiner Instrumentalisierung fügte sich der Habsburger einmal mehr den Absichten des Hofes und stimmte gegen seine Überzeugung zu, das Reichsverweseramts bis zur endgültigen Klärung der politischen Lage beizubehalten; die Koffer für seine Abreise hatte er bereits gepackt.

In den nächsten Monaten verließen immer mehr Abgeordnete, so auch die österreichischen, die Paulskirche: Die Konflikte zwischen der Nationalversammlung und dem Kabinett des Erzherzogs nahmen zu. Ungeachtet dessen hielt Erzherzog Johann als letzte legale gesamtdeutsche Institution in Frankfurt aus, in konsequenter Selbstverleugnung seiner Wünsche und in trauriger Erkenntnis seines Scheiterns. Er sah sich als Märtyrer für das Wohl seines Heimatlandes, noch im Juli 1849 meinte er in leichter Überschätzung seiner Person: „Hätte ich freie Hand, und würde ich nicht so besorgt sein, um Oesterreich keine Verlegenheiten zu bereiten, was unvermeidlich wäre, so wollte ich der Sache eine Wendung geben, worüber man sich wundern würde.“ Doch es begann sich zwischen den beiden Mächten Österreich und Preußen eine Einigung abzuzeichnen. Im Herbst 1849 beschlossen die beiden eine neue Bundesverfassung, ohne jede Rücksichtnahme auf das Parlament. Damit war für den Habsburger der lang ersehnte Abschluss seines

Aufenthalts in Frankfurt gekommen. Im Dezember 1849 legte er sein Mandat zurück, am Neujahrstag 1850 verließ er Deutschland. Was anfangs wie die späte Erfüllung seiner Jugendträume erschienen war – Einigung der deutschen Länder, Regierungsgewalt nicht nur über ein Fürstentum, sondern über ganz Deutschland –, hatte wie ein Alptraum geendet.

Wieder nach Österreich zurückgekehrt, konnte Erzherzog Johann seine Enttäuschung über seine fehlgeschlagene Mission nur schwer verarbeiten. Der Habsburger zog sich erneut in seine steirische Wahlheimat zurück, um so mehr, da man sich ihm am Wiener Hof gegenüber reserviert zeigte und er mit den neuen Regierungs- und Lebensformen unter dem jungen Kaiser Franz Joseph I. nicht zurecht kam. Wie schon vierzig Jahre zuvor, als er in der Welt der großen Politik gescheitert war, suchte der Erzherzog Trost im tätigen Handeln, abermals beschränkt auf seinen ureigensten Wirkungsbereich, seine unmittelbare Umgebung. Als Besitzer der Herrschaft Stainz erhielt er im Jahre 1850 paradoxerweise seine erste und einzige politische Funktion in der Steiermark übertragen: Er wurde zum Bürgermeister des ländlichen Marktes, der damals kaum 700 Einwohner zählte, gewählt; ein Beispiel, das seinesgleichen in ganz Österreich suchte. Gleichwohl er Engagement zeigte – nicht zuletzt aufgrund seines Einflusses wurde der Ort Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes – darf nicht übersehen werden, dass sich der Erzherzog tatsächlich nur wenige Tage im Jahr in Stainz aufhielt und das Amt eigentlich von seinem Stellvertreter ausgeübt wurde.

Trotz seiner Rückschläge in der europäischen Politik wollte Erzherzog Johann sein praktisches Unvermögen noch immer nicht begreifen und beharrte in einem Brief an den ehemaligen Reichsminister August Freiherrn von Jochmus 1851: „Hätte man uns gelassen, so wäre bereits alles zu Ende geführt, auf jeden Fall wäre es leichter gegangen, wir waren doch wahrlich ehrliche Leute, frei von Eigennutz, Eitelkeit und unbefangen.“ Und noch kurz vor seinem Tod, am Vorabend des Sardinischen Krieges, meinte der Habsburger, in völliger Verkennung der Realität: „Jetzt möchte ich noch

Reichsverweser sein, um sprechen, vereinigen zu können.“ Erzherzog Johann wollte scheinbar bis zu seinem Lebensende nicht wahrhaben, dass es nicht ausreichte, lautere Ideen und Vorsätze zu haben; die wahre Kunst der Umsetzung seiner Grundsätze im Großen beherrschte er nicht. Bis zuletzt blieb seine Politik auf das Papier beschränkt, hier entwarf er den idealen Staat, hier wusste er für jede Situation einen Ausweg. Nur in der Kommunalpolitik, wo kein Druck auf ihm lastete und der Erzherzog in der Lage war, planvoll und gemessen über Angelegenheiten geringer Tragweite zu entscheiden, konnten die Visionen des Habsburgers langsam und dauerhaft Früchte tragen. Die wahre Berufung des „Brandhofers“, wie er sich selbst in seinen Schriften bezeichnete, war nicht der Wiener Hof und schon gar nicht die Paulskirche, es war die ländliche Bergwelt, auch das steirische Salzkammergut, und deren Bewohner, die in ihrer oft nicht mehr zeitgemäßen Rechtschaffenheit und ihrem Biedersinn manches mit dem Erzherzog gemein hatten.

LITERATURVERZEICHNIS

Alle im Text verwendeten Zitate entstammen der hier „en bloc“ angeführten Literatur: Ernst HOOR, Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser. Der unveröffentlichte Briefwechsel mit Felix Fürst zu Schwarzenberg aus den Jahren 1848 und 1849. Wien 1981; Erzherzog Johann Gedächtnisausstellung. Graz 1959; Erzherzog Johann von Österreich. Beiträge zur Geschichte seiner Zeit. Landesausstellung Steiermark, Schloß Stainz. Graz 21982; Othmar PICKL (Hg.), Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit. Festschrift zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages. Graz 1982; Erzherzog Johann und die Steiermark. Graz 1959; Franz von KRONES, Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Oesterreich 1810–1815. Zur Geschichte der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses. Innsbruck 1891; Anton SCHLOSSAR, Erzherzog Johanns Tagebuchaufzeichnungen von seinem Aufenthalte im Kurorte Rohitsch-Sauerbrunn und über seine Reisen in Untersteiermark aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. Graz 1912; Anton SCHLOSSAR, Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark. Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810–1825. Wien 1878; Viktor THEISS, Leben und Wirken Erzherzog Johanns. 2 Bde. Graz 1960–1969; Hermann WIESFLECKER, Erzherzog Johann. Ein Leben für die Steiermark. Graz 1959.

**eine dachkammer für den kaiser
die freiherrn johann und leopold von chlumecký**



Chlumecký sen., Gemälde 1924

Am 25. August 1900 meldete die *Steierische Alpen-Post*: „In dankbarer Erinnerung an die jederzeit thatkräftigste Unterstützung, welche dem Curorte Aussee von Sr. Excellenz Johann Freiherrn von Chlumecký zu Theil wurde, hat die Gemeindevertretung von Aussee beschlossen, den bisherigen ‚oberen Platz‘ ‚Chlumeckýplatz‘ zu nennen, um den Namen Sr. Excellenz dauernd mit unserem Orte zu verknüpfen [...].“

Mit diesem Beschluss, den Chlumecký erfreut zur Kenntnis nahm, kann Bad Aussee den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als einzige Gemeinde auf dem Gebiete der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie dem bedeutenden Minister und Parlamentarier einen Straßen- bzw. Platznamen gewidmet und diesen durch alle Wirren des 20. Jahrhunderts ohne Unterbrechung bis heute beibehalten zu haben. Zur besonderen Ehre von Johann Freiherrn von Chlumecký war und ist dieser Platz der bedeutendste und repräsentativste Platz von Bad Aussee.

Johann von Chlumecký hat auch seitens des Kaisers Franz Joseph höchste Auszeichnungen erhalten, die höchsten, die der Kaiser verleihen konnte: 1879 das Großkreuz des österreichischen Leopold-Ordens, 1897 die Brillanten dazu und schließlich 1907 das Großkreuz des königlich-ungarischen St.-Stephans-Ordens. Als Chlumecký zu seinem siebzigsten und achtzigsten Geburtstag in den großen Zeitungen Österreichs und Ungarns mit langen Artikeln geehrt wurde, fand er sowohl bei politischen Freunden wie auch bei Gegnern uneingeschränkte Hochachtung. Sein gewinnendes Wesen, seine immer große Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegenüber jedermann bei gleichzeitiger größter Sachlichkeit und umfassender Weltkenntnis, dies alles gepaart mit ungeheurer, nie nachlassender Arbeitskraft durch fünfzig lange Jahre, verliehen

ihm schon früh die Aura einer selten großen Persönlichkeit. Zu seinem achtzigsten Geburtstag schrieb Rudolf Sieghart 1914 in der *Neuen Freien Presse*: „Er ist ein bejahrter, aber kein alter Mann. Die Zeit scheint sich an ihn nicht heranzuwagen. Wenn Voltaire sagt, es gäbe Menschen, die in wenigen Jahren viel gelebt haben, so kann man von Baron Chlumecký behaupten, er habe in vielen Jahren wenig gelebt, er kam vor lauter Denken, Sorgen und Schaffen nicht dazu. Sein Lebensweg ist denn auch so mannigfaltig, daß jeder einzelne Abschnitt hingereicht hätte, das Leben eines rüstigen Tatenmenschen auszufüllen. Nur eine sehr große physische Spannkraft und eine seltene geistige Elastizität konnten diese große Summe Arbeit verrichten.“

Johann von Chlumecký wurde am 23. März 1834 in Zara/Zadar, Dalmatien, als viertes Kind des mährisch-österreichischen Verwaltungsbeamten Anton Ritter von Chlumecký (so die korrekte Schreibweise dieses tschechischen Namens) und dessen italienischer Ehefrau Anna Gozzi geboren. Er verfügte über drei Muttersprachen: Italienisch, Deutsch und Tschechisch. In der Schule kamen Englisch und Französisch dazu, später noch Ungarisch. Nach dem Gymnasium in Brünn besuchte er die Wiener Universität, von wo er 1855 als Jurist nach Brünn zurückkehrte und dort in das Landesgericht als Auskultant eintrat. 1856 übernahm er eine „Agentur“ des Nürnberger Germanischen Museums für Mähren und verfasste eine größere rechtshistorische Studie in tschechischer Sprache. Ebenfalls 1856 trat er dem neu gegründeten Brünnener Musikverein bei, für den er praktisch alle administrativen Arbeiten erledigte und viele Musikkritiken schrieb; schließlich wurde er Direktor des Musikvereins. Mit seinen *Musikalischen Briefen*, die sogar in der angesehenen *Leipziger Allgemeinen Musikzeitung* erschienen, bewies er eindrucksvoll sein tiefes Verständnis für die klassische und neuere Musik. 1856 legte er die Richteramtsprüfung ab. Im Kriegsjahr 1859 nahm er Urlaub und trat als Unterleutnant in das Mährische freiwillige Schützenbataillon ein, das nur durch Zufall in Solferino nicht vor den Feind kam. Im April 1861 schrieb er eine Serie von Zeitungsartikeln über die im Februar erlassene

österreichische Verfassung. 1863 wurde er der Brüner Staatsanwaltschaft zugeteilt.

Als sich 1866 der Krieg mit Preußen anbahnte, trat Johann von Chlumecký sofort dem „Mährischen Hilfsverein“ bei. Dieser Hilfsverein war praktisch die erste funktionierende größere zivile Hilfsorganisation der Welt, denn das 1864 in Genf gegründete Rote Kreuz war damals noch nicht einsatzfähig. Der „Mährische Hilfsverein“ sammelte Geld und Verbandsmaterial und war nach der Schlacht von Königgrätz/Sadowa am 3. Juli sofort in der Lage, landesweit circa 9000 Verwundete zu versorgen, zivile Not-Ärzte, Verpflegung, Spitalsbetten und Bahntransporte bereitzustellen, einen Auskunftsdienst zu besorgen und würdige Bestattungen zu organisieren. Der Verein konnte sogar militärischen Feldspitälern Verbandsmaterial und Ärzte zur Verfügung stellen. Für diese Mitarbeit wurde Chlumecký am 18. Oktober mit dem persönlichen Dank des Kaisers der Kaiser-Franz-Joseph-Orden verliehen.

Schon 1865 war Johann von Chlumecký als Abgeordneter in den damals deutschsprachigen mährischen Landtag gewählt worden. Hier trat er sofort als Anhänger des Zentralismus, des Liberalismus und des Deutschtums in Erscheinung und bekämpfte vor allem die streng föderalistischen Bestrebungen der Tschechen oder der verschiedenen Wiener Regierungen. Seinem entschlossenen Auftreten, seiner rednerischen Begabung und seiner großen Arbeitskraft wegen schlug man ihn sogar als Landesausschuss-Mandatar (eine Art Landesrat) vor, aber ein solches Amt war damals nur mit Nichtbeamten besetzbar. Immerhin lernte Chlumecký als Abgeordneter die vielfältigen Probleme einer Landesverwaltung näher kennen und konnte sich auch mit den komplizierten Problemen des übergeordneten Reiches vertraut machen.

In der Revolution von 1848 hatten mehrere Nationen des Reiches staatliche Selbstständigkeit gefordert – eine Bedrohung für den Bestand des Habsburgerreiches; die Gewährung einer Verfassung bedeutete die Einschränkung der kaiserlichen Autorität. So musste der Kaiser als langfristige Folge der Revolution bis November 1918 mit insgesamt 27 Regierungen ein stabiles Gleichgewicht

zwischen seiner ungestörten Zentralmacht, einer Verfassung und den einzelnen Nationen herzustellen versuchen. Gemeinsam mit dem Kaiser suchten auch so manche andere in den elf Nationen des Reiches nach diesem Gleichgewicht, das ihnen durchaus erreichbar zu sein schien. Mit diesen stand Chlumecký auf dem Boden der Verfassung vom Februar 1861 und war fest gewillt, für den Kaiser und das Reich den goldenen Mittelweg zu finden. Als er dem Ministerium Belcredi wegen der zeitweiligen Aussetzung der Verfassung staatschädigendes Verhalten öffentlich vorwarf, musste er als disziplinwidriger Beamter den Staatsdienst und somit die Justizlaufbahn verlassen.

Sogleich wurde er als Brüner Landesausschuss-Mandatar gewählt und übernahm wichtige und arbeitsreiche Referate. Aber schon kurze Zeit später erkannte die neue Wiener Regierung den Fehler, einen so tüchtigen Mann hinausgeworfen zu haben und bot ihm den Posten eines Stellvertreters des Mährischen Statthalters an. Johann von Chlumecký nahm an und musste das Ausschuss-Mandat zurücklegen. Als einige Zeit später die Wiener Regierung unter Alfred Graf Potocki berufen wurde und mit der politischen Richtung von Chlumecký nicht übereinstimmte, verließ er zum zweitenmal, diesmal freiwillig, den Staatsdienst und nahm wieder ein Landesausschuss-Mandat an. In diesem Amt hatte er nun neuerlich wichtige Arbeitsgebiete der mährischen Landesregierung eigenverantwortlich zu betreuen: Kanzleidirektion und Personalwesen, Landesarchiv, Geschichtsforschung, Kunst und Wissenschaft, Landesakademie und Reitschule, Landhaussachen, Kasernenbauten, Hypothekaranstalten und Sparkassen, Kranken- und Zwangsarbeiteranstalten, Landes-, Domestikal- und andere Fonds sowie Gemeindeangelegenheiten in etwa zehn Bezirkshauptmannschaften. Da er dies alles mustergültig betreute, entsandte ihn der Landtag als mährischen Abgeordneten in den Reichsrat nach Wien, denn bis 1873 gab es noch keine direkten Wahlen in den Reichsrat.

Schon bald, nach drei kurzlebigen Regierungen, berief ihn im November 1871 Ministerpräsident Adolf Graf Auersperg als Ackerbauminister in seine neue Regierung. Johann von Chlumecký

war der Ruf eines durch und durch integren und tüchtigen Mannes vorausgeeilt, und er wurde diesem Ruf gerecht. So gelang ihm die Bereitstellung reichlicher finanzieller Mittel zur Förderung aller landwirtschaftlichen Tätigkeiten, was ihm zahlreiche Ehrungen auch von Seiten politischer Gegner einbrachte. 1872 gründete er die heutige Universität für Bodenkultur und 1873 die Holzfachschule in Hallstatt, nachdem er kurz zuvor mit dem Salzkammergut erstmalig in nähere Berührung gekommen war.

Diese erfolgte über das Forstwesen, welches er ins Ackerbauministerium übernommen hatte, um dessen Bewirtschaftung grundlegend zu verbessern. Johann von Chlumecký musste als Minister dem Kaiser nämlich die verschiedenen Berufungen und Versetzungen der einzelnen Forstmeister im Detail persönlich vortragen, und da er sich dabei mit allen Einzelheiten beschäftigte und das Berufsschulwesen von Mähren her gut kannte, kam es schnell zur Hallstätter Gründung. Bei dieser Gelegenheit kam er über den Kanzleidirektor des Kaisers, den in Aussee ansässigen Freiherrn von Braun, sowie über seine Schulfreundin aus Brünner Tagen, Clara Schreiber, auch mit dem jungen Kurort Aussee erstmalig in Berührung. Schon als urlaubender Ackerbauminister regte er eine eigenständige Sektion Aussee des „Österreichischen Alpenvereines“ an und trat diesem im Oktober 1874 nicht nur persönlich bei, sondern veranlasste auch einen Beitritt der Ausseer k. k. Forstverwaltung als Gründungsmitglied. Für seine außerordentlichen ministeriellen Verdienste wurde Chlumecký der Orden der Eisernen Krone I. Klasse verliehen.

Im Mai 1875 übernahm Johann von Chlumecký an Stelle des zurückgetretenen Ministers Banhans das Handelsministerium. Seine erste Amtshandlung war die Unterzeichnung der Konzessionsurkunde für die Salzkammergutbahn, wofür ihm die Gemeinde Aussee – noch vor der offiziellen Verlautbarung – die Ehrenbürgerwürde verlieh. Chlumecký kündigte alte Handelsverträge, schuf einen autonomen österreichisch-ungarischen Zolltarif und schloss mit Italien, Frankreich, England und Deutschland erstmals österreichisch-ungarische Handelsverträge ab. Eine seiner großartigsten

Leistungen war jedoch die Reorganisation des Eisenbahnwesens. Einerseits löste er die lombardischen und norditalienischen Eisenbahnen aus dem Rechtsbereich der österreichischen Staatsbahnen heraus und schuf somit die rein deutsch-österreichische Südbahn, die nach wie vor dem Wiener Haus Rothschild gehörte. Andererseits setzte er für die vielen stets defizitären Privatbahnen ein Gesetz zur staatlichen Übernahme durch und war damit der Begründer des staatlichen Eisenbahnwesens. Johann von Chlumeckýs Arbeits-eifer war nicht zu stoppen: Gleichzeitig wurde er auch Präsident der österreichischen Delegation, also eines 60-köpfigen Ausschusses des Reichsrates, der mit einem ebenso großen ungarischen Ausschuss, mit dem nur schriftlich verkehrt werden durfte, die gemeinsame österreichisch-ungarische Finanzgebarung aushandelte. Nach zweieinhalb Jahren hatte Chlumecký diese extrem schwierigen Verhandlungen zu einem Abschluss bringen können, womit er als einer der ganz wenigen österreichischen Politiker in Ungarn bedeutendes Ansehen und bleibende Sympathien erwarb.

Mit der Regierungslinie des Grafen Eduard Taaffe war Johann von Chlumecký 1879 persönlich nicht einverstanden und trat als Minister zurück. Es war damals üblich, dass der Kaiser einem zurückgetretenen Minister dessen Aktivgehalt von 10.000 fl. pro Jahr als Pensionszahlung ungeschmälert weiterzahlte. Chlumecký verzichtete darauf, und zwar mit Rücksicht auf die Lage der Staatsfinanzen, erbat jedoch stattdessen die Anrechnung von 23 Beamtenjahren und eine entsprechende Pension von 5000 fl. Der Kaiser gewährte dies und erhöhte den Betrag auf 6000 fl.

Im September 1880 gründete Johann von Chlumecký, nun Privatmann, gemeinsam mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und Clara Schreiber den Ausseer „Hausindustrie-Verein“, dem er bis zu dessen inflationsbedingter Auflösung 1922 als Präsident vorstand. Der Verein bezweckte, den vielen arbeitslosen Männern und Frauen im Ausseerland einen Verdienst zu verschaffen. Chlumecký entwarf das Konzept zu Buntstickerei und Korbflechterei sowie für den Vertrieb der Waren und besorgte über seine ministeriellen Verbindungen die Genehmigungen und Subventionen. Die Korbflechterei

ließ sich zwar nicht einbürgern, aber schon wenige Jahre später konnten an 73 geschulte Arbeiterinnen pro Jahr circa 2300 fl. an Löhnen ausbezahlt werden. Zwischen 1880 und 1914 konnten Stückerwaren für rund 300.000 Kronen verkauft und ein Vereinsvermögen von circa 20.000 Kronen aufgebaut werden. Außerdem war der Ausseer „Hausindustrie-Verein“ von 1883 bis 1911 auch Rechtsträger der Ausseer gewerblichen Fortbildungsschule. Ohne die vielen administrativen Hilfen von Chlumecký wären dem Hausindustrie-Verein diese Tätigkeiten nicht möglich gewesen.

Im Oktober 1880 erwarb Johann von Chlumecký das Brunnknechtgut in Aussee-Anger, nachdem er kurz zuvor von der Stadt Brünn eingeladen worden war, als Ersatz für den verstorbenen Bürgermeister dessen Reichsratsmandat anzunehmen. Auf diese Weise gelangte Chlumecký wieder in den Reichsrat, womit nicht nur die Glanzzeit seines Lebens, sondern auch eine Glanzzeit des altösterreichischen Parlamentarismus begann.

Als Abgeordneter der Verfassungspartei kam er sofort in deren Führung und wurde Leiter ihres Klubs. Er arbeitete entscheidend an den sozialpolitischen Programmen mit und stand damit auch ganz persönlich am Beginn der österreichischen Sozialgesetzgebung. Die allgemeine Arbeiter-Unfallversicherung, die Arbeiterkrankenkassen-Versicherung, die Schaffung der Arbeiterkammern, das Verbot der Kinderarbeit und der Nachtarbeit für Frauen sowie die Beschränkung der täglichen Arbeitszeit auf elf Stunden werden hauptsächlich als sein Werk angesehen. An der Sprachenverordnung Stremayr und am neuen 5-Gulden-Wahlrecht leistete er entscheidende Mitarbeit. Als das berühmte Reichsvolksschulgesetz von 1869 zugunsten einer rückschrittlichen klerikalen Schulordnung aufgelöst werden sollte, leistete Johann von Chlumecký erfolgreich entscheidenden Widerstand. Als Dank für alle seine Arbeiten im Abgeordnetenhaus des Reichsrates verlieh ihm Kaiser Franz Joseph den Freiherrenstand, womit das Familienwappen mit der siebenzackigen Freiherrenkrone und den beiden Löwen aufgebessert wurde. Wegen seiner hervorragenden Kenntnisse der Gesetze sowie der Geschäftsordnung des Hohen Hauses wurde Chlumecký zum

zweiten, dann zum ersten Vizepräsidenten und schließlich zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses des Reichsrates bestellt. Johann von Chlumecký besaß in höchstem Maße „die biegsame Klugheit, die es ohne Preisgabe innerer Werte versteht, Unebenheiten zu glätten und Schwierigkeiten zu beheben“, schrieb Sieghart 1914 in der *Neuen Freien Presse*. Die Abgeordneten erlebten staunend, wie sich Chlumeckýs Fähigkeiten von Jahr zu Jahr erweiterten, seine Arbeitskraft stetig wuchs und wie er in sogar aussichtslos scheinenden Situationen mit Erfolg versöhnlich auf die Abgeordneten einwirken konnte.

In dieser Periode seines Lebens wurde Johann von Chlumecký vom japanischen Kaiser, dem Mikado Mutsuhito, über dessen Regierungschef Fürst Ito Hirobumi eingeladen, an der japanischen Verfassung für eine konstitutionelle Monarchie, die am 11. Februar 1889 in Kraft trat, mitzuarbeiten. Der Mikado verlieh Johann von Chlumecký einen hohen Orden und ließ ihm als Staatskleid einen kostbaren Kimono anfertigen, über den dann 1939 sein Sohn Leopold in seinem Testament verfügen sollte.

1897 legte Johann von Chlumecký, nunmehr 63-jährig, sein Abgeordnetenmandat zurück und erhielt als Abschiedsgeschenk unter rarem einmütigen Applaus aller Abgeordneten eine goldene Präsidenten-Tischglocke. „Es ist keine Herabsetzung der zum Teil sehr fähigen Männer, die ihm auf dem Präsidentensitz nachgefolgt sind, wenn man konstatiert, daß seit dem Scheiden des Baron Chlumecký von diesem hohen Amt der angemessene Ton parlamentarischer Verhandlungen, der Segen regelmäßiger und sachlicher parlamentarischer Arbeit aus dem Abgeordnetenhouse geschwunden ist“, schrieb Sieghart 1914.

Kaiser Franz Joseph verlieh Johann von Chlumecký die Brillanten zum Leopold-Orden und berief ihn nicht nur lebenslänglich ins Herrenhaus, sondern immer wieder zu privaten Besprechungen. Chlumecký war in der Tat einer der wenigen vertrauten Ratgeber und Freunde von Kaiser Franz Joseph geworden, und diese Freundschaft ging soweit, dass er in seinem Ausseer Brunnknechtgut eine eigene Dachkammer für den Kaiser einrichtete, die

Franz Joseph durch Jahrzehnte hindurch sommers bewohnte. Nach der grundlegenden cisleithanischen Wahlreform des Jahres 1907, der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes für Männer, verlieh ihm der Kaiser den letzten höchsten Orden, den er noch an ihn vergeben konnte, den königlich-ungarischen St.-Stephans-Orden.

Am 14. November 1916 erlitt Johann von Chlumecký in seinem Wiener Haus einen Schenkelhalsbruch und musste in ein Sanatorium gebracht werden. Eine Woche später, am 21. November, starb Kaiser Franz Joseph, und am 27. Dezember 1916 Chlumeckýs Frau Leopoldine, mit der er 49 glückliche Jahre verlebt hatte. Für beide Begräbnisse konnte Johann von Chlumecký das Sanatorium nicht verlassen. Noch am 1. November 1918, wenige Tage vor dem Ende der Monarchie, veröffentlichte Chlumecký einen langen Zeitungsartikel als Kommentar zum Völkermanifest Kaiser Karls vom 16. Oktober, zu dessen Beratung er vom Kaiser selbst beigezogen worden war. Es ist dies der einzige wirklich qualifizierte zeitgenössische Kommentar eines führenden Politikers Altösterreichs zu diesem Manifest. Johann von Chlumecký zeigt darin nicht nur eine verblüffende Zukunftsoffenheit, die gerade heute im Projekt der politischen Einigung Europas wieder gültig ist, sondern rechnet mit den Fehlern der Vergangenheit, insbesondere mit den politischen Fehlern Franz Josephs hart ab.

Am 11. Dezember 1924 starb Johann von Chlumecký 90-jährig in seinem Haus in Aussee-Anger und wurde wenige Tage später unter ungeheurer Teilnahme der Bevölkerung am Ortsfriedhof bestattet. In der Wiener *Presse* schrieb der Bad Ausseer Expositurleiter Dr. Armand von Seltmann: „In seinem Aussee, mit dem ihn die Erinnerung an seine geliebte, ihm im Tode vorangegangene Frau verband, saß seit Jahren der alte Herr, vergangener Zeiten gedenkend, stets auch mit den Problemen der Gegenwart beschäftigt. Zu seinem großen Leid war er in den letzten Jahren an den Sessel gefesselt, da ein vor langem erfolgter Sturz ein Bein arg beschädigt hatte. Immer wieder kehrte er dann in seinen Gesprächen zum alten Kaiser zurück und wußte stets eine neue Tatsache über ihn zu

berichten oder eine neue Bemerkung über ihn zu machen. Und wenn er dann von seinem alten Kaiser sprach, dann begriff man, daß das alte Österreich nicht allein ein wirtschaftliches und politisches Gebilde war, sondern daß es auch auf starken moralischen Kräften ruhte, zu deren besten der menschliche Zusammenhang zwischen dem Monarchen und dem Bürger gehörte. Trauer um das Vergangene, Schmerz um den Zusammenbruch der alten Herrlichkeit ließen doch in dem alten Manne nicht Bitterkeit gegen den neuen Staat aufkommen. Den Übergang zu finden, dazu halfen ihm seine Lebensklugheit und die reiche Erfahrung, die ihn belehrte, daß jeder historische Prozeß sich ausleben müsse, und daß nicht Greinen, sondern nur rüstige Mitarbeit an den Werken des Tages notwendig und geboten sei.“

Der am 3. Februar 1873 in Wien geborene einzige Sohn Johanns, Leopold von Chlumecký, erbte 1916 das riesige, rechtzeitig in die Schweiz gebrachte und gesicherte Vermögen seiner Mutter Leopoldine und konnte es sich leisten, lebenslang die Rolle eines sehr beachteten und exklusiven Journalisten, Schriftstellers, Meinungsbildners, zeitweiligen Agentenchefs, Zeitungsherausgebers und zuletzt Inhabers einer Privatbank zu führen. Von Kaiser Franz Joseph war



Chlumecký jun., Atelieraufnahme 1921

Leopold schon in jungen Jahren als Agentenchef in Dalmatien und zu verschiedenen diplomatischen Geheimmissionen herangezogen worden und wuchs zum unbestrittenen Wortführer des österreichischen Großmachtgedankens heran.

An der 1904 erfolgten Gründung des österreichischen Flottenvereines war Leopold von Chlumecký gemeinsam mit seinem Vater wesentlich beteiligt gewesen. Der Verein hatte sich zum Ziel gesetzt, die österreichische Binnenbevölkerung mit dem Seewesen

vertraut zu machen. Als der vielleicht einzige heute noch greifbare Rest dieses stolzen Vereines ist wohl das bis zum Jahre 2001 an der Wiener Mariahilferstraße betriebene, von 1913 bis 1918 vereinseigene „Flottenkino“ anzusehen.

Als 1918 die österreichisch-ungarische Monarchie unterging, ging auch für Leopold von Chlumecký eine Welt zugrunde. Immerhin gehörte er noch zum engsten Umkreis des exilierten Kaisers Karl und war neben ihm, bis Oktober 1921, als Leiter der Österreichischen Propagandastelle der letzte offizielle kaiserliche Amtsträger Österreichs. Nach dem Tode Kaiser Karls 1922 lebte Leopold von Chlumecký psychisch viele Jahre am Rande des Todes dahin und ließ schließlich zur Erinnerung an die Monarchie in Bad Aussee einen privaten Totentempel als altgriechisches Mausoleum errichten, in das er 1935 den Leichnam seines Vaters Johann vom Ortsfriedhof umbetten ließ. Sein eigenes Schicksal, er starb am 14. Jänner 1940 in Alta Gracia, Argentinien, an einem Hitzschlag, verwehrte es ihm bisher, wie beabsichtigt an der Seite seines Vaters im Ausseer Mausoleum „in die Ewigkeit hinüberzuschlummern“.

**die tradition der revolution
der bauer franz muss und
der widerstand im salzkammergut**



Der Wirt und Revolutionär
Franz Müll

„Daß die Bewohner des Salzkammergutes von jeher zu Umtrieben, die sich insbesondere unter dem protestantischen Theile der Bevölkerung bemerkbar machten, geneigt waren, ist zu wohl bekannt.“

Polizeibericht 1853

Dem Salzkammergut sagt man nach, etwas „eigen“ zu sein. „Österreich hat neun Bundesländer und das Salzkammergut“, heißt es. Tatsächlich wirkt der „Staat im Staate“, den die Region über Jahrhunderte bildete, noch in vielem nach. Das Salzkammergut war lange Zeit von der Außenwelt abgeschlossen, das gesamte Gebiet war aus Furcht vor Betriebsspionage von der Saline für Außenstehende gesperrt. Zwar waren die Salzarbeiter, Holzknechte, Schiffleute und Salzhändler eine hoch mobile Gruppe, die durch Wanderungen Neuigkeiten und Innovationen (vor allem auch Ideen) in ihre Heimat brachten, doch hielt der Fortschritt nur selten Eingang. Durch die spezielle Wirtschaftsweise der Salzproduktion wuchs in der Abgeschlossenheit gleichsam ein „eigener“ Menschentypus heran, der sehr selbstbewusst, stark konservativ und beharrlich war. Die sprichwörtliche Sturheit der Bewohner des Salzkammergutes liegt hier begründet. Dieser Menschenschlag war allerdings Neuerungen gegenüber, so lange sie sich im geistig-immateriellen Bereich bewegten, stets aufgeschlossen. Dies ist auch ein Grund dafür, dass der Protestantismus rasch Fuß fassen konnte und religiöse Strömungen (bis heute) immer einen fruchtbaren Boden fanden. Betrafen Änderungen die persönliche Arbeitsstelle oder waren materielle Beeinträchtigungen durch neue Erfindungen oder Verbesserungen zu erwarten, liefen die Bürger gegen die Modifizierung des Status quo Sturm. Immer wieder kam es zu Tumulten, bei denen sich die Bürger und Arbeiter zusammenrotteten, um missliebige Neuerungen abzuwehren und ihre althergekommenen Privilegien zu verteidigen.

Diese Tradition des Widerstandes speiste sich aus zwei Quellen: Erstens wollte man sich religiös nicht bevormunden lassen und duldete das konservative Meinungsmonopol des Katholizismus nicht. Zweitens berief man sich in arbeitstechnischer Hinsicht immer wieder vehement auf das Althergebrachte, das nicht verbesserungsbedürftig sei. Wir haben es hier also mit einer konservativ-progressiven Ambivalenz zu tun, in deren Spannungsfeld die Lebenswelt im Salzkammergut ablief. Der Grund für diese Widersprüchlichkeit ist in der Beschäftigung bei der Saline zu suchen, die einen stolzen Stand an Arbeiter-Bauern schuf, die eine eigene Sicht ihrer Umwelt entwickelten: auf der einen Seite loyal, auf der anderen Seite autonom. Die Salzarbeiter hatten einen hohen Organisationsgrad, die Holzknechts- und Salzarbeiter-„Passen“ waren eingeschworene Teams. Im Wald, im Pfannhaus oder im Berg waren viele Menschen beschäftigt, ein Gerücht, eine Botschaft konnte leicht die Runde machen. Nach der Arbeit kehrten die Männer wieder zurück auf ihre abgelegenen Höfe, wo eine lückenlose Überwachung dessen, was dort getrieben wurde, unmöglich war. Die Salzbeamten zeigten sich so immer wieder von spontanen Zusammenrottungen überrascht. Auch die bloße Anzahl der staatlichen bzw. „ärarischen“ Arbeiter war schon Furcht einflößend. Weil sie als Spezialisten und Fachkräfte für das Salzwesen unumgänglich waren, hatten ihre Interventionen meistens Erfolg. Zu groß war die Geldnot des Landesfürsten, als dass er kleine Illoyalitäten ahnden hätte können. Die (Geheim-)Protestanten gehorchten zwar politisch, ließen sich in religiösen Belangen aber nichts „dreinreden“. Die Salzarbeiter nahmen sich das Recht heraus, selbst zu entscheiden, was für sie in Bezug auf die Ewigkeit gültig war. Ihr Standpunkt war, ihre Arbeit treu zu verrichten und dafür in Glaubensangelegenheiten unbehelligt zu bleiben. Im Allgemeinen deckte sich diese Ansicht mit dem Salzoberamt, das lieber Ketzer beschäftigte, wenn dafür die Betriebe florierten. Der Kampfruf der Arbeiterschaft galt in einer abgewandelten Form nur zu deutlich: „Alle Pfannen stehen still, wenn unser starker Arm es will.“

In den meisten Fällen waren es soziale Gründe, die für Unmut sorgten, einige Male auch religiöse oder eine Mischung aus beiden. Erst in den 1790er-Jahren und ganz besonders in den 1850er-Jahren gesellten sich politische Forderungen hinzu. Das Salzkammergut war den Behörden wegen seiner renitenten Haltung immer suspekt. Ein Priester sprach im 18. Jahrhundert von einer „verdächtigen Gegend“, nicht zuletzt deshalb, weil die dort lebenden Menschen eine soziale Vision ihres Daseins hatten, die unabhängig vom politischen Mainstream war. Dies reichte von der Gegenreformation über den Neoabsolutismus bis in den Ständestaat und das Dritte Reich.

Das Salzkammergut hat eine lange Tradition des Widerstandes aufzuweisen. Schon im Ausgang des 14. Jahrhunderts ist ein „Salzaufstand“ überliefert. Die Rebellion gegen den Landesfürsten kann man durchaus in einem Atemzug mit anderen Aufständen in diesem Jahrhundert – 1358 in Paris, 1378 in Florenz und 1381 in England – nennen. Über seinen konkreten Anlass und die Auswirkungen schweigen die Quellen. Faktum ist jedoch, dass die Abtrünnigen sich wieder unterwerfen mussten und dafür vieler Privilegien verlustig gingen. Besonderen Widerstand rief die Zentralisierung der Saline unter Maximilian I. hervor: Gegen die Einführung des neuen Rechtes um 1500, das – aus Rücksicht auf den Bedarf der Sudpfannen – die Waldweide und Jagd verbot, setzten sich die Salzkammergutbewohner heftig zur Wehr. Die Verstaatlichung des Waldes war für sie inakzeptabel. Die Reste des alten Eigentumsbegriffes überlebten in der Wilderei, die eine spezielle Ausformung, ja Verkörperung der Opposition ist. Die neue Lehre des Protestantismus, die kurz darauf aufkam, nahm die Region dagegen rasch an. Wie in vielen Bergbaugebieten gewann das Luthertum schnell Anhänger, schon in den 1520er-Jahren galt beispielsweise Gmunden als „lutherisches Nest“. Umso beharrlicher verblieben die Evangelischen bei ihrem Glauben, so dass die einsetzende Gegenreformation am Ende des Jahrhunderts hier auf extremen Widerstand stieß.

Die Liste des Widerstandes lässt sich fortsetzen: 1584 legten die Arbeiter in Hallstatt und Gosau nach heftigen Lohnstreitigkei-

ten die Arbeit nieder und forderten höhere Löhne. In den späten 1590er-Jahren – nach der Niederschlagung des oberösterreichischen Bauernkrieges, an dem sich das Salzkammergut nicht beteiligt hatte – traten die ersten Maßnahmen der Gegenreformation in Kraft. Die Salzarbeiter drohten unverhohlen mit Streik, sollte ihnen ihre religiöse Einstellung verboten werden. In der Folge wehrten sich sowohl das steirische als auch das oberösterreichische Salzkammergut in zwei Aufständen 1599 und 1601/02 gegen die Rekatolisierung. Schließlich verbündeten sich die Habsburger mit dem Salzburger Erzbischof und beendeten die Rebellion in einer konzertierten Militäraktion. Männer wie Balthasar Tollinger, Gegenschreiber in Aussee, weigerten sich standhaft, ihren Glauben zu ändern, viele wurden ausgewiesen. Doch die nachfolgenden Jahrhunderte zeigten, dass das Luthertum keineswegs tot war. Der Widerstandswille der Protestanten war aber vorerst gebrochen. Deshalb nahmen die Salzarbeiter, trotz heftiger Appelle seitens der Bauernführer, nicht am Bauernkrieg von 1626 teil.

Für rund siebenzig Jahre fehlen jegliche Belege für Geheimprotestantismus oder Widerstandsaktionen. Schließlich verdichteten sich aber die Aufstände und Rebellionen zusehends: Das Salzkammergut war weitestgehend abhängig von Importen. Deshalb traf eine Mauterhöhung auf „ausländische“ Produkte – meist war es Wein aus der Steiermark und Schmalz aus dem salzburgischen Abtenau – in den späten 1680er-Jahren die Arbeiter empfindlich. Die gestiegenen Kosten konnten sie mit ihren geringen Löhnen nicht bewältigen. Als 1690 zusätzlich noch eine Filialmaut in Obertraun und Gosau eingerichtet werden sollte, verließen die Bergleute und Pfannhauser in Hallstatt während des Sudbetriebs die Arbeit, „dass es einer Rebellion nicht ungleich gesehen“. Erst auf diesen vehementen Widerstand hin gab die Regierung nach. 1701 wurde eine allgemeine Vermögenssteuer erlassen, die entgegen aller Tradition auch für das Salzkammergut gelten sollte. Etwa sechzig Gosauer Bauern weigerten sich unter Berufung auf ihre Freiheiten, die Abgaben zu leisten. Die Rädelsführer wurden in Ketten gelegt, doch die Gosauer meinten, sie „säßen lieber gefangen, als dass an ihren Freiheiten gerüttelt werde.“

Manche Pfarrer – meist Jesuiten – kamen mit der Mentalität der Bewohner gar nicht zu Rande, was 1712 zu heftigen Protesten, ja tumultähnlichen Aufläufen in Goisern und Aussee führte. Hier brach die sanfte Grasnarbe, die über frühere Konflikte gewachsen war. Neues Öl in die Flamme goss der *Sentbrief* des Dürrenberger Salzknappen Joseph Schaitberger, der entgegen früherer Praxis den Lutheranern empfahl, sich offen zu ihrer Religion zu bekennen. Religiöse und soziale Spannungen – der verhasste Pfarrer Aichhofer setzte Gebühren willkürlich fest – mischten sich. Erst der einfühlsame, doch resolute Vermittler Ignatius Querck schaffte es, die Angelegenheit in Ruhe zu regeln. In der Folge wanderten jedoch an die siebzig Personen nach Nürnberg aus. Dass die Sache einen so positiven Ausgang fand, ist nur einem glücklichen Umstand zu verdanken. Im Prinzip hätte eine neuerliche Eskalation durchaus schon die Ereignisse der 1730er-Jahre vorwegnehmen können.

Den Auftakt dieser Ereignisse machte 1730 eine „Holzknechttempörung“ in Aussee. Etwa zweihundert Personen rotteten sich am Aufsatzplatz zusammen und weigerten sich, die Arbeit aufzunehmen. Sie zogen zum Hallamt und protestierten dort gegen ihre missliche Lage. Einige Aufwiegler wurden in Arrest gesetzt. In Ischl kam es 1733 zur so genannten „Faschingsdienstagsrevolte“, als man den Salinenarbeitern am Faschingsdienstag nachmittag seitens der Salinenverwaltung nicht frei geben wollte.

Durch die 1731/32 erfolgte Vertreibung der Protestanten aus dem angrenzenden Erzstift Salzburg war das Feuer des Widerstandes zusätzlich angefacht worden. Weniger in Strobl und St. Gilgen als vielmehr in Rußbach und Abtenau berührte das Ereignis unmittelbar das Salzkammergut. Natürlich war die Sympathie der Bewohner des Salzkammergutes ganz auf Seiten der Ausgewiesenen,



Unter den Holzknechten gab es die meisten Rebellen

und so waren sie nur halbherzig zur Bewachung und Verschanzung des Pass Gschütt bereit. Die Situation spitzte sich zu. Schon waren gegen 200 Salzkammergutbewohner heimlich nach Regensburg geflohen, und angeblich wanderten einige mit den Salzburgern sogar bis nach Amerika. Der versöhnliche, doch überforderte Salzamtmann Graf Seeau reiste ins Salzkammergut und bot den widerspenstigen Evangelischen freien Abzug nach Deutschland an, wofür er von seiner vorgesetzten Behörde hart getadelt wurde. Die Lage entglitt ihm völlig, schließlich entschloss man sich zu einem Kraftakt und verpflanzte circa 620 rebellische Lutheraner nach Siebenbürgen, wo sie rund um Hermannstadt (Salzburg bei Hermannstadt) in einer schwach besiedelten Gegend Salz fördern sollten.

Dem konziliannten Graf Seeau folgte der harte Sanierer Baron von Sternbach nach. Er war mit einer völlig verfahrenen Situation konfrontiert. Die Produktivität hatte stark gelitten, wichtige Investitionen waren unterblieben, und der Personalstand war viel zu hoch. Sternbach kehrte hier mit eisernem Besen. Die Gelegenheit schien günstig, Personal abzubauen und das jahrhundertealte Privileg der Militärdienstbefreiung abzuschaffen. Dagegen rebellierten in Ischl und Ebensee die Holzknechte, so dass 300 Soldaten ins Salzkammergut beordert wurden.

In den folgenden fünfzig Jahren blieb es ruhig im Salzkammergut. Erst in den 1790er-Jahren keimte der Samen der Französischen Revolution auch in dieser Gegend: Die Behörden konstatierten eine einheimische „Jakobiner-Verschwörung“. Die Not war in dieser Zeit sehr groß, die Löhne waren seit achtzig Jahren stabil geblieben, die Preise stiegen rasant. Bittschriften der Arbeiterschaft wurden wiederholt ignoriert. Der Wortführer der Bediensteten ließ sich deshalb vor dem Kreishauptmann zornig zur Bemerkung hinreißen, „es werde hier zu Lande ebenso werden wie in Frankreich und es gehe in Wien schon so zu, dass kein Bürger auf seine Majestät mehr aufmerke.“ Hier mischte sich in soziale Probleme erstmals auch eine politische Aussage, die natürlich bei den Beamten Franz I., der jegliche Revolutionstendenzen erbarmungslos verfolgte, auf

höchsten Argwohn stoßen musste. Einige der aufsässigen Arbeiter wurden ins Gefängnis geworfen.

In den 1820er-Jahren fand bei den Salinen neuerlich eine größere Entlassungswelle statt. Der Salzoberamtmann sah sich mit einer ähnlichen Situation konfrontiert, wie achtzig Jahre zuvor Sternbach. Nach den Napoleonischen Kriegen sollte die Saline wieder saniert werden. Für zahlreiche gekündigte Arbeiter entwickelte er aber einen Sozialplan (so wurden viele Stellen außerhalb des Salzkammergutes geschaffen, z. B. in Naßwald und dem Kremstal), außerdem förderte er die Hausindustrie (Weberei, Spinnerei). Frucht dieser Anstrengungen war nicht zuletzt die Gründung der Dierzerschen Fabrik im Gmundner Theresienthal. Diese Maßnahmen linderten die größte Not und entzogen aufrührerischen Tendenzen den Boden. Auch in der unmittelbaren Revolutionszeit 1848 blieb es im Salzkammergut weitgehend ruhig. Nachdem man den Salinenbeschäftigten das 1825 abgeschaffte Hofkorn wieder in voller Höhe zugestanden hatte, waren die Salzkammergütler aus dem revolutionären Pool ausgeschieden.

Allerdings gab es doch einige Männer wie Franz Muß oder Konrad Deubler, die das Gedankengut der Revolution freudig aufnahmen und im Untergrund für deren Verbreitung sorgten. Schon 1846 hatte die Behörde angenommen, Spuren „kommunistischer Tendenzen“ auszumachen, und sie sah dafür folgende Ursache: „Der Protestantismus dürfte mit Grund als die erste Ursache dieser Erscheinung genannt werden, mit dem Protestantismus die in seinem Wesen liegende Forschung und Diskussion, daher der Hang nach Lektüre und endlich der Commerz mit den Fremden.“ Nach dem Umbruch in der Verwaltung im Zuge der bürgerlichen Revolution von 1848 geriet die Sache in Vergessenheit. Umso deutlicher trat der volle Umfang der politischen Gesinnung 1853 zutage.

Am Beispiel des Schicksals von Franz Muß, eines Bauern und Wirtes in Kainisch, sollen im Folgenden die politischen Visionen dieser Zeit thematisiert werden. Die Lage nach 1848 erwies sich im Salzkammergut als schwierig. Die Auflösung der Grundherrschaften und die Umwandlung des Salzoberamtes in einen reinen

Wirtschaftskörper stürzten viele ehemalige Untertanen in tiefe Not. Zur ökonomischen Talfahrt gesellte sich behördliche Unsensibilität hinzu. Die protestantischen Bergarbeiter des Salzkammergutes waren der Obrigkeit immer verdächtig gewesen, auch Jahrzehnte nach dem Toleranzpatent galten sie als illoyal und politisch unzuverlässig. Deshalb warfen sich die Behörden geradezu mit gegenreformatorischem Fanatismus auf die Proponenten der „Umtriebe“. Die Parallelen zur radikalen Rekatholisierung waren verblüffend. Die säkularisierte Form der Messfeier mit Abendmahl, der Testfall für die Geheimprotestanten, wurde die patriotische Geburtstagsfeier des Monarchen.

In der Bevölkerung gärte es schon seit der Niederschlagung der Revolution, allerorten trafen sich die Arbeiter und Bürger, um die missliche Situation zu diskutieren. Einige Eiferer waren längst amtsbekannt. Bezahlte Spitzel und Agenten wie zu Zeiten des Vormärz versuchten, die Menschen auszuhorchen. Gerade nach dem fehlgeschlagenen Attentat auf den jungen Kaiser waren die Behörden außerordentlich nervös. Als ein Spitzel einen Verdächtigen besuchte, kam der Stein ins Rollen. Als jener Verdächtige äußerte, der Attentäter „hätte es schon recht gemacht“, stand das Gespenst einer Revolution der Salzarbeiter im Raum, die – so mag es die Phantasie des Geheimdienstes gewesen sein – den Sommersitz des Kaisers in Ischl stürmen und den Monarchen ermorden würden. Am Rande sei erwähnt, dass auf diese angespannte Situation im ersten Teil der *Sissi*-Trilogie von Ernst Marischka angespielt wird. Freilich wirken die Ordnungskräfte, allen voran Josef Meinrad als übereifriger und tolpatschiger Gendarm, im Film von 1955 völlig unfähig und harmlos. Tatsächlich ging die Behörde aber erbarmungslos vor. Es erfolgten über hundert Hausdurchsuchungen zwischen Aussee und Gmunden, um gleichsam den Sumpf der politischen Verderbtheit auszutrocknen. Die reflexartige Panik sowie unbarmherzige Vorgangsweise und Radikalität bei der Verfolgung immer neuer „Kompromittierter“ ist damit erklärbar, dass die Verantwortlichen die peinliche Angelegenheit noch vor der zu erwartenden Ankunft des Kaiserhauses in Ischl über die Bühne bringen

wollten. Noch dazu, wo – doch das konnte keiner der Beamten wissen – am 19. August 1853 die Verlobung des Monarchen zu begehen war. Politische Umtriebe der „Umsturzpartei“ bei dieser besonderen Feierlichkeit in Ischl hätten sicherlich manchem Bürokraten das Amt gekostet.

Die Lage konnte nicht völlig unter Kontrolle gebracht werden. Der Geist des Widerstandes blieb – wohl einzigartig in Österreich – erhalten, nicht zuletzt genährt durch die verschiedensten paranoiden Ängste einer sich krampfhaft gegen den Liberalismus verteidigenden absolutistischen Macht. Die Stimmung hatte sich an der neuen Schichtordnung für die Holzknechte entzündet, die längere Arbeitszeiten ohne Pausen anordnete: Vor dem Forstamt Aussee geriet eine Versammlung der Holzknechte am 17. Mai 1852 zu einem Tumult. Der Forstmeister wurde derart bedrängt, dass die Gendarmerie einschreiten musste. Hier zeigte sich zum ersten Mal die volle Wucht des neuen Staatsapparates: Gegen die vier Haupträdelsführer und 13 Mitläufer wurde Anklage erhoben, zu einer Verurteilung kam es allerdings nicht. Immerhin waren aber mehr als hundert Personen angezeigt und gerichtliche Verfahren eröffnet worden.

Mit Beginn des Jahres 1853 regte sich neuerlich der Widerstandsgeist: In Mailand kam es am 6. Februar zu einer Revolte. Am 18. Februar verübte ein ungarischer Nationalist ein Attentat auf den Kaiser. Dieser Anschlag erregte in der ganzen Monarchie Aufsehen, auch im Salzkammergut. In der Pfarre Maria Kumitz bei Bad Mitterndorf standen sich etwa Franz Muß und Dionysius Heiß auf der einen und der Pfarrer Josef Tompek auf der anderen Seite unversöhnlich gegenüber. Tompek arbeitete gut mit den Behörden zusammen und wurde mehrmals belobigt. Die Stimmung radikalisierte sich mehr und mehr. Muß nannte den „Schneider, der das Attentat gegen Seine Majestät vollführte, [...] einen dummen Kerl, daß er nach dem Genicke und nicht nach der Seite stach, und bedauerte, dass der Mord nicht gelungen, indem dann es sogleich losgegangen seyn würde, und er als ein 2ter Kossuth [der Anführer des ungarischen Widerstandes] als Anführer und Redner aufgetreten wäre.“ In der Folge wurde Muß verhaftet, und mehrere Woh-

nungen wurden durchsucht. Sein Sohn schilderte seine Festnahme: „Muß saß gerade beim Abendessen mit einem Salzfuhmann, als der Bezirkshauptmann von Liezen [...] mit einem Gendarmerie-Oberst und mehreren Gendarmen ins Gastzimmer trat. Muß wurde sogleich gefesselt. Man wusste, daß er als Scheibenschütze einen Stutzen besaß. Der wurde sogleich abgefordert. Auch seine Bücher wurden beschlagnahmt. Da es hieß, Franz Muß brauche nur einen Pfiff zu tun, so sei die ganze Gegend in Aufruhr, umgab man das Gasthaus Muß in Kainisch bei Aussee – es gehörte damals noch seiner Mutter – bei der Verhaftung mit siebenundzwanzig Gendarmen.“ Offenbar nahmen die Behörden überzogene Angaben von Franz Muß über den Ausbruch einer bevorstehenden Revolution mit ihm an der Spitze sehr ernst.

Franz Muß war von der Vorgehensweise völlig überrascht, obwohl er schon im April bei der Verhaftung von Heiß nur um ein Haar der Festnahme entgangen war. Er geriet in Panik und versuchte, Selbstmord zu begehen. Im Jahr darauf begann in Graz sein Prozess. Die Anklageschrift berichtet, „daß er von republikanischer Gesinnung durchdrungen und in der Absicht, eine Empörung im Inneren des Staates zum Behufe der gewaltsamen Veränderung der Regierungsform und Einführung der Republik einzuleiten und vorzubereiten, in den Jahren 1848 bis 1853 im Gerichtsbezirke Aussee durch öffentliche und vor Mehreren vorgebrachte Rede unter den Landleuten Haß und Verachtung gegen die Regierungsform, Staatsverwaltung und gegen die Person des Monarchen anzuspinnen gesucht habe.“ Muß wurde allerdings anstatt des Hochverrates bloß der öffentlichen Ruhestörung für schuldig befunden, außerdem noch der Religionsstörung. Hierfür erhielt er kaum ein Jahr Haft. Nachdem der Staatsanwalt Berufung eingelegt hatte, ging der Fall in die nächste Instanz. Der Oberste Gerichtshof fällte ein anderes Urteil: Er verwarf die Nichtigkeitsbeschwerde der Verurteilten und folgte weitestgehend den Erläuterungen des Staatsanwaltes: „Als der am meisten strafbare stellt sich [...] Franz Muß dar, denn der Inhalt seiner Äußerungen, namentlich die bethätigte Verruchtheit, daß er das Misslingen des Attentats gegen die geheiligte Person seiner

Majestät des Kaisers bedauerte, lässt in ihm einen Menschen von besonderer Gefährlichkeit erblicken, außerdem tritt noch das Verbrechen der Religionsstörung mit dem höheren Strafsatze von 5 bis 10 Jahren schweren Kerkers als erschwerend hinzu. Nachdem aber derselbe früher noch nie wegen eines Verbrechens gestraft war, ferner seine Haft durch längere Zeit währte, so wird gegen denselben unter der gesetzlichen Strafdauer die Strafe auf schweren Kerker von acht Jahren bestimmt.“ Franz Muß und Dionis Heiß wurden in die Strafanstalt Garsten bei Steyr gebracht. Dort saßen sie vier Jahre ab, im März 1857 wurden sie amnestiert.

Die Haft war nun zwar beendet, doch bis zur Wiedereinsetzung in die bürgerlichen Rechte musste erst eine liberalere Zeit anbrechen. Franz Muß suchte 1863 um seine Rehabilitierung an und ließ die Ereignisse nochmals Revue passieren: „Die Erschütterungen des Jahres 1848 berührten mehr oder weniger jeden Staatsbürger, nur dürfte ein gewaltiger Unterschied zwischen der wirklich gefährlichen Bosheit und dem hie und da mitwirkenden Unverstände gemacht werden. Zu meiner und meiner damaligen Leidensgefährten völliger Beruhigung haben sich über unsere damaligen, allerdings nicht entschuldbaren Tendenzen im ganzen Lande viel mildere Ansichten verbreitet, und wäre ich gewiß nie so empfindlich mitgenommen worden, wenn nicht einige sogenannte Schwarzseher den Mund damals zu voll genommen hätten, um allenthalben zu erklären, daß sich unsere ganze Gegend auf revolutionären Boden befinde. Gegenwärtig belächelt man allgemein die Wichtigkeit, welche meiner ganz unbedeutenden Persönlichkeit damals beigelegt worden ist.“ Über die Angelegenheit breitete sich der Mantel des Vergessens. Die betreffenden Dokumente wurden zu den Akten gelegt. Die so genannte „Gegenrevolution“ von 1853/54 ist so eine Episode, welche die Auswüchse und Irrationalität eines absoluten Systems und seine Auswirkungen auf eine ländliche Region dokumentieren. Die Akteure der Hochverratsaffäre waren Visionäre, die ihrer Zeit weit voraus waren, die Verwirklichung ihrer demokratischen Ideen jedoch nicht mehr erlebten, uns aber sehr wohl ihr Vermächtnis hinterließen.

LITERATURVERZEICHNIS

Zum Archivmaterial siehe Oberösterreichisches Landesarchiv, Statthaltereiarhiv, Präsidium, Schachtel 101, Bericht aus Ischl an das Statthaltereipräsidium vom 29. Mai 1853; ebenda, Praes. 1847 6/16d, 27. August 1846, daneben auch Archivalien aus Privatbesitz. Zur gedruckten Literatur siehe Franz HOLLWÖGER, Ausseerland. Bad Aussee 1956; Michael KURZ, Politische und religiöse Umtriebe – die verspätete Gegenrevolution von 1853/54 im Salzkammergut. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 148/1 (2003), 187–220; Karel KRAMAR, Die staatliche Lohnpolitik und die Lage der Arbeiter in den Salinen des Salzkammergutes bis zum Jahre 1748. Wien 1896 (Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 66); Franz SCHEICHL, Aufstand der protestantischen Salzarbeiter und Bauern im Salzkammergute 1601 und 1602. Linz 1885; Carl SCHRAML, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Wien 1932; DERS., Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis nach den Franzosenkriegen. Wien 1934.

**für die republik ausseerland
die ns-widerstandskämpfer im salzkammergut**



Die Ischler Kommunistin
Resi Pesendorfer

„Für ein demokratisches, freies, selbstständiges Österreich.“

Alois Straubinger, ehemaliger Widerstandskämpfer im Salzkammergut

Diese Worte mögen aus heutiger Sicht banal erscheinen, doch in der Zeit der österreichischen Ständediktatur und des Nationalsozialismus erreichte diese Banalität durchaus visionäre Ausmaße. Im Herbst 1943, als der Ischler Kommunist Sepp Plieseis mit Hilfe mutiger Männer und Frauen aus dem KZ Hallein, einem Außenlager von Dachau, flüchten konnte, dachte noch niemand an ein baldiges Ende des Krieges und der NS-Diktatur. 1943 zählte die NSDAP in Österreich knapp 700.000 Mitglieder, also rund zehn Prozent der Bevölkerung. Im Gegensatz dazu ist die Zahl von nur rund 100.000 verfolgten österreichischen Widerstandskämpfern gesichert. Die Widerstandsbewegung im inneren Salzkammergut stellte aber in ihrer Dimension eine Ausnahmeerscheinung in Österreich dar. Der Kreis der Aktivisten und direkten Unterstützer, darunter viele Frauen, umfasste gegen Ende des Krieges rund 500 bis 600 Personen.

Es ist kein Zufall, dass sich gerade im Salzkammergut Widerstand gegen das NS-Regime formierte. Protest und Rebellion fielen hier auf fruchtbaren Boden. Seit dem Mittelalter hatte das innere Salzkammergut durch die direkte Unterstellung unter den Landesfürsten, durch die Bedeutung von Salzbergbau und Salinenwesen und durch die Gewährung von sozialen Privilegien eine Sonderstellung: Diese Umstände bedingten eine geringe Abwanderung und förderten ein stabiles, weitverzweigtes Netzwerk von Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen sowie ein ausgeprägtes regionales Bewusstsein. Ein hoher Organisationsgrad in der Saline und im Salzbergbau, aber auch langjährige Erfahrung in der Konfrontation

mit der Obrigkeit begünstigten ein Widerstandsverhalten, das sich wiederholt in Aufständen, Demonstrationen und Protesten niederschlug. Darüber hinaus war das Salzkammergut ein verkehrsmäßig und topografisch relativ abgeschlossenes alpines Gebiet, in dem die einheimischen Widerstandskämpfer aufgrund ihrer Ortskenntnis leichter untertauchen konnten. Nach dem „Anschluss“ Österreichs waren es vor allem die Kommunisten, die den Widerstand im Salzkammergut aufbauten.

Die politische Landschaft im inneren Salzkammergut war (und ist) sozialdemokratisch dominiert, doch wandten sich viele enttäuschte Parteimitglieder nach der Niederschlagung des sozialdemokratischen „Februaraufstandes“ 1934 durch die österreichische Ständediktatur den Kommunisten zu. Dies erklärt unter anderem auch die große Beteiligung von Kommunisten in den Widerstandsgruppen. Sogar nach 1945 erreichten sie in den Gemeinden Ebensee, Hallstatt und Goisern über zehn Prozent der abgegebenen Wählerstimmen. 1938 hatten sie bereits mehrjährige Erfahrung in der Illegalität und konnten nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich auf ein funktionierendes Informationsnetz zurückgreifen. Neben den Kommunisten unterstützten auch zunehmend katholische Kreise, die so genannten „Revolutionären Sozialisten“ (eine Nachfolgeorganisation der Sozialdemokraten) und gegen Ende des Krieges auch Mitglieder der NSDAP die Widerstandsbewegung.

Die Widerstandsgruppen im inneren Salzkammergut entstanden unabhängig voneinander, mit zunächst unterschiedlichen politischen Ausrichtungen und Zielsetzungen. Eine Geheimorganisation wurde 1940 vom Sozialdemokraten Albrecht Gaiswinkler, dem Polizisten Valentin Tarra sowie seiner Frau Anna und einem Salinenbeamten in Bad Aussee gegründet. Doch mit der Einberufung zur Wehrmacht 1943/44 und dem Verrat der führenden Mitglieder an die Gestapo verliefen die Aktivitäten dieser Gruppe im Sand. Gaiswinkler konnte zur Britischen Armee überlaufen und sprang im April 1945 gemeinsam mit anderen Österreichern über dem Höllengebirge ab, um Einheiten der Deutschen Wehrmacht

und der SS zu entwaffnen und somit den Krieg zu verkürzen. Die zweite Widerstandsbewegung, gegründet von Arbeitern und Beamten des Altausseer Salzwesens, wurde erst gegen Ende des Krieges aktiv, als die im Salzbergwerk gelagerten Kunstschätze im Auftrag führender Nationalsozialisten gesprengt und zerstört werden sollten. Die dritte und wichtigste Gruppe unter dem Decknamen „Willy“ bzw. „Fred“ wurde im November 1943 unter der Führung der Kommunisten Sepp Plieseis, Karl Gitzoller und Alois Straubinger in Bad Ischl und Umgebung aufgebaut. Alle drei Widerstandskämpfer hatten aus dem Gefängnis oder Konzentrationslager flüchten können und waren bereit, ihr Leben auch mit Waffengewalt zu verteidigen. Auch die Kommunistinnen Resi Pesendorfer, Zilli Langeder und Maria Ganhör waren an der Gründung der Gruppe „Willy“ bzw. „Fred“ aktiv beteiligt. Das anfängliche Ziel, anderen Kommunisten ebenfalls die Flucht zu ermöglichen, wich zunehmend der Organisation eines breiten Widerstands mit politischen Visionen. Das Ziel „Österreich soll wieder frei sein“ unterstützten alle Widerstandskämpfer, doch bestanden über die Art und Weise eines freien Österreich unterschiedliche Vorstellungen.

Die Kommunisten hatten relativ früh eine Art österreichisches Nationalbewusstsein entwickelt, das im Gegensatz zu den Großdeutschen und auch den Sozialdemokraten nicht automatisch an eine „Deutsche Nation“ und die Angliederung an Deutschland gekoppelt war. Doch auch die Katholiken und Konservativen hatten in den Jahren der Ständediktatur von 1933/34 bis 1938 versucht, als Gegenpol zu den Großdeutschen den Gedanken einer eigenen österreichischen Nation aufzugreifen, allerdings einer gleichsam besseren, weil auf christlicher Grundlage beruhenden deutschen Nation. Dies erklärt auch, warum sich im zunächst kommunistisch organisierten Widerstand im Salzkammergut im Laufe der Monate stärker die katholischen und konservativen Kreise zu engagieren begannen. Zwischen den Kommunisten und den Sozialdemokraten gab es aufgrund der passiven Haltung Letzterer nach dem „Anschluss“ an das Deutsche Reich große Spannungen. Umso bemerkenswerter ist es, dass die Widerstandsgruppe um Albrecht

Gaiswinkler und Valentin bzw. Anna Tarra im Ausseerland „Revolutionäre Sozialisten“ (die Nachfolgeorganisation der Sozialdemokraten nach 1934) und Kommunisten vereinte.

Die Moskauer Deklaration der Alliierten von 1943 zur Wiederherstellung Österreichs, in der die österreichische Bevölkerung zur aktiven Mitarbeit am Sturz des Nationalsozialismus aufgefordert wurde, gab den Widerstandskämpfern im Salzkammergut neuen Auftrieb. Nachdem diese den Winter 1943/44 vor allem mit Hilfe von Frauen in wechselnden Verstecken zugebracht hatten, zogen sie sich ab dem Frühjahr 1944 in das Tote Gebirge zurück und bauten dort den „Igel“, eine Unterkunft und Kommandozentrale für den Kern der Widerstandsgruppe. Von dort aus sollte die Bevölkerung über die Weltlage informiert und Angehörige der Wehrmacht, die sich auf Fronturlaub befanden, zur Desertion überredet werden. Im „Igel“ legten die Widerstandskämpfer auch ein Waffenlager an, um sich im Falle einer unvermeidbaren Konfrontation mit der Gestapo oder der SS verteidigen zu können. Zwar besorgten die Ischler Kommunistin Resi Pesendorfer und die Ausseerin Anna Tarra mehrere Kilo Sprengstoff für die Widerstandsgruppe, doch eine bewaffnete Partisanentätigkeit war nicht geplant. Zum einen gab es nicht genügend verfügbare Waffen, zum anderen wollten die Widerstandskämpfer keine Vergeltungsmaßnahmen der SS gegen die Zivilbevölkerung riskieren. Das größte Problem der Widerstandskämpfer war die Versorgung mit Lebensmitteln; hier organisierten vor allem die Frauen die Beschaffung von Essbarem.

Unabhängig von diesen Alltagssorgen beschäftigten sich die Widerstandskämpfer von Anfang an auch mit politischen Ideen und Zielen. Eines der vordringlichen Ziele der Gruppe „Willy“ bzw. „Fred“ war die Schwächung der Deutschen Wehrmacht und ein Ende des Krieges. Alois Straubinger erinnerte sich an die politischen Aktivitäten: „Unsere politische Tätigkeit war vorwiegend und unermüdlich Aufklärungsarbeit unter der Bevölkerung. Für eine schriftliche Aufklärungsarbeit fehlten uns die technischen Mittel. Zu militärischen Aktionen als geschlossene Gruppe ist es gegenüber unseren Gegnern nicht gekommen. Wir haben uns von der Lage

des Krieges und über die Weltlage ständig informiert. Wir haben englische und russische Sender in deutscher Sprache gehört.“ Im „Igel“ wurden diese Informationen in die Diskussionen über die politische Zukunft Österreichs eingebaut, wenn auch, wie Karl Gitzzler, ein Mitbegründer der Widerstandsgruppe, betonte, keine „reine Parteischule“ entstand, zumal „Andersgläubige“ dabei waren. Der Kern der Widerstandsgruppe schien relativ einheitliche Visionen zu haben: Das Ziel war ein freies, demokratisches Österreich. Eine Volksdemokratie unter dem Einfluss der Sowjetunion war gegen Ende des Krieges nicht mehr vorrangiges Thema. „Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, gegen das Naziregime zu kämpfen“, meinte dazu Alois Straubinger. „Unsere politischen Ziele waren von allen Anfang an, Österreich wieder, wie es vor 1934 bestand, herzustellen. Vor allem hat uns vorgeschwebt ein sozialistisches Österreich. Wir haben später gesehen, dass wir Kommunisten dies nicht alleine bewerkstelligen können und haben gesehen, dass man alle demokratischen Gruppen gewinnen und vereinen müsse für ein demokratisches sozialistisches Österreich, wo nicht nur Demokratisches, sondern auch Sozialismus enthalten ist.“ Ideologische Gräben blieben aber erhalten. Während etwa die Kommunisten für staatliche Kontrolle eintraten, wurde diese auf katholischer Seite skeptisch betrachtet. „Wir waren Nazigegner“, betonte der für seine katholische Einstellung bekannte Karl Feldhauser, „uns ist es gegangen um Österreich. Dass Österreich wieder so wird, wie es war, und dass wir dieses Regime anbringen.“ Und zu den politischen Visionen eines Sepp Plieseis meinte Feldhammer: „Plieseis war ein gescheiter Bursche, nur dass er halt so versessen war auf den Kommunismus.“

Unbestritten ist allerdings auch, dass in den Gesprächen über das österreichische Nationalbewusstsein und die „Österreichvisionen“ wenig Platz für Randgruppen oder „Fremde“ war. Hier agierten die Widerstandskämpfer keinesfalls visionär. Auch der Kontakt zu russischen, französischen oder italienischen Kriegsgefangenen und zwangsverpflichteten Arbeiterinnen und Arbeitern war schon während der NS-Diktatur von Misstrauen und Distanz geprägt. Selbst nach der Befreiung konnten andere Opfer der NS-

Verfolgung wie Juden oder Roma und Sinti mit wenig Verständnis rechnen. Im Jahr 1947 kam es in Bad Ischl nach einer Demonstration gegen die schlechte Versorgungslage zu antisemitischen Ausschreitungen vor einem Hotel, in dem jüdische Überlebende von Konzentrationslagern und jüdische Flüchtlinge untergebracht waren. Ehemalige kommunistische Widerstandskämpfer waren daran führend beteiligt; sie wurden von der US-Militärregierung zu Gefängnisstrafen verurteilt.

Als Anfang Mai US-Truppen das Salzkammergut erreichten, hatten die Widerstandskämpfer in Bad Ischl und im Ausseerland bereits führende Nationalsozialisten in Verwahrung genommen, zusätzliche Kampfhandlungen verhindert und Lebensmittellager vor Plünderungen gesichert. Ungeklärt sind allerdings bis heute die Todesfälle in Zusammenhang mit der Verhaftung führender NS-Funktionäre in Bad Ischl. Die Widerstandsgruppe im Ausseerland um Albrecht Gaiswinkler, Valentin Tarra, Leopold Köberl und anderen rief selbstbewusst eine eigene „Republik Ausseerland“ aus. Darüber hinaus nahmen Mitglieder der Widerstandsgruppe Kontakt mit der US-Army auf und forderten die schnellstmögliche Besetzung von Aussee, um die im Altausseeer Bergwerk gelagerten Kunstschätze zu retten.

Unmittelbar nach der Befreiung wurden die Widerstandsgruppen oder die „Österreichischen Freiheitsbewegungen“, wie sie sich jetzt nannten, von der US-Army und der Bevölkerung anerkannt. Ehemalige Widerstandskämpfer erhielten Schlüsselpositionen in den Gemeinden. Sepp Plieseis, Valentin Tarra und Albrecht Gaiswinkler übernahmen in Bad Ischl bzw. in Bad Aussee die Leitung des Sicherheitswesens und waren an der Registrierung ehemaliger Nationalsozialisten beteiligt. Doch bereits im Herbst 1945 schlug die Stimmung um. Die ersten freien Wahlen brachten den Kommunisten nicht das gewünschte Ergebnis, auch wenn die KPÖ etwa in Bad Ischl rund zehn Prozent der Stimmen erreichte (der Stimmenanteil auf Bundesebene lag bei fünf Prozent).

Die Ideen bezüglich einer österreichischen Nation und zum Wiederaufbau Österreichs waren zweifellos visionär, wenn sie

auch stark parteipolitisch gebunden waren, da viele dieser Visionen auf den Vorstellungen der Kommunistischen Partei Österreichs basierten und nicht der Gedankenwelt der Widerstandskämpfer entsprangen. Der Wunsch, dass ein starkes österreichisches Nationalbewusstsein die ideologischen Gräben beim politischen und gesellschaftlichen Wiederaufbau eines neuen Österreich überwinden könnte, wurde nicht erfüllt. Die Gräben zwischen Opfern und Tätern, die sich nach 1945 allerdings auch als Opfer sahen, wurden im politischen Alltag zwar offiziell zugeschüttet, bestanden jedoch weiter – das Unverständnis wich einer gewissen Resignation. Die Vision einer vereinten österreichischen Arbeiterpartei, welche die ideologischen Gegensätze überbrücken würde, konnte ebenfalls nicht realisiert werden. Die von Christian Broda, dem späteren Justizminister, im Juni 1945 einberufene Konferenz zur Schaffung einer Einheitspartei, an der auch Sepp Plieseis teilnahm, endete ohne umsetzbares Ergebnis. Und auch die Vision eines freien, demokratischen und unabhängigen Österreich im Sinne der Widerstandskämpfer scheiterte an der politischen Realität. Die ehemaligen Widerstandskämpfer kamen wiederholt in Konflikt mit der US-Army, die im Zuge des so genannten „Kalten Krieges“ antikomunistisch eingestellt war. Ebenso erhitzte die Demokratisierung der österreichischen Gesellschaft die Gemüter der ehemaligen Widerstandskämpfer, wurden doch ehemals führende NS-Funktionäre wieder in Amt und Würden eingesetzt, während die Anerkennung der Leistungen der Widerstandskämpfer auf sich warten ließ. Der Umgang mit ehemaligen Nationalsozialisten entsprach nicht den Vorstellungen eines demokratischen Österreich. Albrecht Gaiswinkler dazu in einem Interview: „Die österreichische Regierung hat Leute mit Verdienstabzeichen in Gold und Silber geehrt, die früher Nazis waren. Sie hat ganz vergessen auf unsere Leute.“ Und Gaiswinkler weiter zum fehlenden Verständnis über die Deserteure: „Für einen Österreicher, der ein bisschen Nationalbewusstsein hatte, waren sie aufrichtige Männer, die ihr Leben nicht für eine faschistische Diktatur, sondern für die Befreiung ihres eigenen Landes einsetzen wollten.“ Auch Josef Hans Grafl, der Anfang April

1945 im Dienst der Britischen Armee gemeinsam mit Albrecht Gaiswinkler über dem Höllengebirge abgesprungen war, um den Widerstand zu unterstützen, reagierte enttäuscht: „Unsere Gruppe ist einmal von Renner, der damals Kanzler war, empfangen worden. Aber für uns war nicht viel drinnen, jeder von uns suchte einen Anker, wo er wieder anfangen konnte. Wir sind jeder einer Arbeit nachgelaufen. Es ist so verlaufen, wie sich jeder von uns das nicht vorgestellt hat. [...] Auszeichnungen oder Anerkennungen, außer dass uns Renner einmal empfangen hat, haben wir für unsere Leistungen um Österreich nicht bekommen. Wir sind eigentlich totgeschwiegen worden.“ Einzig Resi Pesendorfer erhielt für ihre Verdienste bei der Befreiung Österreichs das Ehrenzeichen der Republik.

LITERATURVERZEICHNIS

Gerhard BOTZ (unter Heranziehung von Vorarbeiten von Peter KAMMERSTÄTTER, Günther MARCHNER und Franziska SCHNEEBERGER), Regionale Gesellschaft und lange Traditionen des Widerstands im Salzkammergut. In: Christian TOPF, Auf den Spuren der Partisanen. Zeitgeschichtliche Wanderungen im Salzkammergut. Grünbach 1996, 12–39; Katharina HAMMER, Glanz im Dunkel. Die Bergung von Kunstschätzen im Salzkammergut am Ende des 2. Weltkrieges. Altaussee 1996; Peter KAMMERSTÄTTER, Materialsammlung über die Widerstands- und Partisanenbewegung Willy-Fred. Freiheitsbewegung im Oberen Salzkammergut – Ausseerland 1943–1945. Ein Beitrag zur Erforschung dieser Bewegung. 2 Bde. Linz 1978; Sepp PLIESEIS, Vom Ebro zum Dachstein, Lebenskampf eines österreichischen Arbeiters. Linz 1946; Wolfgang QUATEMBER/Ulrike FELBER/Susanne ROLINEK, Das Salzkammergut. Seine politische Kultur in der Ersten und Zweiten Republik. Grünbach 1999; Margit REITER, „In unser aller Herzen brennt dieses Urteil“. Der Bad Ischler „Milch-Prozess“ von 1947 vor dem amerikanischen Militärgericht. In: Michal GEHLER/Hubert SICKINGER (Hg.), Politische Affären und Skandale in Österreich. Von Mayerling bis Waldheim. Wien/München 1995, 323–345.

mythos toplitzsee
auf der suche nach dem verborgenen schatz



„Pfundiger“ Fund im Toplitzsee

„Am Toplitzsee angekommen, wurden die Kisten in Größe von Infanteriemunitionskisten auf Pontons verladen. Die Kisten wurden dann ungefähr ein Drittel von der ‚Wand‘ entfernt versenkt. In der Folge wurden dann tagelang solche Fahrten zum See durchgeführt. Ich weiß heute nicht mehr, wie lange die Aktion dauerte, schätze aber, dass insgesamt mehrere hundert Kisten bis 10. April 1945 versenkt wurden. Ich hatte einmal Gelegenheit, den Inhalt solcher Kisten zu sehen, und zwar befanden sich darin Goldmünzen aus verschiedenen Ländern. Außer diesen Kisten wurden auch sieben Kisten versenkt, die nach Aussage von Eingeweihten Rohdiamanten aus Holland enthielten. In einem Kanister konnte ich tatsächlich ungeschliffene Edelsteine sehen. Einige Kisten mussten [...] mit Eisenstücken beschwert werden.“ Diese von der Gendarmerie protokollierte Aussage von Maximilian Gruber, die im Zuge der Bergungsaktion des österreichischen Innenministeriums im Herbst 1963 aufgezeichnet wurde, ist nur eine von vielen, die den Mythos Toplitzsee begründeten.

Ebenso rasch, wie diese Aussage zur Sensation hoch gejubelt wurde, war diese auch schon wieder Geschichte. Gruber widersprach in den Vernehmungen, als er mit der behördlichen Drohung konfrontiert wurde, er habe die Kosten für die Bergungsaktion zu übernehmen, sollten sich seine Aussagen als unwahr herausstellen. Schon zuvor waren den Behörden erste Zweifel an der Glaubwürdigkeit Grubers gekommen, als er den Weg vom Grundl- zum Toplitzsee nicht fand. Schließlich dementierte Gruber seine Aussagen bezüglich der Versenkung des Reichsbankschatzes: „Ich widerrufe hiermit alle bisherigen Angaben und Aussagen, die sich auf mein Wissen von Schätzen, Versenkungen, Vergrabungen etc. beziehen. Ich bezog mein diesbezügliches Wissen lediglich aus diversen

Zeitungsberichten und Erzählungen. Über das Motiv meiner Angaben bei der Behörde über meine Handlungsweise – Kenntnis von vergrabenen Schätzen und in diesem Falle von der Versenkung von Werten und bakteriologischen Kampfstoffen in den Toplitzsee zu haben – gebe ich an, dass ich den seit Jahren um den Toplitzsee kursierenden Gerüchten ein Ende bereiten wollte. Auch hoffte ich im Stillen, wenn tatsächlich beträchtliche Vermögenswerte im Toplitzsee gefunden werden sollten, ich mit einem gewissen Anteil beteiligt werden würde. Ich brachte auch nie einen Transport von Fuschl zum Toplitzsee. Mir ist auch nicht bekannt, ob jemals von Fuschl Transporte zum Toplitzsee gingen.“ In seiner Gerichtsverhandlung im Jahr 1965 behauptete Gruber hingegen erneut, er sei bei den Versenkungen dabei gewesen: „Ich verantworte mich wie bisher und bleibe auch dabei, dass ich tatsächlich im Jänner [!] 1945 bei Transporten dabei war, welche Kisten zum Toplitzsee brachten.“ Schlussendlich wurde der schwer kriegsversehrte Gruber, der beide Hände verloren hatte, freigesprochen, da es Zeugen nicht ausschlossen, Gruber könnte doch am Toplitzsee gewesen sein. Man hatte nämlich einen SS-Offizier beobachtet, der seine Hände stets in den Manteltaschen trug. Zigaretten wurden ihm von anderen Leuten direkt in den Mund gesteckt und angezündet.

Suggeriert das Beispiel des Maximilian Gruber, vor allem Wichtigmacher und Spekulanten hätten den Toplitzsee und seine Schätze zum Mythos gemacht? Und waren jene, die sich aktiv auf die Suche nach den angeblichen Schätzen machten, nur Abenteurer und „Schatzgräber“, die in der Hoffnung auf schnellen Reichtum die absurdesten Geschichten für glaubhaft hielten?

Die Geschichte des Toplitzsees ist von Gegensätzen geprägt: Manche hielten und halten auch die unwahrscheinlichsten Phantastereien von unermesslichen Schätzen, von diversen Morden an Schatzjägern, vom intensiven Interesse russischer und amerikanischer Geheimdienste für möglich, andere wieder sprachen von Hirngespinnsten und Lügenmärchen.

Tatsache ist, dass gegen Kriegsende 1945 mehrere Kisten mit gefälschten Pfundnoten und den dazugehörigen Druckstöcken

im Toplitzsee versenkt wurden, um sie dem Zugriff der Alliierten zu entziehen. Das „Unternehmen Bernhard“, die größte Fälschungsaktion aller Zeiten, sollte die britische Wirtschaft in ihren Grundfesten erschüttern, nachdem weder die U-Boote noch die Luftwaffe noch der Einsatz von V1 und V2 zum gewünschten Erfolg geführt hatten. Der geplante massenhafte Abwurf der falschen Pfundnoten über der britischen Insel kam zu Kriegsende nicht mehr zustande. Bis auf die Abgeltung von Spionagediensten einzelner Agenten blieben die meisterhaft gefälschten Pfundnoten also ungenutzt. Aufgrund der bevorstehenden Niederlage des Dritten Reiches sollten alle Spuren des „Unternehmen Bernhard“ beseitigt werden, was unter anderem eben im Toplitzsee geschah.

Gerade das Kriegsende, also der Zeitraum April/Mai 1945, nährte Spekulationen rund um angebliche Schätze, die nicht nur im Toplitzsee, sondern im ganzen Ausseerland ruhen sollen. Ob es nun die bulgarische Exilregierung war, die den Devisenschatz aus der bulgarischen Nationalbank vor den anrückenden Sowjettruppen in Sicherheit gebracht und im Altaussee See versenkt haben soll, oder Adolf Eichmann, der auf seiner Flucht von Altaussee über die Blaa-Alm nach Bad Ischl 22 Kisten requirierter Wertgegenstände mit sich geführt und im Gebiet des Rauchfang im Toten Gebirge verborgen haben soll. Laut anderen Aussagen bekam Eichmann vom Adjutanten des Chefs des Reichssicherheitshauptamtes Ernst Kaltenbrunner als „Wegzehrung“ lediglich eine Kassette voller Goldstücke mit. Wieder andere Quellen behaupten, dass Hitlers Wirtschaftsbeauftragter in Ungarn, der SS-Standartenführer Kurt Becher, sich mit ganzen Waggonladungen jüdischen Beutegutes ins Ausseerland zurückgezogen haben soll. Und sogar Truppen der russischen Wlassow-Armee, die auf deutscher Seite gegen die Rote Armee kämpften, kamen nach Gerüchten ins Ausseerland, und zwar mit dem legendären Tatarenschatz, der aus Plünderungen an der Ostfront stammte. Über den weiteren Verbleib des Tatarenschatzes ist übrigens nichts bekannt.

Dem Kriegsende hat freilich auch der Toplitzsee einige grundlegende Mythen zu verdanken. Da ist einmal die Geschichte

um Otto Skorzeny, der – als er das letzte Mal in die Alpenfestung kam – 22 Kisten mit sich führte, wobei jede Kiste 48 Kilogramm Feingold in 20 Barren zu je 2,4 Kilogramm enthielt. Über die Herkunft dieses Goldes herrscht geteilte Meinung. Einerseits heißt es, es stamme aus den Skorzeny vom Reichswirtschaftsminister Funk aus der Deutschen Reichsbank angebotenen Goldreserven, andererseits behaupteten mehrere an der Versenkungsaktion unmittelbar Beteiligte später in Peru, das Gold verkörpere den von Skorzeny aus Italien geholten „Rommelschatz“, der aus Plünderungen in Tunis und Djerba stammte. Diese 22 Kisten wurden Anfang Mai 1945 angeblich in den Toplitzsee geworfen.

Nach anderen Aussagen versenkte Gauleiter August Eigruber selbst eine Stahlkassette, 25 x 35 cm groß, im Toplitzsee. Darin soll sich unter anderem ein Kautschukbeutel mit Brillanten befunden haben. Und schließlich soll nach Aussage des schon genannten Maximilian Gruber auch der Reichsbankschatz in hunderten Kisten im Toplitzsee versenkt worden sein.

Neben der Versenkung von Sachwerten wurde immer wieder spekuliert, im Toplitzsee würden auch Akten des Reichssicherheitshauptamtes oder gar die Tagebücher Heinrich Himmlers verborgen liegen.

Ebenfalls gibt es Behauptungen, nach denen im Toplitzsee Raketen (V2) für den Unterwasserabschuss aus U-Booten getestet worden seien. „Nach französischer Quelle wurden solche Versuche auch auf dem Toplitzsee, in den österreichischen Alpen im Jahre 1944 ausgeführt, wobei von einem Unterseeboot (Kleinunterseeboot) während der Unterwasserfahrt Projektile verschossen wurden, die der V2 ähnlich waren.“ Von einem Kleinunterseeboot mit einer Länge von 12 Metern und einer Höhe von maximal 1,9 Metern ein der V2 mit einer Länge von 14 Metern ähnliches Geschöß abzufeuern, war technisch unmöglich. Tatsächlich bestand aber in Peenemünde der Plan, die V2 für einen Unterwasserstart einsatzfähig zu machen. Die V2 sollte in einem Tauchbehälter von einem U-Boot geschleppt werden. In Zielnähe sollte dann der Behälter in die für den Abschuss der Rakete erforderliche vertikale

Lage gebracht werden. Auf diese Art sollte es möglich sein, die amerikanischen Küstenstädte unter Beschuss zu nehmen. Zu Probeabschüssen kam es aufgrund des bevorstehenden Kriegsendes aber nicht mehr. Dass überdies derartige Tests in einem kleinen, abgelegenen Gebirgssee nicht durchgeführt werden konnten, liegt zudem auf der Hand.

Jedenfalls reduziert sich das Thema auf die Schlüsselfrage: Birgt der Toplitzsee noch immer einen Schatz oder nicht? Sollte es sich doch so zugetragen haben, dass unermessliche Reichtümer, wie der oben erwähnte Reichsbankschatz in den Tiefen des Sees verschwunden sind? Dies alles zu einer Zeit, als klar war, dass diese Werte mit den zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmitteln auf absehbare Zeit nicht mehr zu bergen sein würden?

Zahlreiche Bergungs- und Suchaktionen in den letzten Jahrzehnten führten immer zum gleichen Ergebnis: Material der am Toplitzsee ansässigen Chemisch-Physikalischen Versuchsanstalt der deutschen Kriegsmarine und Kisten mit gefälschten Pfundnoten waren die einzig konkreten Funde der zum Teil sehr aufwändigen und kostenintensiven Suchaktionen. Nur einmal, in den 1980er-Jahren, kam es unvermittelt zu einer Sensation, allerdings zu einer biologischen. Der Einsatz eines Klein-U-Bootes wurde mit der Entdeckung eines bislang unbekanntes Wurmes belohnt, der in den sauerstofflosen Tiefen des Sees dennoch überleben kann.

Über Jahrzehnte gab es von verschiedenen Personen immer wieder Andeutungen über einen hohen Wissensstand einzelner Personen um die „wahren“ Vorgänge. Dieses „Wissen“ wurde allerdings nie preisgegeben, denn damit wäre auch das Interesse an der betreffenden Person gesunken – und womöglich deren Glaubwürdigkeit. Mit dieser Taktik entstanden neue Geheimnisse, während die alten Gerüchte „weiterköchelten“. Viele Gerüchte rankten sich um einen wahren Kern, mit gewissenhaften Recherchen kam man diesem Kern allerdings immer näher. Selbst Simon Wiesenthal tat sich noch 1961 schwer, diesen wahren Kern zu finden: „Die Vorgänge im Ausseer Gebiet seit Mitte 1944 verdienen mit Bestimmtheit ein besonderes Buch, oder vielleicht sogar mehrere

Bücher. Sie würden genügend Material für eine Reihe spannender Filme enthalten, in denen die unglaublichsten Dinge vorkommen dürften, die historisch belegt sind.“

Insgesamt lehrt die Beschäftigung mit dem Toplitzsee den Betrachter, mit größter Vorsicht und Skepsis an Berichte und Erinnerungen über dieses Thema heranzugehen. Denn das Amalgam aus Dichtung und Wahrheit, historischen Fakten und wilden Spekulationen birgt immer die Gefahr, Tatsachen zu verkennen und Unwahrheiten aufzusitzen. Eine absolute Wahrheitsfindung scheint gerade in Bezug auf die Vorgänge am und um den Toplitzsee – nicht zuletzt aufgrund des Todes aller beteiligten Zeitzeugen – nicht mehr möglich.

Der Mythos Toplitzsee – auch wenn der Goldschatz nach sechzig Jahren immer noch nicht gefunden wurde – ist nach wie vor lebendig: Kein österreichischer Gebirgssee ist so bekannt wie der Toplitzsee. Mehrmals gab es in den vergangenen Jahrzehnten weltweites Medieninteresse um den kleinen See am Ende des Ausseerlandes. Einen Umstand, den sich einige einheimische Spaßvögel zunutze machten, indem sie eines Nachts, Anfang der 1980er-Jahre, eine große Holzkiste im Rahmen der Aktion „Bärentatze“ im Toplitzsee versenkten. Zwanzig Jahre später wurde eben diese Kiste unter großem Medieninteresse von einem amerikanischen Bergungsteam gefunden und an Land gebracht. Die Enttäuschung war groß, als die Kiste geöffnet wurde: Sie enthielt nur ein einziges Dokument, dessen Inhalt aber von größter Bedeutung war: „Dies ist der echte Schatz vom Toplitzsee. Er wurde wie bereits in den echten Hitlertagebüchern im Stern angekündigt, von Adolf Hitler höchstpersönlich am 10. 11. 1944 versenkt.“ Die Kiste war prall gefüllt – allerdings mit Bierkapseln und Schweinsknochen.

LITERATURVERZEICHNIS

Alle Zitate entstammen den folgenden Quellen- bzw. Literaturangaben: Kreisgericht Leoben, Aktenzahl U369/63; Markus KÖBERL, Der Toplitzsee, Wo Geschichte und Sage zusammentreffen. Wien 21993; Rudolf LUSAR, Die deutschen Waffen und Geheimwaffen des 2. Weltkrieges. München 1962; Julius MADER, Der Banditenschatz. Leipzig 1964.

semper fröhlich, nunquam traurig!
der ausseer taschenspieler joseph fröhlich
am dresdner hof



Joseph Fröhlich als Bürgermeister
von „Narrendorf“, Kupferstich 1729

Der Fasching des Jahres 1944 bot den Ausseern trotz der düsterer werdenden Kriegszeit einiges an Überraschungen. Schon am 23. Februar 1944 hatten sich mehr als siebenzig Zauberkünstler aus dem deutschlandfreundlichen Europa in Aussee versammelt, um am Faschingssonntag, dem 27. Februar, vor zahlreichen Kriegsverwehrten eine Festvorstellung ihrer Kunst im Kurhaus zu geben. Das Jahrestreffen des „Magischen Zirkels von Deutschland“ unter der Präsidentschaft von Helmut Schreiber, dem „Hoftaschenspieler des Führers“, fand nicht von ungefähr unter dem Ehrenschutz des Gauleiters von Oberdonau, August Eigruber, in Aussee statt.

Am Faschingssonntag wurde vor der Steinmühle, in unmittelbarer Nachbarschaft des Geburtshauses von Anna Plochl am Meranplatz, in einer feierlichen Veranstaltung die in Meißen aus Böttcher-Steinzeug hergestellte Büste von Joseph Fröhlich, eines heute fest im regionalen Bewusstsein verankerten Mannes, enthüllt. Joseph Fröhlich wurde anlässlich seines 250. Geburtstages als Mann des deutschen Volkes geehrt, der mit seinem 1763 gedruckten *Politischen Kehraus* das wohl „beste Erbstück“ für das deutsche Volk hinterlassen hatte. Diese propagandistisch verbräunte Feier – nach Kriegsende als „Nazimache“ von der neuen Gemeindeverwaltung interpretiert – wirkte sich negativ auf die Popularität Fröhlichs aus. Erst die Feierlichkeiten von 1957, zum 200. Todestag, konnten den Hoftaschenspieler erneut popularisieren.

Dabei konnte sich der in Aussee geborene und am Dresdner Hof unter August dem Starken zu Ruhm und vor allem zu Geld gekommene Fröhlich (1694–1757) nur langsam im Bewusstsein der regionalen Öffentlichkeit verankern. Der literarisch ambitionierte Leipziger Gärungchemiker und Brauereidirektor Carl Wilhelm

Naumann (1886–1958) hatte sich seit den späten 1930er-Jahren auf die Spuren des in Dresden zwar populären, aber in Aussee wenig bekannten „Hoftaschenspielers“ Joseph Fröhlich gemacht. Naumann spürte der Familiengeschichte Fröhlichs nach und deckte seine Herkunft aus dem steirischen Salzkammergut – häufig galt Fröhlich als Tiroler oder Bayer – auf. Im Sommer 1939 suchte er auch den Ausseer Heimatforscher Franz Hollwöger in Grundlsee auf und erhielt von ihm wichtige Hinweise zur Familiengeschichte dieses finger- und schlagfertigen Mannes. Naumann veröffentlichte unter dem Pseudonym „Willnau“ 1941 einen aus insgesamt 58 Fortsetzungen bestehenden Roman, der 1943 erstmals in der Zeitschrift *Freiheitskampf* – „die führende NS-Zeitung Sachsens“ – und 1954 in Buchform erschien.

Der in Altaussee geborene, nachmalige „Hofnarr“ Fröhlich kam aus bescheidenen Verhältnissen, er entstammte einer unehelichen Verbindung des Kramergesellen Wolfgang Fröhlich aus Steyr mit Ursula Gatterer, der Tochter eines Tagwerkers und Müllers aus Altaussee. Die Jugendjahre Fröhlichs bleiben im Dunkeln; seine „Aufdingung“ als Müllerlehrling erfolgte 1711 und – wie für das Handwerk generell üblich – unter Vorlage eines Legitimationscheins, der die vom Vater anerkannte Geburt bestätigt. Nach zweijähriger Lehrzeit wurde Joseph Fröhlich 1713 „freigesprochen“, die anschließenden Wanderjahre konnten bislang nicht dokumentiert werden, doch scheint Joseph Fröhlich weit herumgekommen zu sein, wie spätere Andeutungen in gedruckten Texten Fröhlichs vermuten lassen. Im Jahre 1719 führte ihn die Hochzeit mit der 1727 verstorbenen Zillertalerin Ursula Lainbauer zurück nach Aussee, zwei Jahre später erfolgte dort auch die Taufe des ersten Kindes. Fröhlich scheint sich auch als „Feldscher“ (Barbier und Kompagniechirurg) im Kürassierregiment des Prinzen Philipp von Hessen-Darmstadt verdingt zu haben, gesichert lässt sich seine Tätigkeit ab 1725 am Bayreuther Hof als Taschenspieler nachweisen.

Richtungsweisend für das weitere Schicksal des im Mühlenwesen, der Heilkunde/Zahnbrecherei und der Taschenspielkunst wohl bewanderten Mannes waren die verwandtschaftlichen Verbin-

dungen des Bayreuther Hofes nach Dresden. Unter dem sächsischen Kurfürsten August dem Starken, seit 1697 auch König von Polen, avancierte der rekatholisierte Dresdner Hof zu einem ernst zu nehmenden Konkurrenten des kaiserlichen Hofes in Wien. Zahlreiche über aufwendige Druckwerke in ganz Europa bekannt gemachte Festlichkeiten, Ritterspiele und Damenrennen, „Wirtschaften“ und „Bauernhochzeiten“, bei denen die Hofgesellschaft verkleidet eine „Bauernhochzeit“ nachahmte, ließen das aufstrebende Dresden neben den zahlreichen Neubauten zu einem der mondänsten Höfe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden. Dementsprechend inszenierte sich Fröhlich bei seinem ersten Auftritt in Dresden 1725, der über sein weiteres Schicksal entscheiden sollte, sorgfältig: „Der Fremdling erregt großes Aufsehen auf den Straßen, sintemalen er im schwäbischen Bauernhabit, so in großen weiten Hosen und einem spitzigen Hut besteht, auf einem kleinen schwarz-weiß gefleckten Tigerpferde einherreitet, auf der Brust das markgräfllich-bayreuthische Wappen tragend. Er hatte die Ehre, vor dem König, dem Kronprinzenpaar und dem Hofe im Japanischen Palais aufzutreten.“

Schon im Herbst 1727 übersiedelte Joseph Fröhlich nach dem Tod seines Bayreuther Gönners mit seinen mittlerweile drei Kindern und seiner frisch getrauten Frau nach Dresden, wo er bald zur Entourage des sächsischen Kurfürsten gehörte. Sein Aufstieg zu einem der „Aushängeschilder“ der neuen Dresdner Gesellschaft wird auch in den zahlreichen Darstellungen des Hofnarren im gerade erfundenen Meißner Porzellan deutlich. Der kleinwüchsige und dickbäuchige Mann wurde zu einer oft dargestellten Figur auf Bildern von Bernardo Bellotto (der sich wie sein Onkel Canaletto nannte), als Figurine in Meißner Porzellan, auf einer Ledertapete im Jagdschloss Moritzburg oder als Büste auf dem Moritzburger Landstallamt. Mehrere Briefe von Fröhlich an den Kurfürsten haben sich erhalten, ein gedrucktes Geburtstagsgedicht von 1742, Kupferstiche und das mit kritischen Tönen gegen den sächsischen Premierminister Brühl aufwartende, Fröhlich zugeschriebene Traktat *Politischer Kehraus* von 1763 lassen sich nachweisen.

Fröhlich musste sich aufwendig, vor allem aber fremdartig und kostbar kleiden, häufig schien er ein „Tyroler Kleid, Tyroler Jacke von roten Taffend mit silbernen Spitzen“ oder ein „Steyrisches Kleid“ von „blauen Tuch mit silbernen Tressen“ getragen zu haben, das sein „Anderssein“ und seinen Rang außerhalb der hierarchisierten Hofgesellschaft verdeutlichte. Fröhlich erregte sowohl bei Hof als auch auf Jahrmärkten als Taschenspieler mit „Karten, Eyern, Muscaten, Bechern, Gelde und anderen Dingen“ großes Aufsehen, zudem scheint er als Zahnbrecher auf Jahrmärkten tätig gewesen zu sein. Mehrere Aufenthalte in Aussee lassen sich auch in seiner Dresdner Zeit nachweisen: So kaufte er 1735 vom Salzfertiger David Wolf um 5200 Gulden die so genannte „Steinmühle“ am Meranplatz in Aussee, die er bis 1753 besaß. Zusätzlich verfügte der Mühlenfachmann seit 1744 über das sicherlich einträgliche Amt des Königlich Polnischen Mühlenkommissars, seit 1754 betrieb er sogar eine Mühle in Marienmont (bei Warschau) auf seine und seines Sohnes Lebenszeit.

Die Nähe zum Hof führte dazu, dass Fröhlich beträchtliches Kapital anhäufen konnte und in die Entscheidungen des Hofes, aber vor allem in das informelle Netzwerk des Hofes eingebunden war. Das 1755 erbaute und an der Augustbrücke von Dresden – ein prominenter Bauplatz – gelegene Wohnhaus, bald von den Anwohnern „Narrenhäusl“ genannt, zeigt seinen besonderen Rang innerhalb der Stadt. Fröhlich verstand es, seine Position zu nutzen; Bittsteller, die bei Hof etwas erreichen wollten, antichambrierten bei ihm. In einem 1742 gedruckten Geburtstagsgedicht heißt es, Fröhlichs Bestreben recht deutlich beim Namen nennend: „Vom Gelde hältst Du sehr viel, Weil reich zu seyn Dein Zweck und Ziel.“

Fröhlich verstand es von Berufs wegen, sich in Szene zu setzen. So ließ er 1729 in Salzburg einen Stich anfertigen, auf dem er in Ironisierung der zeitgenössischen weitschweifigen Titelanreden als „nichts vester und unwürdiger Burgermeister von Narrendorff an der Elbe, berühmter Taschen Spieler, Bestraffer aller Hundeverbrechen, Oberster aller Bernheiter, Ausschuß aller Flegel, Haupt Schwein in Fressen und Sauffen, Stinckender Lufft Balsamierer,

Zolleinnehmer der Mauleschellen und Nasen Stüber, Geordneter Richter aller Narren, Erb- und Gerichts Herr aller Hundsfütterey, wie auch Ritter vom Goldenen Sporn“ firmiert.

Ein stilistisch virtuos verfasster „Schnorrbrief“ an den Kurfürsten und polnischen König, worin Fröhlich um die Tilgung seiner Schulden und um ein Pferd bittet, zeigt die zwischen Kalkül, Unterhaltung und Provokation eines „Mächtigen“ angesiedelte Strategie des Hofnarren, die insgesamt von finanziellem Erfolg gekrönt war. Fröhlich übertreibt einleitend seine Treueschwüre und betont augenzwinkernd, „daß keine Seemuschel oder Auster in dem tiefen Meeresgrunde so feste an den Felßen angewachßen und sich daran halten kan, als mein Hertz an der felßenfesten Gnade ehrwürdiger Mayestät hanget.“ Nach einer beredten Schilderung seiner Not-situation kommt er zur raffiniert vorgetragenen „Bitte“, um nicht zu sagen Forderung nach Geld: „Ich bitte ja gar zu entsetzlich sehr, ehrwürdige Mayestät gewähren mich doch meiner Bitte, wenn es möglich ist noch heute, denn ich bin ärger, als mein kleiner Printz, wenn der was haben will, so zerzt er solange, bis ichs ihm gebe.“

Joseph Fröhlich war zu seiner Zeit eine stadtbekannteste Figur in Dresden, zahlreiche Geschichten ranken sich um seine Person, die heute in ihrer Historizität nur schwer überprüfbar sind. Charakteristisch für dieses Pendeln zwischen Fiktion und Faktizität scheint, dass man bereits im 18. Jahrhundert über seinen Tod in Warschau 1757 schrieb: „Er soll, wie man sagt, in Warschau für Lachen gestorben seyn.“

Hofnarren oder auch Hofzwerge als Ausdruck von Luxus und Demonstration von Reichtum waren bis 1750 recht häufig. So hielten sich etwa die Salzburger Erzbischöfe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Hofzwerge, der über einen eigenen Leibdienten verfügte; der Admonter Abt besaß etwa noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen eigenen „Zwergl“, den er opulent mit Kleidern ausstaffieren und von seinem Hofkünstler Thaddäus Stammel sogar lebensgroß in Holz fertigen ließ. Das Ende der Hofnarrenära wurde einerseits durch die aufklärerische Kritik an dieser „volkstümlichen“ Institution bei Hof eingeläutet, andererseits ver-

kleinerte der aufgeklärte Absolutismus den großen Hofstaat aus Sparsamkeitsgründen, wie Friedrich der Große schrieb, beträchtlich: „Ein verschwenderischer Fürst gleicht einem Körper mit stets verdorbenem Magen, der mit Gier isst, dem aber selbst die nahrhaftesten Speisen nicht nützen.“ Die Hofnarren kamen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich aus der Mode und gerieten beinahe zu einem höfischen Makel. Voltaire beschrieb etwa die aus seiner Sicht bedauernswerten Verhältnisse an den deutschen Höfen: Die Hofnarren „waren dort noch sehr in Mode; das ist ein Rest von Barbarei, die in Deutschland viel länger währte als anderswo.“

Joseph Fröhlich musste aus seinem „vorrätigen Spaß“ die Dresdner Hofgesellschaft unterhalten, was Geschicklichkeit und großen Wortwitz erforderte, sein Hauptgeschäft bei Hof dürfte aber das virtuos dargebotene Taschenspiel gewesen sein. Der Umgang des Hofes mit den „Narren“ war insgesamt von Brutalität gekennzeichnet. Joseph Fröhlich etwa wurde 1730 mit einem Seil am Dresdner Schlossturm hochgezogen und von den Leuten mit rohen Eiern beworfen oder auch mit einer Rinderhaut „geprellt“ (hochgeworfen). In einem Brief von 1731 an den damals bereits kranken August den Starken spielt Fröhlich – wenn auch ironisch – unter anderem auf seinen Ganzkörpereinsatz als Hofnarr an. „Bey dero höchsten Ankunfft dann, mir von Herzen sogleich ein paar Maulschellen werde ausbitten, damit ich verspühren kan, wie eure Majestät an Kräfte zugenommen.“

Fröhlichs Einsatz blieb finanziell nicht unbelohnt. Das nach seinem Tod erstellte Inventar führt auf 127 Blättern circa 1000 Posten auf, die einen Einblick in die Vermögenslage Fröhlichs erlauben. Das in Dresden erbaute „Narrenhäusel“ schlug etwa mit 7000 Taler zu Buche. Neben einem großen Kleiderfundus fanden sich im Inventar 28 Bilder, teures Meißner Porzellan, Taschenspieler- und Zahnwerkzeuge, Jagdutensilien oder eine große Anzahl von höfischen Kleidern verzeichnet. Fröhlich besaß allein zwölf „alte Beutel- und Zopf Peruquen und 21 diverse Stutz Peruquen“. Vor allem seine Bibliothek erlaubt eine genauere Vorstellung vom geistigen Horizont des Taschenspielers. Die 142 im Inventar erfassten

Bücher thematisieren Mühlen- und Wasserbaukunst, Anatomie und Medizin, Genealogie, aber auch Lebensbeschreibungen von Regierenden. Besonders fasziniert – sicher auch berufsbedingt – war Fröhlich vom Thema Narren und der eng damit verbundenen Zwergenliteratur. Das *Lob der Torheit* des Erasmus von Rotterdam oder Bücher von Abraham a Santa Clara finden sich deshalb ebenso in Fröhlichs Bibliothek wie eine deutsche Ausgabe des *Don Quichotte* von Miguel de Cervantes. Auch Fachbücher wie Atlanten oder Tafelwerke über „Mühl- und Waßer Wercke“ scheinen im Inventar auf. Die vier Erben – die Witwe, ein Sohn aus zweiter Ehe sowie Tochter und Sohn aus erster Ehe – stritten sich dann auch mehrere Jahre um dieses ansehnliche Erbe, bevor es 1766, neun Jahre nach dem Ableben des Hofnarren, zu einem Vergleich kam.

„Semper Fröhlich, nunquam traurig!“ – dieser programmatische Wahlspruch Fröhlichs verrät viel von einer Person, die sich, aus kleinen Verhältnissen kommend, mit Erfolg und Nachdruck in einer fremden Umgebung durchzusetzen verstand. Joseph Fröhlich brach mit seinem Verhalten die höfische Gesellschaft zwar auf, andererseits stabilisierte er, als ein treuer Diener seines Herrn, die Herrscherrolle „seines“ Kurfürsten. Fröhlichs grobe Späße und sein Beruf als „Hofnarr“ stehen am Ende einer langen Entwicklung, die in eine Kanalisierung des anarchischen Lachens bei Hof mündete, oder am Beginn einer bürgerlichen Kultur des Komischen, wie sie in Hanswurst und Kasperl bis heute weiterlebt. Fröhlich konfrontierte den sozial hochgestellten Hof mit den „Niederungen des Lebens“, mit den Körpergerüchen und dem derben Gelächter des Volkes. Seinem Rollenverständnis nach war er ein moderner Entertainer, der mit ständigem Rollenwechsel, mit großer Intelligenz und hoher handwerklicher (Müller- und Zauber-)Kunst eine Nische besetzen konnte, die ihm als „ständiger Gast“ bei Hof außerordentlich gute Verdienstmöglichkeiten und Einfluss bot.

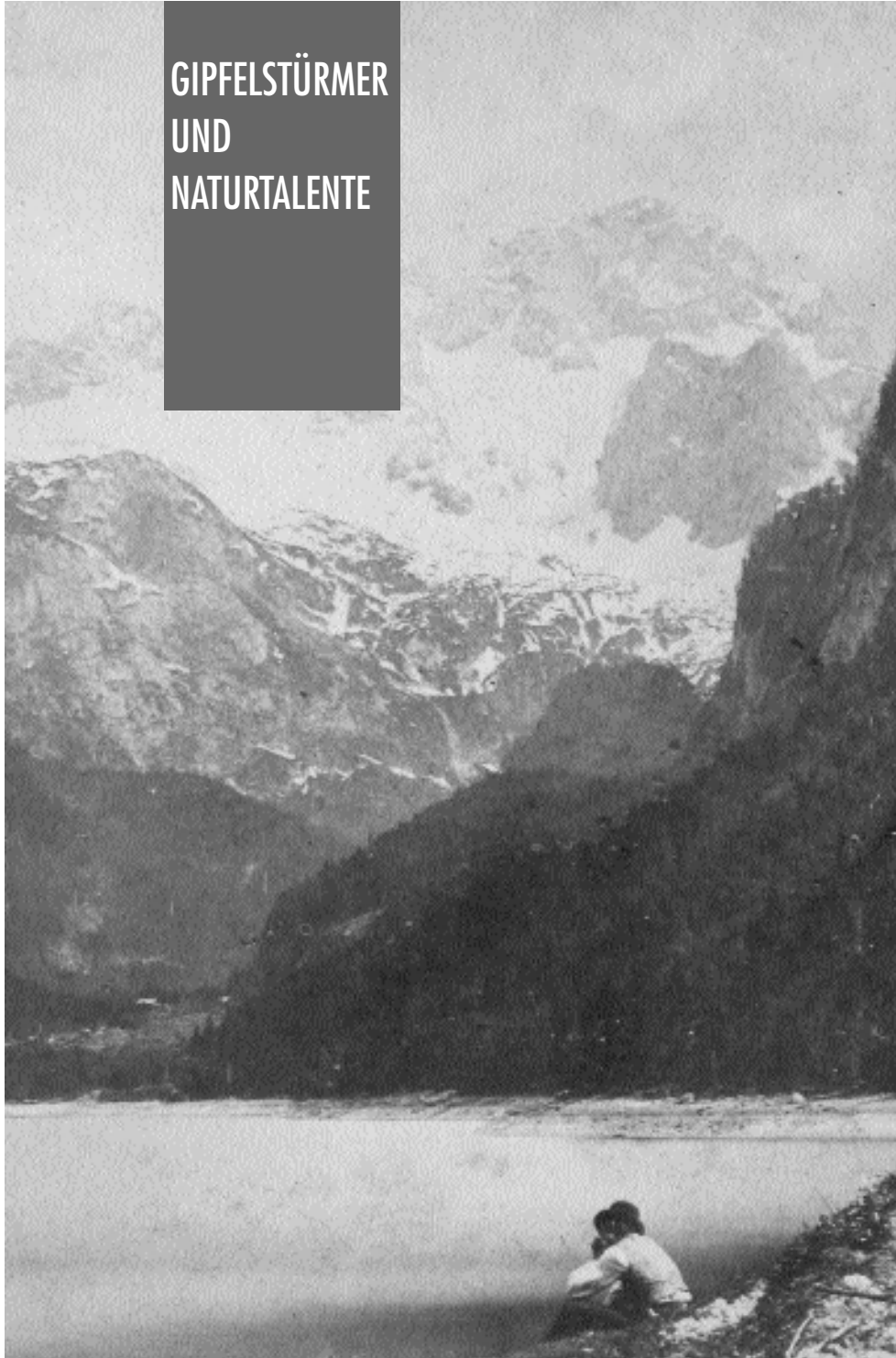
Der berühmte englische Reiseschriftsteller Bruce Chatwin beschrieb in seinem Roman *Utz* einen vom kommunistischen Staat zunehmend in die Enge getriebenen kauzigen Prager Porzellansammler, der aufgrund seiner ererbten Porzellansammlung an der

Emigration in den Westen gehindert wurde. Eine äußerst lebendige Figurengruppe hatte es Kaspar Baron Utz dabei besonders angetan: „Und nun sehen Sie sich diese komischen Kerle an!“ sagte Utz und strich einem grotesken Hanswurst über die Wange. „Das ist der Hofnarr Fröhlich. Und das ist Postmeister Schmeidl [!].“ Die beiden Clowns pflegten bei königlichen Banketts aufzutreten und brachten alle den ganzen Abend lang zum Lachen. Utz fand sie in Porzellan so komisch, wie sie vermutlich im wirklichen Leben waren. Schmeidl, sagte er, habe schreckliche Angst vor Mäusen gehabt. Deshalb habe Kändler [!] sich entschlossen, den Hofnarren dabei zu porträtieren, wie er seinen Freund mit einer Mausefalle hängelte.“ Joseph Fröhlich, einer der angesprochenen „Clowns“, hätte sich, nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen, über diese literarische Verewigung gefreut. So viel scheint sicher.

LITERATURVERZEICHNIS

Bruce CHATWIN, Utz. München ⁹2001; Carl Friedrich FLÖGEL, Geschichte der Hofnarren. Liegnitz 1789; Franz HOLLWÖGER, Josef Fröhlich (1694–1757) aus Aussee. Der Hofnarr Augusts des Starken. In: Blätter für Heimatgeschichte 23 (1949), 11–20; Werner MEZGER, Hofnarren im Mittelalter. Vom tieferen Sinn eines seltsamen Amts. Konstanz 1981; Beatrix MÜLLER-KAMPEL, Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert. Paderborn 2003; Karl PÖRNBACHER (Hg.), Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tyrolers von Ried im Zillertal, oder Das wunderbare Schicksal. Geschrieben in den Zeiten der Aufklärung. München 1964; Rainer RÜCKERT, Der Hofnarr Joseph Fröhlich. Taschenspieler und Spaßmacher am Hofe Augusts des Starken. Offenbach 1998; Martin SABROW, Herr und Hanswurst. Das tragische Schicksal des Hofgelehrten Jacob Paul Gundeling. Stuttgart/München 2001; Martin SCHEUTZ, Taschenspieler und Fädenzieher. Politische Bemerkungen eines Spaßigen. Der Aussee Joseph Fröhlich (1694–1757) am sächsischen Hof. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 89–90 (1998/1999), 129–164 [genaue Literaturhinweise zu Fröhlich siehe dort]; Otto G. SCHINDLER, „Der berühmte Piemontese genannt Tabarino“. Quacksalber am Wiener Allerheiligenmarkt und Komödiant am Kaiserhof. In: Gerda BAUMBACH (Hg.), Theaterkunst & Heilkunst. Studien zu Theater und Anthropologie. Köln 2002, 129–144; Bernhard SCHNEPEL, Narren: Versuch einer Typologie. In: Werner BÜTTNER/Traudl MARX/Linda MCCUE/Erhard SCHÜTTPELZ (Hg.), Geist, Bild und Narr. Zu einer Ethnologie kultureller Konversionen. Berlin/Wien 2001, 97–118; Carl WILLNAU [Carl Wilhelm NAUMANN], Hofnarr Fröhlich. Die ergötzliche Chronik seines Lebens. Rudolstadt ²1954 [¹1943].

**GIPFELSTÜRMER
UND
NATURTALENTE**



**am dach der salzkammergut-welt
die alpinen, wissenschaftlichen und künstlerischen
unternehmungen des friedrich simony**



Simony, ein Gentleman-Bergfex

Eine Bergtour im Winter bedeutete Mitte des 19. Jahrhunderts den sicheren Untergang. Dennoch setzte sich Friedrich Simony in den Kopf, im Winter des Jahres 1842 in die Hochlagen des Dachsteins aufzusteigen. Gerade in diesem Jahr schien die Tour als völlig wahnwitzig: Ununterbrochene Schneefälle von den ersten Oktobertagen bis Anfang Dezember hatten die Schneedecke im Hochgebirge stark anwachsen lassen. Plötzlich einfallender Nebel oder nicht vorhersehbarer heftiger Schneefall konnten den Rückweg ins Tal versperren. Vor allem aus Furcht vor den bitterkalten Temperaturen wagten es die Einheimischen nicht, auf das winterliche Hochplateau zu steigen. Eine Bergfahrt, ausgeheckt von einem Lebensmüden – so lautete der Tenor im Markt Hallstatt.

Es war aber nicht das erste Mal, dass die einheimische Bevölkerung starke Zweifel am „gesunden“ Menschenverstand von Friedrich Simony hegte. Dieser war nämlich bereits im September 1840 erstmals ins Salzkammergut gereist, um endlich auf ein richtiges Hochgebirge zu steigen. Man lächelte mitleidig über diesen Wunsch des 27-jährigen Nordböhmens, der aus einer Gegend stammte, die alles andere als alpin war. Der Gipfel des Hohen Dachstein (2993 m) war erst acht Jahre zuvor vom Filzmoser Peter Gappmayer erstbestiegen worden. Der Versuch eines „Flachländers“, den höchsten Berg der nördlichen Kalkalpen zu besteigen, bot dem Klatsch der Hallstätter verständlicherweise genügend Stoff. Der Skepsis der Einheimischen zum Trotz bestieg Simony 1840 den Hohen Gajdstein (2792 m) und erblickte erstmals das Karls-Eisfeld, den heutigen Hallstätter Gletscher. Dieses Eisfeld wurde zu Ehren Erzherzog Karls benannt, der es im August 1812 in Augenschein genommen hatte.

Der Anblick von weißem und blauem Gletschereis, dem grauen verkarsteten Kalkgestein, teils nackt oder bedeckt von spärlicher alpiner Vegetation, muss in Simony einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Das Dachsteingebirge ließ ihn nicht mehr los, zwei Jahre später, am 8. September 1842, erreichte er erstmals dessen höchsten Punkt. Es war die insgesamt sechste Dachsteinbesteigung, die zweite von der Ostseite, aber die erste Überschreitung von Ost nach West. Drei Monate nach dieser Tour war nach Vorstellung Simonys die Zeit reif für die erste wissenschaftliche Inspektion des Dachsteingletschers im Winter.

Spätestens seit der Naturforscher Horace-Bénédict de Saussure 1760 in Genf ein Preisgeld für den Weg auf den 4807 Meter hohen Mont-Blanc ausgeschrieben hatte, stand das Erklimmen hoher Berge auch im Interesse der Wissenschaft. De Saussure musste aber 26 Jahre warten, ehe der Medizinstudent Michel-Gabriel Paccard und der Kristallsucher Jacques Balmat einen Weg durch den Gletscherbruch zum Gipfel fanden. Im August 1787 konnte ihn schließlich de Saussure selbst erklimmen. Ausgerüstet waren die frühen Alpinisten mit langen Alpenstöcken, Stangen und Leitern, aber ohne Seil und Pickel, dafür mit schweren physikalischen Messinstrumenten. Unter erheblichen Kopfschmerzen untersuchte de Saussure Temperatur und Luftdruck, er füllte die Höhenluft in Flaschen und maß die Pulsfrequenz seiner Begleiter. Durch die barometrische Höhenmessung bestimmte er den Mont-Blanc als höchsten Berg Europas. Neben den klimatologischen Verhältnissen der Alpen richtete sich seine Aufmerksamkeit auch auf die Geologie und Pflanzengeografie.

Sohn Nicolas Théodore de Saussure trat in die Fußstapfen seines Vaters und führte die Alpenforschungen mit Schwerpunkt Pflanzen fort. Ihm zu Ehren gab man der Pflanzengattung Alpenscharte den wissenschaftlichen Namen *Saussurea*. Eine Art dieser Gattung wächst verstreut zwischen Steinrasen oder Felsschutt auch auf der Hochfläche des Dachsteins. Die Rede ist von *Saussurea pygmaea* (Zwerg-Alpenscharte), einer blauvioletten, zottig behaarten, etwas unscheinbaren Pflanze.

Es ist heute schwierig nachzuvollziehen, welches Wagnis es für Friedrich Simony und seinen Bergführer Johann Wallner bedeutete, als sie am 6. Dezember 1842 um elf Uhr vormittags Hallstatt hinter sich ließen und ins tief verschneite Dachsteingebirge aufstiegen. Simony selbst bezeichnete das Vorhaben als kühn und höchst abenteuerlich. Schließlich wusste man wenig über die Auswirkungen eines winterlichen Aufenthaltes im Hochgebirge auf den menschlichen Organismus. Man hatte auch keine Vorstellung von den im Gebirge herrschenden Lufttemperaturen, außer dass sie unerträglich tief sein mussten. Dass eine Übernachtung im Schnee nicht zwingend tödlich enden musste, war seit einem unfreiwilligen Erlebnis von Jacques Balmat bekannt. Bei einer seiner Erkundungen nach einem Weg auf den Mont-Blanc wurde er beim Abstieg von Dunkelheit, Nebel und Hagelschauer überrascht und überlebte eine sehr kalte Nacht ohne anhaltende körperliche Folgeschäden. 1775 ist somit das Jahr des ersten dokumentierten Hochgebirgsbiwaks: ein Umstand, der sich psychologisch positiv auf Simony und Wallner auswirken musste.

Anfangs verlief der Weg bei geringer Schneehöhe durch das Echerntal über die Waldbachleiten bis zur sogenannten Jägerast ganz gut, ab der Tropfwand wurde er jedoch schmal und führte in eine Schlucht. Hier begannen die ersten Schwierigkeiten. Durch die Sonneneinstrahlung lösten sich gewaltige Eiszapfen von der Felswand und stürzten zu Boden. Der Weg musste auf der gegenüberliegenden Seite der Schlucht fortgesetzt werden, wo aber das Gelände ungleich schwieriger war. Tief verschneit lagen tisch- bis zimmergroße Felsblöcke über- und nebeneinander. Und fast noch schlimmer – die zwischen den Felsen liegenden Hohlräume wurden durch die Schneedecke unkenntlich und so zu heimtückischen Fallen. Es muss ein eigenartiges Schauspiel gewesen sein, als Simony und Wallner sich durch dieses Gelände kämpften, mehr an Betrunkene erinnernd als an Alpinisten. An vermeintlich flachen Stellen rutschte der Fuß ab, und allein der Zufall entschied, in welche Himmelsrichtung sie zu Boden geworfen wurden. Es kostete viel Kraft, den Bergkameraden samt schwerem Rucksack aus den Gesteinsblöcken wieder herauszuziehen. Wenn Simony und Wallner nicht

gerade feststeckten oder stürzten, so „pflügten“ sie teilweise bis zur Brust versinkend im tiefen Neuschnee durchs Gelände. Den Weg durch die Grubschlucht bewältigt man normalerweise in 15 Minuten, Simony und Wallner benötigten dafür eine volle Stunde.

Die beiden merkten bald, dass sie einen sehr langen und beschwerlichen Weg vor sich hatten. Mehrere Male setzten sie sich müde und mutlos in den Schnee; Zweifel über das Gelingen des Unternehmens machten sich breit. Aber der Stolz des Bergführers Johann Wallner und der Ehrgeiz des Wissenschaftlers Friedrich Simony ließen eine Umkehr nicht zu. Zudem wollte man sich nicht dem Spott der Hallstätter aussetzen, die den beiden das Scheitern der Tour ohnehin prophezeit hatten.

Mit Schneereifen an den Füßen folgten sie den Wildspuren und trafen nach beinahe achtstündiger Wanderung und bei völliger Dunkelheit in der Wieselpe ein. Man wählte eine gegen den Nordwind gut geschützte Almhütte und sammelte das Brennholz aus den umliegenden Hütten. Wallner schmolz Schnee, Simony bereitete etwas zu essen. Um acht Uhr abends maß Simony eine Lufttemperatur von knapp -4°C . Den Anstrengungen des Tages zum Trotz erklimmen sie in dieser klaren Mondnacht noch den vordersten der Lahnböckkögel.

Komfortabel war die Unterkunft in der Hütte nicht, vor allem aufgrund der eingeschränkten Bewegungsfreiheit, die auf die Maße des Bettes (1 x 1,5 m) sowie auf dessen Positionierung direkt unter dem Hüttendach zurückzuführen ist. Zwischen Körper und Dach hätte kaum eine wärmende Decke Platz gefunden, allein durch eine absolute Ruhestellung des Kopfes ließen sich schmerzhaft Bekanntschaften mit dem Dach vermeiden. Die Bettstatt dürfte dann doch ihren Zweck erfüllt haben, denn bald fielen Simony und Wallner in tiefen Schlaf.

Plötzlich begannen die alten Dachstuhlbalke laut zu ächzen und drohten augenblicklich zu zerschmettern. Es dröhnte und polterte, die Hütte erbebte. Das Getöse war umso betäubender, als sich sein Ausgangspunkt nur wenige Zentimeter über dem Kopf der Ruhenden befand. Nach wenigen Sekunden war der Spuk vorbei, es

herrschte wieder völlige Stille. Nachdem sie ihren ersten Schock überwunden hatten, fanden Simony und Wallner die Ursache des Bebens: eine Dachlawine, die wegen der Wärme im Inneren der Hütte abgegangen war.

Um drei Uhr morgens betrug die Außentemperatur -10°C , das Frühstück folgte um vier und der Aufbruch zur Tour um fünf Uhr.

Der Schnee war hart. Mit den Schneereifen sank man kaum ein, es ging flott voran. Durch den Mitterweg erreichten sie die obere Wieselpe, nur die Dachgiebel ragten aus den Schneemassen hervor. Den Sonnenaufgang erlebten sie auf der Ochsenwieshöhe. Anfang November hatte Simony hier Signalstangen für die Gletscherbeobachtung deponiert, nach denen Wallner mit einer mächtigen Schneeschaukel suchte. Mit drei Stangen setzten sie den Weg zum Schöberl fort.

Dieser Weg wurde mühsamer: Einerseits boten die steilen, hart gefrorenen Schneehänge den Schneereifen keinen Halt, weshalb durch Wenden des stahlbeschlagenen Stockes Stufen geschaffen werden mussten. Andererseits rutschte man auf Hängen mit lockerem, vom Wind angeblasenem Schnee mit jedem Schritt wieder zurück. Mit Schiern wäre die Fortbewegung sicher einfacher und schneller gewesen. Es sollte aber noch Jahrzehnte dauern, ehe im Alpenraum die damals noch überlangen Schier aus Norwegen eingeführt werden sollten.

Eine zweite Lawine löste sich, diesmal an einem nord- oder nordostexponierten Hang, flach genug zum Ablagern mächtigen Triebsschnees, steil genug zum Überschreiten des kritischen Reibungswinkels. Als die beiden Alpinisten den Hang schon überwunden zu haben glaubten, begann der Schnee unter dem Gewicht Wallners plötzlich zu gleiten. Er stürzte dabei mit den lockeren Schneemassen über eine vier Meter hohe senkrechte Wand, und nach einer Talfahrt von siebzig Metern kam die Lawine in einem Felskessel zum Stillstand. Durch die abrutschenden Schneemassen verlor auch Simony, der knapp oberhalb seines Bergführers stand, den Halt und kam ins Rutschen. Simony fiel dabei so unglücklich,

dass er für kurze Zeit das Bewusstsein verlor. Glücklicherweise erholte er sich rasch und konnte sich unverletzt aus den Schneemassen befreien. Wallner hingegen war verschüttet; nur die Schneeschaukel, die er als Stock benutzt hatte, überragte die Schneemassen. Simony, der die Schaufel aus dem Schnee ziehen wollte, spürte Widerstand: Wallner hielt an der Schaufel fest. Schließlich konnte Simony seinen Kameraden aus dem Schnee freischaufeln und ihn unverletzt bergen.

Nachdem Simony und Wallner die Haue, Stangen, Stöcke und ihre Hüte wieder gefunden hatten, versuchten sie erneut, den Hang zu überwinden. Um elf Uhr hatten sie ihr Ziel erreicht, sie standen am Fuße des Schöberl in einer Höhe von 2244 Metern.

Nun sah sich der Wissenschaftler Simony auf den Plan gerufen. Völlig überrascht stellte er eine Lufttemperatur von nur $-2,5^{\circ}\text{C}$ fest – erstaunlich warm für einen Winter in dieser Seehöhe. Die Warnung vor der außerordentlichen Kälte, die er zum Teil auch erwartet hatte, bewahrheitete sich also nicht. Simony stellte die Stangen auf dem Karls-Eisfeld auf, indem er sie in einem Abstand von fast sechzig Metern so tief wie möglich in den Schnee rammte und verzeichnete. Dadurch konnte er nachweisen, ob und wie weit der Gletscher während des Winters vorstößt. Und 1842 stieß der Hallstätter Gletscher noch vor. Friedrich Simony erlebte zwar die Dachsteingletscher an ihrem Höhepunkt um 1856 noch, musste aber zugleich ihren Schwund dokumentieren. Simony wollte weiters den Einfluss der Bodenwärme auf ein mögliches Abschmelzen an der Gletscherbasis untersuchen. Zu diesem Zweck folgte er dem Gletscherrand vom Schöberl abwärts, bis er eine Gletscherhöhle erreichte. Die äußere Form der Höhle hatte Simony schon am 5. September 1842 skizziert, und nun bemerkte er, dass sie sich bis zu diesem Zeitpunkt nicht verändert hatte.

Nachdem die Lufttemperatur gemessen wurde (-1°C), betraten Simony und Wallner die Höhle und tauchten in eine wahre Wunderwelt ein. Das Eis schimmerte blau, grün und weiß, war von vielen netz- und spinnengewebeartigen kleinen Adern durchzogen und mit Blasen in verschiedenen Größen versetzt. Die vollkommene

Beschaffenheit des Eises erinnerte Simony an einen reinen Bergkristall: Der Großteil der Oberfläche wies glatte konkave Vertiefungen auf, an den Klüften des Gewölbes hingen Eiszapfen, aus der Eiswand ragte teilweise Gesteinsgrus heraus. Am Boden lag stark abgerundetes Geschiebe, eingebettet in einer grauweißen, kreideartigen Masse aus zermalmtem Kalkstein. Sowohl das Eis selbst als auch die kreideartigen Schuttmassen am Boden waren absolut trocken. Der Schluss lag deshalb nahe, dass hier schon lange keine Abschmelzungsprozesse mehr stattgefunden hatten. Die Lichtverhältnisse erlaubten ein Vordringen in die Höhle bis zu knapp sechzig Metern. Der Wissenschaftler Friedrich Simony skizzierte das Innere der Höhle und stellte eine Luft- und Bodentemperatur von 0° C fest. Wie Johann Wallner war er von der Schönheit des blauen Eisdoms hingerissen. Das Bild der Gletscherhöhle sollte Adalbert Stifter, den eine innige Freundschaft mit Simony verband, im *Bergkristall* literarisch verarbeiten.

Nach diesem beeindruckenden Erlebnis traten Simony und Wallner den Rückweg an. Auf dem Taubenkarkamm verzehrten sie den restlichen Proviant und Wein. Über die steilen Abhänge wurde mit Hilfe des Stockes „abgefahren“, und bei Abenddämmerung erreichten die beiden die Hütte. Diesmal schlief Simony im Bett und Wallner auf einer ausgehobenen Stalltüre, so nahe wie möglich am Herd.

Nach den erfolgreichen alpinistischen und wissenschaftlichen Leistungen kam nun auch die künstlerische Seite in der vielschichtigen Person Friedrich Simonys zum Vorschein. Für sein Vorhaben, das Dachsteingebirge im Winterkleid zeichnerisch festzuhalten, schien ihm die Aussicht vom 1979 Meter hohen Zwölferkogel wie geschaffen. Der Aufstieg dauerte dreieinhalb Stunden, von denen Wallner zwei Stunden lang eine verdorrte Zirbe aufwärts schleppte. Von Hallstatt aus gut sichtbar, stellte er sie als Beweis ihrer erfolgreichen Expedition am Gipfel auf. Am winterlichen Panorama zeichnete Simony eineinhalb Stunden lang, bei einer Lufttemperatur von knapp über 1° C. Die während dieser dreitägigen Bergfahrt gemessenen Lufttemperaturen unterschieden sich nicht

sehr von jenen in Hallstatt. Um die Mittagszeit herrschten im Gebirge sogar höhere Temperaturen als im Tal. Beim Abstieg erreichten sie nach eineinhalb Stunden die Wieselpe und nach weiteren zweiinhalb Stunden Stadlers Wirtshaus in Hallstatt.

Weitere Winterbesteigungen des Dachsteins erfolgten 1847, den Gipfel bezwang Friedrich Simony erstmals am 14. Jänner. Insgesamt bestieg er den höchsten Punkt des Dachsteinmassivs mehr als elfmal, zuletzt am 7. September 1885 im Alter von 72 Jahren (43 Jahre nach der Erstbesteigung).

Fünzig Jahre lang erschloss Friedrich Simony den Dachstein touristisch wie auch wissenschaftlich. Er brachte Markierungen an Wegen an, baute Notunterkünfte und später Schutzhütten. Mittels Leitern, Eisenzapfen, Ringen und Seilen sicherte er den Weg von der Randkluft zum Dachsteingipfel und baute so den ersten gesicherten Steig in den Ostalpen. 1851 wurde Simony von der Universität Wien zum ersten Universitätsprofessor für Geografie in Österreich berufen, er war Mitbegründer des „Österreichischen Alpenvereins“ (1862) und gilt als Erfinder der wissenschaftlichen Zeichnung in der Geografie. Er hinterließ zahlreiche grafische Darstellungen des Dachsteins (Panoramen, Profile, Zeichnungen, Fotografien), schriftliche Publikationen (Geologie, Gletscher, Meteorologie, Tier- und Pflanzenwelt) sowie Vorträge und Schriften zum Schutz des Waldes. Als wissenschaftliches und künstlerisches Lebenswerk gilt seine Dachsteinmonografie, die er mit Hilfe seines Sohnes Oskar 1895 abschloss.

LITERATURHINWEISE

August BÖHM, EDLER VON BÖHMERSHEIM, Zur Biographie Friedrich Simony's. Wien 1899; Chris BONINGTON, Triumph in Fels und Eis. Die Geschichte des Alpinismus. Stuttgart 1992; Rudolf LEHR, Der Kampf um den Dachstein. Linz 1972; Rudolf LEHR, Duell mit den Bergen. Linz 1975; Alfred PENCK, Friedrich Simony. Leben und Wirken eines Alpenforschers. Geographische Abhandlungen. Band VI, Heft 3. Wien 1898; Eduard RICHTER, Die Erschließung der Ostalpen. Band 1. Berlin 1893; Franz SPETA/Gerhard AUBRECHT, Ein Leben für den Dachstein. Friedrich Simony – zum 100. Todestag. Linz 1996; Friedrich SIMONY, Auf dem Hohen Dachstein. 4.–6. Tsd. Wien [ca. 1925]; Friedrich SIMONY, Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen. Wien 1895.

wen die götter lieben der alpinist paul preuß



Paul Preuß an der Eilmauer Halt im
Wilden Kaiser

Am 17. Oktober des Jahres 1913 meldete die in Aussee erscheinende *Steirische Alpenpost*: „Der Alpinist und Kletterer Dr. Paul Preuß abgestürzt und tot! Aus dem nahen Gosautale drang am 14. Oktober die Trauerkunde hierher, die umso erschütternder wirkte, als derjenige, den sie betraf, im Ausseer Land vielen persönlich bekannt und bei allen, die mit ihm einmal beisammen waren, äußerst beliebt war. Wohl viele, die die gewagten Touren des nun Verunglückten kannten, prophezeiten ihm oder dachten sich im Stillen, dass der kühne Alpinist wohl einst sein Ende in den Bergen finden werde. Aber dennoch vertraute man immer wieder auf die Gewandtheit und Gewieghheit dieses tüchtigen Felskletterers, der als einer der bekanntesten Alpinisten und Skiläufer der Gegenwart galt und als touristischer Schriftsteller bedeutenden Ruf genoss.“

Wenn im Alpinismus eine Persönlichkeit eine Epoche prägt, dann ist dies nie der Ehrgeizigste, der Wagemutigste, nie einer, der sich des größten technischen Aufwands bediente, sondern immer ein Bergsteiger, der mit seinen Ideen der Zeit voraus ist, diese Idee mit einem Minimum an Hilfsmitteln zu verwirklichen versteht – kurz: ein Visionär! Wie etwa der Franzose Lionel Terray, der Ende der 40er-Jahre des vorigen Jahrhunderts das Wort vom „Bergsteigen als Eroberung des Unnützen“ prägte oder der Tiroler Hermann Buhl in den 50ern, der Italiener Walter Bonatti in den 60ern, der Südtiroler Reinhold Messner in den 70ern oder ein Alexander Huber aus Bayern heute. Oder wie Preuß zu seiner Zeit.

Paul Preuß wurde am 19. August 1886 in Altaussee geboren. Sein Vater Eduard, ein jüdischer Musiker aus Fünfkirchen/Pécs in Ungarn, hatte in Wien Klavier studiert und dort seine Frau Caroline kennengelernt. Die Elsässerin arbeitete als Hausdame in einer Wiener Adelsfamilie, in der Eduard Preuß Klavierunterricht

gab. Im Sommer folgten beide ihrem Arbeitgeber ins Salzkammergut, zunächst an den Traunsee, mit der Fertigstellung der Salzkammergutbahn 1877 dann nach Aussee. Auch dort gab Preuß Klavierunterricht. 1885 erwarben die Eltern ein Haus in Altaussee. In ihm kam Paul 1886 als drittes Kind zur Welt. Krankheiten und eine teilweise Lähmung prägten Kinderjahre zwischen Bett und Rollstuhl. Wieder genesen, begann der junge Paul Rad zu fahren, seinen botanischen Interessen nachzugehen, zu wandern, in die Berge zu steigen. 1897 bestieg er den ersten Gipfel in den Bergen des Salzkammergutes.

Als Preuß zu klettern begann, war das von den Städten ausgegangene „Goldene Zeitalter“ des Alpinismus schon vorbei, waren alle hohen Gipfel der Alpen erklommen. Zuerst mit Hilfe einheimischer Führer, dann ohne sie. Der große Wiener Alpinist Emil Zsigmondy, Vorbild von Preuß, war der wohl bekannteste „Führerlose“ gewesen. Die Bergsteiger suchten nach neuen Wegen und fanden sie in den Wänden der Berge.

Das Unmögliche – die Triebfeder jedes Visionärs

1908 beging Preuß, 22 Jahre alt, die Planspitze-Nordwand im Gesäuse – „meine erste Bergfahrt mit sportlichem Wert!“ Im selben Jahr fuhr er auch zu seinen aufsehenerregenden Touren in den Wilden Kaiser und zum ersten Mal in die Westalpen, nach Zermatt.

Preuß studierte in Wien und München Biologie, promovierte 1911 und trat dann eine Stelle als Assistent am Botanischen Institut der Universität München an. Jede freie Minute aber verbrachte er in Altaussee, schrieb dort seine Tourenberichte, bereitete Lichtbildervorträge vor und trainierte im Haus der Eltern. Seine Klimmzüge an zwei umgedrehten Gläsern auf der Oberseite eines Kleiderkastens wurden viel bestaunt.

Der Sommer 1911 erwies sich als der erfolgreichste im kurzen Leben des Paul Preuß: 93 Gipfel in Nordtirol und den Dolomiten, darunter eine neue Route an einem Turm an der kleinsten der

„Drei Zinnen“. Danach zog es Preuß in die Brentagruppe, zur kühnsten seiner Touren: am Turm der Türme, der himmelragenden Felsnadel des Campanile Basso, auch als Guglia di Brenta bekannt. Dieses Meisterwerk einer Route – senkrechter Fels, logische Linienführung, große Ausgesetztheit – kletterte Preuß frei, ohne jede Seilsicherung im Auf- und Abstieg. Nur in der Wandmitte hielt er kurz an, um ein Stück Papier mit Datum und Unterschrift zu hinterlegen. Mit keiner anderen Erstbegehung hat Preuß seinen Geist, sein Können, sich selbst so klar ausgedrückt wie mit der Ostwand der Guglia di Brenta. Die Tour konnte erst 17 Jahre später erneut begangen werden.

In den Dolomiten traf Preuß einen um sechs Jahre jüngeren Südtiroler Bergführeraspiranten, der ihn vor allzu kühnen Touren warnte. „Aber er hat mir kaum zugehört, ist nach kurzer Zeit weitergestürzt“, erinnerte sich Jahrzehnte später der weltberühmt gewordene einstige Bergführer: Luis Trenker.

„Preuß war und ist bis heute eine Ausnahmefigur“, schwärmt ein Südtiroler unserer Tage, Reinhold Messner. „Er war nicht nur ein exzellenter Kletterer, sondern vor allem auch geistig fähig, das Bergsteigen zu durchleuchten, zu hinterfragen. Er war, zusammen mit dem Engländer Mallory, wohl der erste, der verstand, dass sich das Bergsteigen nur weiterentwickeln könne, wenn der Mensch zumindest teilweise auf technische Hilfsmittel verzichte. Sein Credo aber war die Erkenntnis, dass das Unmögliche die Triebfeder jeder Entwicklung ist. Die Entwicklung des Bergsteigens ist nichts anderes als die Metamorphose des Unmöglichen in den Köpfen der besten Bergsteiger.“

Preuß kletterte nur Touren, die er auch im Abstieg meisterte, akzeptierte Seil und Felshaken nur als Sicherungsmittel für den Notfall. Die einzigen zwei Haken seiner Laufbahn setzte er in der Trisselwand, seinem Altausseer Hausberg. „In der Beschränkung liegt die Kunst des Meisters“, schrieb er in einem Aufsatz. „Der Mensch sollte einem Problem gegenüber wachsen, nicht der technische Aufwand bei dessen Lösung.“ Das unterschied Preuß von den Bergsteigern seiner Zeit. Deshalb focht er auch mit einem anderen

außergewöhnlichen Alpinisten seiner Zeit, dem Deutschen Hans Dülfer, in Vorträgen und Aufsätzen den so genannten „Mauerhakenstreit“ aus. Es kam aber nie, wie viele der Zeitgenossen behaupteten, zu einer Feindschaft zwischen den beiden. Dazu respektierten sie einander zu sehr.

Der Tanz über dem Abgrund

Preuß lebte ein kurzes, erfülltes Leben, das ihn in den rund zwölf Jahren seiner alpinen Laufbahn auf über 1200 Gipfel geführt hat. Paul Preuß, ein von den Bergen Besessener? Gottfried Benn, Arzt und Dichter, aber kein Alpinist, nannte das Bergsteigen „ein am Tode provoziertes Leben“, eine Sucht im weitesten Sinn. Hat Preuß sein Leben die-



ser Sucht geopfert? Ist Bergsteigen also eine Sucht? Wenn ja, ist es Sehnsucht? Ist es Habsucht? Oder Seins-Sucht? Der jugendliche Wunsch jedes Bergsteigers, in seinem Tagebuch möglichst viele Touren, „die man gemacht haben muss“, zu verzeichnen, verblasst mit zunehmendem Alter.

Im Gegensatz zur Habsucht steht die Seins-Sucht, der Wunsch, intensiv zu leben. Diese Lebenssteigerung begründet das euphorische Glück, von dem viele Bergsteiger erzählen. Der Wunsch, diesen Zustand immer wieder zu erleben, könnte als Sucht bezeichnet werden. In seinem Fahrtenbuch vermerkte Preuß knapp vor seinem Tod: „Wir, die wir in den Bergen nicht allein die Schönheit wollen, sondern auch den Kampf und durch den Kampf die Schönheit, die aus unserer eigenen Seele kommt – wir sehen klar und ruhig, dass ein Zufall uns einmal aus Siegern zu Besiegten machen kann. Nur wer dies nicht sehen will, spielt leichtsinnig mit dem Leben. Wer das Spiel klar übersieht und trotzdem ‚ja‘ zu dem

Spiel sagt, den soll man nicht schelten. Es gibt Gewinne, die des höchsten Einsatzes wert sind!“ Paul Preuß büßte diesen Gewinn mit dem Leben. Sein Leichnam wurde erst Tage nach dem Absturz, vom ersten Schnee bedeckt, am Fuße des Mandlkogels im nahen Gosaukamm gefunden. Das Grab liegt im Friedhof von Altaussee, im Schatten der Trisselwand.

Lassen sich Preuß' Worte als Äußerungen eines bergsüchtigen, jugendlichen Stürmers, geschrieben zu einer Zeit, in der Pathos im Bergsteigen gang und gäbe war, interpretieren? Der Arzt Alexander Hartwich, ein Freund von Preuß, verneinte dies: „Kämpfen, stürmen, Festungen erobern, siegen, triumphieren, den Tod verachten – all diese Worte aus der schlimmsten Phraseologie, aus der des Krieges, waren Paul fremd. Genauso fremd war ihm der heute [die Erinnerung an Preuß wurde 1937 geschrieben] vor allem im deutschen Alpinismus so verbreitete Gedanke, man müsse um jeden Preis kämpfen. Und wenn kein Krieg solch heldischer Einstellung Erfüllung bringe, müsse man wenigstens den Kampf in die Berge tragen. Nein, Paul hat diese Berge so einfach geliebt, wie er einfach im Leben war. Ganz einfach selbstverständlich. Wer ihn im Fels gesehen hat, der wusste, dass hier ein junger Mensch an einer ihm lieben und angeborenen Betätigung reine, naive Freude hatte. Sein Klettern war am ehesten dem Tanzen zu vergleichen, so ohne Mühe, so durchaus lustbetont ist es erfolgt!“

Lionel Terray wusste ein Menschenalter nach Paul Preuß nichts von seinem Altausseer Kollegen, als er das Bergsteigen „einen Tanz über dem Abgrund“ nannte. Zu dieser Zeit war Preuß weitgehend vergessen. In der Zwischenkriegszeit, in der österreichische und deutsche alpine Vereine den Arierparagrafen einführten, wurde der Name des Halbjuden Preuß aus den Annalen gestrichen. Nur in Italien lebte auch in der Zeit des Faschismus die Erinnerung an ihn weiter. „Torre Preuß“ taufte italienische Bergsteiger den Turm an der kleinsten der „Drei Zinnen“. Sein Freund und Rivale Tita Piazz benannte 1933 zum 20. Todestag von Preuß eine Hütte unterhalb der Vajolettürme „Refugio Paul Preuß“. Ein Italiener,

Severino Casara, war es, der die erste Preuß-Biografie schrieb, Italiener waren es, die Preuß den Ehrennamen „il cavaliere delle montagne“ verliehen.

Sind nicht auch die Worte von George L. Mallory eine Bestätigung der Bedeutung von Preuß? Der englische Alpinist – knapp zwei Monate älter als der Altausseer und seit seinem geheimnisumwitterten Tod 1924 am Mount Everest eine Bergsteigerlegende – bekannte einst, „dass niemand je den Paul Preuß überholen wird!“ Messner über Preuß und Mallory: „Mit 27 Jahren war Preuß auf dem Höhepunkt seiner Kletterkunst. Mit 35, mit 40 Jahren wäre er in eine andere Dimension aufgestiegen und ich schließe nicht aus, dass er sich – wie Mallory am Everest – am Nanga Parbat versucht hätte, vielleicht sogar zum Gipfel gegangen wäre.“ Messners Worte sind Hypothese, in der Realität hätte Preuß als Halbjude im deutschsprachigen Alpinismus der 30er-Jahre nie eine Chance bekommen, in den Himalaja zu fahren.

Das Vermächtnis von Paul Preuß

Es ist kein Zufall, dass Preuß auch im *Österreichischen Biographischen Lexikon der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* aufscheint. Man kann mit einiger Sicherheit annehmen, dass eine große berufliche und wissenschaftliche Karriere auf Preuß wartete. Schließlich war er als Mitglied der ersten österreichisch-ungarischen Südpol-Expedition 1914 vorgesehen. Die Schüsse von Sarajewo bedeuteten das Ende dieses Unternehmens.

Dr. Günther Freiherr von Saar, einer der besten Felskletterer jener Zeit, der nur hinter Preuß als Seilzweiter geklettert war, schrieb 1914 in einem Nachruf: „Paul hoffte, in naher Zukunft die Universitätslaufbahn einschlagen zu können, aber er hat sich neben dem Klettern auch für alle anderen Sportarten interessiert. Er war ein exzellenter Schach- und Tennisspieler und ein vorzüglicher Fechter. Er beherrschte vier Sprachen, war zudem ein vorzüglicher Pianist – wohl das Erbe seines Vaters – ein durch und durch musischer Mensch also.“

Ein halbes Jahrhundert nach dem Tode von Preuß, in einer Zeit grenzenlosen Einsatzes technischer Hilfsmittel wie Felsbohrmaschinen und Strickleitern, besannen sich die Bergsteiger eines Besseren und leiteten eine Trendwende ein. Begonnen hat sie in den Vereinigten Staaten, obwohl niemand in der Neuen Welt von Preuß wusste, niemand ahnte, dass die Anfänge des „free climbing“, des Kletterns ohne jede Hilfsmittel, in der Alten Welt, in der Welt des Paul Preuß wurzelten.

Die höchsten und schwierigsten Wände, die schönsten und größten Berge, sie sind letzten Endes nur tote Materie. Der Mensch benützt sie. Er dringt in ihre Welt ein, weil er in ihrer Großartigkeit, in der Ursprünglichkeit der Schöpfung die Chance hat, sich selbst zu verwirklichen. Paul Preuß hat diese Chance genützt. Trotz der wenigen Jahre, die ihm vergönnt waren. Preuß war kein Genie, meint selbst sein Verehrer Reinhold Messner, er war in den Bergen nur gewachsen und gereift – als Kletterer und als Mensch. Große geheimnisvolle Berge, die zur Tat herausfordern, sie sind das Vermächtnis des alpinen Visionärs Paul Preuß!

LITERATURVERZEICHNIS

Reinhold MESSNER, Paul Preuß. München 1996; Reinhold MESSNER (Hg.), Freiklettern mit Paul Preuß. München 1986; „Wen die Götter lieben – Der Alpinist Paul Preuß“. Fernsehdokumentation von Lutz MAURER (Österreich 2003); Lutz MAURER, Il cavaliere delle montagne – Paul Preuß. In: narrenspiegel – Kulturzeitschrift (Bad Aussee 2003).

**landwirtschaft aus dem lehrbuch
paul adler und sein leben
für den bäuerlichen fortschritt**



Agrarisches Multitalent Paul Adler

Paul Adler lebte von 1770 bis 1843 in Mühlreith im heutigen Gemeindegebiet von Pichl-Kainisch (bei Bad Aussee). Über den fortschrittlichen Bauern und Agrarreformer finden sich schon zeitgenössisch viele Berichte. So heißt es etwa in einer Beschreibung des Herzogtums Steiermark von Georg Göth aus den 1840er-Jahren: „[...] der erste, der in diesem Bezirk den Erdäpfelanbau einführte, war der ausgezeichnete Landwirt Paul Adler, vulgo Christoph, Grundbesitzer in Mühlreith. Es war im Jahre 1792.“ Auch Erzherzog Johann fand Gefallen an dem Mann und berichtet 1810 in seinem Tagebuch: „Drey Stundten hielt ich mich bei diesem seltenen Menschen auf und ließ mir alles zeigen. Der Erzherzog fand die besten landwirthschaftlichen Bücher bei ihm, er macht Versuche und wahrlich sein Eifer verdient umso mehr Unterstützung da er mit Vorurtheilen und dem Neid seiner Nachbarn zu kämpfen hat; Er ist der erste, der den Erdäpfelanbau im Größeren betreibt [...]“. Die Verbindung des Erzherzogs zu Adler wurde durch den Salzoberamtmann Josef Lenoble von Edlersberg hergestellt, der für den Erzherzog ein „interessantes“, an Reformen orientiertes Reiseprogramm zusammengestellt hatte.

Der Hinweis auf den „Erdäpfelbau im Größeren“ deutet auf ein brisantes Thema dieser Epoche hin. Schon 1767 erging eine obrigkeitliche Instruktion über den Anbau und die Verwendungsmöglichkeiten der Erdäpfel. In einem Hofdekret von 1788 werden Geldprämien für den Anbau von Erdäpfeln zugesagt. Einen besonderen Anstoß zum Kartoffelanbau brachten erst die Not der Napoleonischen Kriege und die Missernten dieser Jahre. Die Haltung der ländlichen Bevölkerung gegenüber dem Erdäpfelanbau war in dieser Zeit noch überwiegend ablehnend, nicht zuletzt aufgrund der

Meinung, dass – wie etwa eine Wirtschafterin in St.Veit an der Glan betonte – „in Orten, wo viel et oft Erdäpfel gegessen werden, die schädlichsten Krankheiten ausbrechen.“ Empört hielt Adler dieser Kritik entgegen, dass er den ganzen Winter mit seiner vielköpfigen Familie Erdäpfel esse und obendrein noch viel davon verkaufen könne.

Nach der ersten Begegnung 1810 lässt sich die nächste Zusammenkunft mit Erzherzog Johann erst für 1818 und 1819 belegen, als es um die Gründung einer Landwirtschaftsgesellschaft in der Steiermark ging. Paul Adlers langjährige Erfahrungen und genaue Aufzeichnungen im Bereich Erdäpfel-, Getreide- und Obstbau in der rauen Gegend des steirischen Salzkammergutes, im Bereich der Bienenzucht und in der Sammlung sowie Verarbeitung von Wolle machten ihn zu einem besonders wertvollen Mitglied dieser Gesellschaft. Auch dienten seine schriftlichen Unterlagen mehrmals als Grundlage für Eingaben und Anträge, um das Los der lokalen Bauern zu erleichtern und deren Existenz abzusichern. Erzherzog Johann hatte bei der Förderung der Landwirtschaft wohl ein monarchieweites wirtschaftspolitisches Konzept im Auge, nach dem eine Aufgabenteilung zwischen den Alpenländern (bevorzugt mit Viehzucht und allen Nebenprodukten) und den fruchtbaren Anbaugebieten in Ungarn, Niederösterreich oder Böhmen (bevorzugt Getreide) erfolgen sollte. Es war nicht von ungefähr Paul Adler, dem er für die Gröbminger Filiale der Landwirtschaftsgesellschaft die Verteilung von Zuchtstieren übertrug. Aus der freundschaftlichen Anrede in seinem Briefwechsel mit Erzherzog Johann ist auch ein besonderes Naheverhältnis zwischen beiden herauszulesen, das sich auch darin zeigt, dass Paul Adler zur Einweihung der Brandhofkapelle am 24. August 1828 mit den Honoratioren der Steiermark eingeladen war und einen zentralen Platz an der Festtafel einnahm.

Die Lebenszeit Paul Adlers umfasst das Ende des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gewaltige wirtschaftliche und politische Umbrüche kennzeichneten diese Epoche. Auch in der Landwirtschaft blieben entsprechende Umwälzungen nicht aus. Gab es an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch genügend

menschliche Arbeitskraft, so kamen doch, besonders aus England, Nachrichten über neue landwirtschaftliche Maschinen und technische Geräte, welche die menschliche Arbeitskraft allmählich ersetzen sollten. Aber auch in den Regionen der Habsburgermonarchie gab es Erfindungen, die allerdings von den Zeitgenossen meist unterschätzt wurden. In der Zeit Maria Theresias und Josephs II. bestanden schon landwirtschaftliche Anstalten, denen aber die Bauern distanziert und kritisch gegenüberstanden. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gab es zudem bereits eine Reihe von landwirtschaftlichen Fachbüchern. Von Paul Adler ist überliefert, dass er ungefähr 150 Bücher besaß, aus denen er sein Fachwissen bezog. In einem Brief vom 20. März 1816 an den norddeutschen Agrarfachmann und Gelehrten Albrecht Thaer beschrieb er, wie er 1792 sein Gut übernommen hatte, immer mehr in Schulden kam und schließlich schon in Gefahr war, das Haus überhaupt verlassen zu müssen: „[...] jetzt wollte ich nach Büchern wirtschaften [...] und richtet mich ohne Ausnahme nach diesen, fand auch manchs gute, aber meist nichts rechts.“ Es ging also weiterhin bergab: „Aber ich, der alles durch die Bücher verwirthschaft hatte, soll fort in die weite Welt, entweder Knecht werden oder Soldat.“ Als letzte Chance wollte er „alle Bücher verbrennen, aber ich kaufte mir Neue, und zum Glück fielen mich jetzt Ihre Einleitung der englischen Landwirthschaft, 6 Theile, in die Hände [...] und Sie Gott sei Dank öffneten mir die Augen [...].“ Und er kaufte weitere Bücher, den von Thaer übersetzten und edierten *Practischen Ackerbau* von R. W. Dickson, die *Anleitung zu Viehzucht* von Joachim-Christian Bergen und die *Grundsätze der rationalen Landwirthschaft* im Nachdruck. „[...] letztlich erhielt ich von Grätz die Beschreibung der nutzbarsten neuen Acker Geräthe drei Heft samt ihren Bild (welches ich aber herausnahm, und in Glas gefaßt in mein Zimmer aufstellte). Kurz ich wurde durch sie recht glücklich.“ Paul Adler konnte die Schulden bezahlen und sich derart konsolidieren, dass er an Bedürftige Geld verborgen konnte – und das alles durch Klee- und Erdäpfelbau sowie Sommerdüngung. Adler gehörte somit zu den aufgeschlossenen Wegbereitern einer neuen Zeit.

1811 hatte Adler eine „Bildungsreise“ nach Klagenfurt unternommen. Ziel dieser Fußreise war die Begegnung mit anerkannten Landwirtschaftsexperten, besonders mit Dr. Johann Burger, einem der berühmtesten Agrarwissenschaftlern dieser Zeit und Professor der Landwirtschaft am Lyzeum in Klagenfurt, dem er Erdproben mitbrachte, um sie analysieren zu lassen. Zudem traf er sich mit weiteren vier reisenden Herren, in deren Klagenfurter Quartier er wohnen durfte und mit denen er mehrmals ein Mustergut besuchte, um Arbeitsweisen, Maschinen und den Umgang mit den Feldfrüchten kennen zu lernen. Der in Paul Adlers sauberer, gefälliger Handschrift verfertigte, tagebuchartige Bericht über diese Reise aus dem Jahr 1811 enthält bemerkenswerte Zeitinformationen.

Erst aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts liegen schriftliche Nachrichten über die Tätigkeit Paul Adlers vor. Sie betreffen primär nicht die Landwirtschaft, sondern das Wetter: „Ein alter Hinterberger Bauer kann sich nicht enthalten, in einer kurzen Übersicht zur Beurtheilung dieser Gegend einen Auszug aus seinem medeorologischen Tagebuch, den jährlichen Schneefahl, zu bemerken, nemlich von Jahr 1798–1837.“ So beginnt eine Stellungnahme Paul Adlers aus seiner späteren Lebenszeit, wahrscheinlich über Wunsch der Gemeinde oder der Nachbarn erstellt, um die besondere klimatische Belastung, die infolge der Straßenräumungspflicht der Bewohner entstand, zu zeigen. Damit wird der Blick auf die Wetterbeobachtung Paul Adlers gelenkt, der über Jahrzehnte dreimal täglich Messungen von Temperatur, Barometerstand, Windrichtung, Himmelszustand (in den Kategorien: heiter, Nebel, Regen, Schnee) zu Papier brachte. Paul Adler besaß die klassischen Utensilien eines Naturforschers des 19. Jahrhunderts, sowohl Thermometer als auch Barometer, wie sich aus seinen Tagebüchern erschließen lässt. Mit diesen Wetteraufzeichnungen waren, dem Interessenshorizont Adlers entsprechend, mitunter kurze Notizen über Agrarpreise verbunden.

Adlers Wetterbeobachtungen, noch vor der Jahrhundertwende begonnen, nehmen einen späteren Standard der Agrarökonomie vorweg. Im 19. Jahrhundert propagierte die steirische Land-

wirtschaftsgesellschaft vor dem Hintergrund der allgemeinen naturwissenschaftlichen Aktivität die Wetterbeobachtungen als Mittel zur Agrarförderung. Zudem stand sie in Kontakt mit der Wetterbeobachtung der Königlichen Gesellschaft in Edinburgh. Deren Sekretär ersuchte in einem Rundschreiben vom 8. Mai 1826 um exakte Beobachtungen zu bestimmten Tagen im Jahr. Wetterberichte von Paul Adler sind in den Publikationen der Landwirtschaftsgesellschaft wiederholt abgedruckt. So berichten die *Verhandlungen und Aufsätze* für das Jahr 1830: „Paul Adler und Dr. Franz Ferweger setzten für die Königliche Gesellschaft in Edinburgh die meteorologischen Beobachtungen [...] fort und schickten die abgefassten Tabellen dem Centrale zur Beförderung an die eben erwähnte Gesellschaft ein.“ Somit kann Paul Adler mit diesen Wetterbeobachtungen und seinen Berichten als einer der frühen Wetterkorrespondenten betrachtet werden.

Die von Erzherzog Johann angeregte, bereits eingangs zitierte Beschreibung des *Herzogthums Steyermark* von Georg Göth gibt auch Hinweise auf Volkssagen, die in den einzelnen Regionen gesammelt wurden. Für das Hinterberger Tal übernahm Paul Adler diese Aufgabe. In einem Brief vom 29. März 1843 an den am Grazer Joanneum tätigen Lehrer Franz Lechner heißt es: „Es kommen bei uns alte Volkssagen vor, welche sich an die alte und auch mittlere Zeit anreihen lassen oder welche theils nicht ganz leer sind. Es sei zwar gut, dass der alte Aberglaube abkommt, aber gar alles alte verwerfen ist nach meiner Meinung auch zuviel. Ich bin kein Freund von Aberglauben, aber wohl von Alterthum; und wie traurig kam es mir vor, als ich vor einigen Jahren auch einmal nach Aussee gerufen wurde, um dort für den Herrn von Göth zu dessen Beschreibung des ‚Herzogthums Steyermark‘ einige Fragen zu beantworten, wo dort die Beamten gar so seicht zu Werk giengen, weil diese meist Österreicher“ – also keine Steirer – „und als neue sind die gar nichts wußten und glaubten.“ Ähnliche Sammlungen – etwa die *Sammlung steirischer Volkslieder* von 1818 – wurden über öffentliche Aufrufe, meist in Verbindung mit Preisausschreiben, von Erzherzog Johann vorangetrieben. Auch Paul Adler beteiligte sich, wenngleich mit

Verspätung, und sandte zwei Hefte mit „30 originale[n] Alpenjodler[n], wie sie in der Umgegend von Aussee gesungen werden“, an den Erzherzog. Im Nebenerwerb, der ihm ein verhältnismäßig stabiles Monatseinkommen von 13 bis 20 Gulden einbrachte, arbeitete Paul Adler als „Holz- und Steinarbeitermeisterknecht“ viele Jahre für die Ausseer Salinenverwaltung. Er lieferte laut Kontrakt gebrannten Kalk und Pfannenstehersteine für die Sudpfannen. Möglicherweise aus Gesundheitsgründen hat er dieses Vertragsverhältnis mit dem „Aerario“ 1839 als 69-jähriger gelöst.

Die Verbindung mit der Landwirtschaftsgesellschaft seit 1819 und seine weit über die Funktion eines einfachen Mitglieds hinausgehende Tätigkeit bedeutete für Paul Adler eine wichtige Säule in seinem späteren Leben. Er war ja schon 49 Jahre alt, als die Gesellschaft 1819 gegründet wurde. Fast ein Vierteljahrhundert blieb er ihr verbunden. Hier konnte er für einen weiteren Kreis wirken, seinem österreichischen Patriotismus entsprechen, fortschrittliche Methoden kennen lernen und selbst entwickeln, den Umgang mit gebildeten Menschen, denen Standesunterschiede wenig galten, pflegen sowie dem „Motor“ der Gesellschaft, dem Erzherzog, ein ebenso ehrerbietiger wie treuer und unermüdlicher Helfer sein. In der Landwirtschaftsgesellschaft fand er jene geistige Freiheit, die im engeren ländlichen Umkreis nicht zu erwarten war. Hier konnte er sich für die Anliegen der Nachbarschaft und der ärmeren Bevölkerung einsetzen, auch mit aufgeklärten Kirchenmännern zusammenkommen und damit seine manchmal sichtbare Distanz zur vormärzlich-restaurativen Kirche überdecken.

Paul Adler war in vielem ein Kind der josephinischen Zeit, gäbe aber wohl auch in der Gegenwart eine markante Persönlichkeit ab. Er war kein Revolutionär, kein Bauernpolitiker im Sinn des späten 19. Jahrhunderts, wohl eher ein Mann, der sich als sozialliberaler, beharrlicher Reformverstand. Sein Hof, das Christophengut in Mühlreith, wird heute von einem Nachkommen in siebenter Generation geführt. Der jetzige Besitzer – ebenfalls „ein“ Paul Adler – kennt und schätzt den Weitblick seines Urahnen und ist seinerseits bestrebt, den Hof nachhaltig im Sinne einer zukunfts-



Paul Adlers Hof, das Christophengut in Mühlreith, heute

orientierten Bio-Berglandwirtschaft zu betreiben. Als besonderer Schwerpunkt gilt die Bewirtschaftung der zum Hof gehörigen Steinitzen-Niederalm im Sinne eines modernen Sennereibetriebes, daneben aber auch die Erhaltung alter Almgebäude. Ein langfristiges Entwicklungs- und Erneuerungskonzept für den Hof liegt vor, das auch die Schaffung von Kommunikationsräumen für den fachlichen Gedankenaustausch und die museale Präsentation der Geschichte des Christophengutes – und damit der Person Paul Adlers – vorsieht.

ohne holz kein salz
maximilian edler von wunderbaldinger,
wegbereiter der neuzeitlichen forsteinrichtung



Edler von Wunderbaldinger

Holz bildete jahrhundertlang die wichtigste Grundlage verschiedenster Wirtschaftszweige. In den österreichischen Bergbaugebieten waren riesige Holzmengen notwendig, um den Betrieb der Hammerwerke, Schmelzöfen und Sudpfannen zu gewährleisten. Die Nutzung der Bodenschätze war Vorrecht der Landesfürsten, über die daraus gewonnenen Einkünfte, die zu den ertragreichsten des Kaiserstaates gehörten, konnte der Landesfürst frei verfügen. Der Salzhandel war eine der wichtigsten Einnahmequellen der habsburgischen Landesfürsten, er bildete damals bis zu einem Fünftel der jährlichen Staatseinkünfte. Auch im Salzkammergut verschlang die intensive Nutzung für den Salinenbetrieb und die Bergwerke ungeheure Mengen an Holz. Zur Verdampfung des in Wasser gelösten Salzes (Laugeverfahren) wurde der wöchentliche Holzbedarf zur Befuerung einer Sudpfanne schon im Mittelalter mit einer „Pfann“, der Maßeinheit für rund 400 Raummeter (rm) Brennholz angegeben. Daher sicherten sich die Landesfürsten bereits sehr früh dauerhaft den für die kaiserlichen Salinen wichtigsten Produktionsfaktor Wald. Denn „ohne Holz kein Salz“ – der Wald war zum unentbehrlichen Lebensnerv der Salinen avanciert. Ohne weitblickende Waldwirtschaft war keine Sicherung „ewiger unterhaltung dieses fürstlichen clainotß des saltsiedens“ möglich.

Wegen unzureichender Datenlage über Holzvorrat und Zuwachs der für das Salinenwesen gewidmeten Waldungen führte bis ins 19. Jahrhundert eine langfristige forstliche Nutzungsplanung oft zu gravierenden Fehleinschätzungen der Ertragslage von Wäldern. Der gewaltige Holzbedarf der Salinen erreichte im inneren Salzkammergut bereits im 15. Jahrhundert solche Ausmaße, dass die Holzversorgung durch die Ausschlägerung der Hallstätter Waldun-

gen ernsthaft gefährdet schien. Ab dem 16. Jahrhundert wurden daher in ungleichmäßigen Zeitabständen Begehungen kaiserlicher Kommissionen in den Salinenwäldern des Salzkammergutes durchgeführt, um die Holzvorräte der Waldbestände nach dem „geschul-ten forstlichen Augenmaß“ zu erheben. Die erste Generalwald-beschau für die Salinen Hallstatt und Aussee erfolgte im Jahre 1561, die Ergebnisse sind schriftlich in den so genannten Waldbeschaube-richten festgehalten. Man versuchte, die Ertragsfähigkeit der Wälder in Zukunft lediglich aufgrund von Schätzungen nach okula-rem Maß und mittels einer Beschreibung der Wälder festzustellen, um auf Grundlage von Waldberaitungen (mhd. raiten = rechnen) genauere Nutzungsplanungen durchführen zu können. Durch fehlende Ver-messung und Vermarkung der Waldungen konnten jedoch bis ins 19. Jahrhundert keine gesicherten Angaben über das Flächenaus-maß einzelner Waldbestände angegeben werden. Die Fehlerquote im Vergleich zum tatsächlich stehenden Holzvorrat erhöhte sich nach den Flächenhochrechnungen beträchtlich.

So prägte jahrhundertelange Übernutzung durch den Menschen die Waldwirtschaft in den österreichischen Alpenlän-dern, wie aus lokalen Waldbeschreibungen deutlich hervorgeht: „Nicht nur, dass man schon die einzelnen Schläge außerordentlich breit anlegt, sondern man reiht auch ohne Rücksicht auf baldige Waldverjüngung Jahresschlag an Jahresschlag, bis endlich ganze Berghänge zu einem einzigen großen Schläge werden.“ Darüber hinaus minderte unregelmäßige Waldweide auf den ausgedehnten Schlagflächen, Streunutzung, Futterlaubgewinnung sowie Almwei-de die Standortstabilität und Vitalität der Wälder zusätzlich. Der schlechte Waldzustand führte an vielen Orten zu verheerenden Naturkatastrophen. Große Flächen der Gebirgswälder waren devas-tiert, die nur gering bewaldeten Wildbacheinzugsgebiete konnten die Regenfälle nur ungenügend zurückhalten, unbewaldete Berg-flanken verstärkten Murenabgänge, Überschwemmungen und Schneelawinen.

In diese zunehmend von Naturgefahren geprägten Zeiten wurde am 30. September 1799 im waldreichen Plan im böhmischen

Fichtelgebirge auf dem Landsitz „Hals“ Maximilian von Wunderbaldinger geboren, der einer Förster- und Jägerfamilie aus dem niederösterreichischen Gföhlerwald entstammt. In Folge der Napoleonischen Kriege kam es zu wiederholten Durchzügen, die den Vater 1803 veranlassten, mit seiner Frau und den drei unmündigen Kindern ins vermeintlich „sichere“ Niederösterreich nach Enzersdorf zu ziehen. Die Hoffnung, den Kriegswirren entronnen zu sein, hatte sich nicht erfüllt, denn 1805 musste die Familie wegen heranahender französischer Truppen vom neuen Wohnsitz in die umliegenden Wälder flüchten. Das Landgut wurde vom Feind verheert und war unbewohnbar geworden, Vater Franz dadurch wirtschaftlich schwer getroffen. Er zog mit seiner hart geprüften Familie donauaufwärts ins Kremstal, wo er 1805 mit den letzten Ersparnissen das heruntergekommene Schloss Rehberg (heute eine Ruine) erstand. 1809 konnte die Familie nach einem weiteren Kauf in den benachbarten Fürstzellerhof umziehen. Kaum war die neue Wohnstätte bezogen, starb die Mutter des erst neunjährigen Maximilian. Der Vater wurde aufgrund dieser Schicksalsschläge zunehmend schwächer und verschied wenige Jahre später im Jahre 1812. Für den 13-jährigen Maximilian, der als Vollwaise nunmehr völlig auf sich allein gestellt war, galt es, möglichst rasch einen Lebensunterhalt zu finden. Der ihm zur Seite gestellte Kurator wollte ihn zu einem Schneider in die Lehre schicken. Der Jugendliche war jedoch keineswegs gewillt, seine bisher mit ausgezeichnetem Erfolg begonnenen Studien aufzugeben und sich einem Schicksal als Schneiderlehrling zu fügen. Er konnte den Kurator von seiner Befähigung zu einer höheren Ausbildung überzeugen und setzte seine Studien in Krems fort. 1817 kam er an die neu gegründete k. k. Forstlehranstalt in Mariabrunn bei Wien und absolvierte den dreijährigen Lehrgang bis 1819 mit ausgezeichnetem Erfolg. Zeitgleich betrieb er ein Privatstudium über sphärische Trigonometrie an der Universität Wien bei Prof. Georg Winkler, Edler von Brückenbrand, der in weiterer Zukunft Wunderbaldingers väterlicher Freund und Förderer werden sollte. Ebenso besuchte er im k. k. Tiergarten zu Lainz erfolgreich einen Jagdkurs beim Hofjäger

Brudermann, wo er nach alter Sitte 1820 zum „wehrhaften Jäger“ geschlagen wurde.

Trotz vielfacher Bemühungen erlangte er zunächst keine fixe Anstellung im Forstwesen. Deshalb trat er im April 1820 in den Dienst der gerade begonnenen „Katastral-Vermessung“ der österreichischen Kronländer (im Zuge der französischen Landesaufnahme zur Grundsteuerbemessung). Seine Arbeitsfelder lagen in Niederösterreich, der Steiermark und Krain. Wegen vorbildlicher exakter Vermessungs- und Kartierungsarbeiten wurde er 1823 zum Geometer erster Klasse befördert. Schließlich gelang ihm doch noch der Einstieg ins forstliche Berufsleben. Nach Entlassung als Geometer wurde er im Oktober 1825 vom Gmundner Salzoberamtmann der Saline Aussee zugeteilt, wo er über 15 Jahre lang wirkte. 1826 wurde er zum Unterwaldmeister, 1829 zum Waldmeister (heute Forstmeister) beim Salzamt Aussee ernannt. Während dieser Dienstzeit fiel er bald durch besondere Leistungen bei der Neuanlage von Straßen, Wasserverbauungen und forstlichen Bringungsanlagen auf. Großen Einsatz und Mut bewies er beim Brand der Sudhütte Unterkainisch in Aussee im Jahr 1827, wo infolge seiner entschlossenen Maßnahmen ein Teil der Brennholzlager vor der Vernichtung gerettet werden konnte. Hervorragend war auch sein Einsatz beim verheerenden Hochwasserereignis im Jahre 1829. Dem Waldmeister Wunderbaldinger unterstanden nun 275 Holzknechte, 24 Rottmeister und 13 Förster, die Hochblüte des Ausseer Forstwesens war erreicht. Die Saline verfügte damals über 45.000 Joch Wald (= 25.896 ha), in dem der jährliche Bedarf von 78.000 m³ Holz einem natürlichen Zuwachs von 84.000 m³ gegenüberstand. Die Hofkammer konnte der holzärmeren Saline Hallstatt sogar drei Jahre lang die Nutzung der Koppewälder überlassen.

Obwohl körperlich nicht sehr kräftig, scheute er lange und kräftezehrende Begehungen der steilen Gebirgswälder im Toten Gebirge und Dachstein keineswegs; immer wieder überzeugte er sich selbst von deren Zustand und der Durchführung angeordneter forstlicher Maßnahmen. Auch hier war er ein Vorbild an gewissenhafter Pflichterfüllung. Insbesondere wurde er aber durch

die Einleitung der Forstbetriebseinrichtung der Ausseer Waldungen in Fachkreisen weit über die Grenzen des Salzkammergutes bekannt.

1841 erfolgte die Berufung in die Berg- und Salinendirektion Hall, wo er vier Jahre erfolgreich in leitender Position wirkte. Zu seiner Überraschung und Freude wurde er 1845 wegen seiner außergewöhnlichen Leistungen wieder ins Salzkammergut zurückbeordert und zum Bergrat und Forstreferenten beim Salinenoberamt in Gmunden bestellt. Nach jahrelangem Bemühen bewirkte Wunderbaldinger schließlich die Selbstständigkeit des Waldwesens innerhalb des Salinenwesens im Kammergut. Dies war von außerordentlicher Bedeutung für die Zukunft einer gedeihlichen Entwicklung des Forstwesens. Die juristische Trennung der Forste von den Salinen wurde durch eine kaiserliche EntschlieÙung vom September 1850 begründet, wonach das der Hofkammer in Wien direkt unterstellte k. k. Salinenoberamt nach mehr als drei Jahrhunderten aufgelöst und der eigenständige Aufgabenbereich eines leitenden Forstrates geschaffen wurde. Ab 1851 wurden die Waldämter in „Forstämter“ umgewandelt und die k. u. k. Salinen- und Forstdirektion in Gmunden geschaffen. Im Jahre 1868 erfolgte dann die völlige Loslösung des Forstbetriebes von der Saline. Mit der Ernennung zum Forstrat im Jahre 1850 erfolgte ein weiterer beruflicher Aufstieg, und Wunderbaldinger sollte über 17 Jahre hindurch bis 1867 erfolgreich als Leiter für das gesamte Forstwesen im Salzkammergut verantwortlich sein.

Mitentscheidend für Wunderbaldingers Berufslaufbahn war das Jahr 1848 mit der Aufhebung der Grundherrschaft. Als Folge der „Bauernbefreiung“ wurde 1853 ein kaiserliches Patent zur Grundentlastung erlassen, das die Ablösung oder Regulierung der Einforstungsrechte auf fremdem Grund und Boden zum damals größten agrarpolitischen Ziel hatte. Seine Verdienste und sein forstliches Lebenswerk wurden 1852 durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom Franz-Josef-Orden gewürdigt. Auch die Gründung des Forstvereines für Österreich ob der Enns 1855 ist vorzugsweise Wunderbaldinger zu verdanken.

Von 1856 bis 1862 war Wunderbaldinger als Vertreter des Salinen- und Forstärars in der Landesvertretung der Grundlasten-Regulierungs- und Ablösungskommission für das Salzkammergut als Sachverständiger maßgeblich beteiligt. Die Nutzungs- und Besitzverhältnisse von circa 11.000 salinenbäuerlichen Liegenschaften auf fremdem Grund und Boden (Staatswaldungen) waren im Zeitraum von 1858 bis 1871 gesetzlich neu zu regeln. Als Sachverständiger hatte er in engem Einvernehmen mit der Ärarialbehörde eine sachlich gerechte Lösung dieser heiklen Aufgabe eingeleitet. Seine Bemühungen um Minderung der Einforstungsbelastung für die Staatswälder wurden durch die Vertreter der Eingeforsteten behindert. Durch Drohbriefe der Berechtigten wurde er zum Feindbild hochstilisiert, bis diese Anschuldigungen schließlich von der Oberbehörde zerstreut werden konnten und sein Bemühen um die Durchsetzung der Interessen des Forstärars von der Landeskommission anerkannt wurden. Der anhaltende Arbeitsdruck und das angespannte Verhältnis zu vielen Eingeforsteten des Salzkammergutes, die als Alteingesessene den überwiegenden Teil der Einwohnerschaft bildeten, zehrten an der Vitalität seines schwächtigen Körpers. Aus gesundheitlichen Gründen, aber auch aufgrund geschürter Intrigen schied er 1867 schließlich aus der Salinen- und Forstdirektion Gmunden aus und ersuchte freiwillig um Versetzung in den Ruhestand. Kurz darauf verließ er das Salzkammergut für immer und zog in die Residenzstadt Wien, wo er elf Jahre später am 28. Juni 1878 im 79. Lebensjahr nach längerem Leiden verstarb.

Im August seines Todesjahres bildete sich im Salzkammergut ein Komitee von Staatsförstern, mit dem Zweck, das Andenken dieses hoch verdienten Forstwirtes durch Errichtung eines Denkmals zu verewigen, zu dessen Realisierung ein Spendenfonds mit 500 Gulden geschaffen wurde. Unter anderem wurde auf die „geradezu epochalen Leistungen Wunderbaldinger's auf dem Gebieth der Forstbetriebseinrichtung“ hingewiesen und auf die von ihm für das Salzkammergut entworfenen, schriftlichen Ausführungsinstruktionen eingegangen, die im Jahre 1857 zur Grundlage der „Vorschrift für die Vermessung, Schätzung und Betriebseinrichtung der Reichs-

forste“ mit Gültigkeit für alle Kronländer Österreichs geworden sind. Der Standplatz des Denkmals sollte ursprünglich im Forstbezirk Aussee, wo seine forstliche Laufbahn als Waldmeister 1826 und sein Forsteinrichtungswerk 1838 begonnen hatte, gewählt werden, kam aber schließlich nach Hallstatt. In der Nähe des Waldbaches wurde ein mächtiger, von einer Felswand abgestürzter Findlings-Felsblock als Fundament verwendet, auf dem eine Gedenktafel mit folgendem Wortlaut angebracht und 1881 von den Staatsforstbediensteten des Salzkammergutes als bleibende Erinnerung für nachfolgende forstliche Generationen feierlich eingeweiht wurde: „Dem hochverdienten Forstrathe MAX EDLEN VON WUNDERBALDINGER, k. k. Forstrathe und Ritter des Franz Josefs Ordens, welcher in den Jahren 1826 bis 1867 als Unterwaldmeister und Waldmeister zu Aussee, später als Berg- und Forstrath zu Gmunden in den Forsten des Salzkammergutes hervorragend gewirkt und insbesondere in den Jahren 1838 bis 1855 durch die erste rationelle Vermessung und Einrichtung dieser Forste, mit mannigfachen Schwierigkeiten kämpfend errichteten dieses Denkmal im Vereine mit vielen Freunden des Verewigten als Zeichen dankbarer Erinnerung 1881 die Staatsforstbediensteten des Salzkammergutes.“

Wunderbaldinger war der erste Forstbeamte des Salzkammergutes mit Hochschulausbildung. Seine Tätigkeit als Geometer zwischen 1820 und 1825 erwies sich für seine weitere Laufbahn als Vorteil und befähigte ihn später, ausgezeichnete, in ihren Grundlagen zum Teil noch heute geltende Forstkarten zu schaffen. Diese Kartenwerke bildeten die wesentliche Grundlage für seine genauen Holzvorratsermittlungen und Betriebseinrichtungen in den ärarischen Waldungen des Salzkammergutes.

Maximilian Edler von Wunderbaldinger kann mit seinem Wirken als Vater der neuzeitlichen Forsteinrichtung angesehen werden. Er setzte wegen der unzulänglichen „Okularschätzungen“ der Holzvorräte der Waldungen des steiermärkischen Salzkammergutes als Ausseer Waldmeister seit 1829 alles daran, die Oberbehörde in Wien von der dringenden Notwendigkeit der Schaffung einer dem fachlichen Fortschritt entsprechenden Forsteinrichtung zu über-

zeugen. Im Juni 1830 verfasste er einen ersten umfassenden Plan zu einer Betriebseinrichtung der gesamten ärarischen Forste im steirischen Salzkammergut (44.797 ha, davon 21.000 ha Waldfläche), den er der Oberbehörde zur Approbation vorlegte – diese aber nie erhielt. Das Schicksal dieses Planes blieb – sonderbar genug – gänzlich unbekannt. Erst sieben Jahre später wurde Wunderbaldinger gehört und erhielt im Winter 1837 vom Salinenoberamt Gmunden den Auftrag, eine „Abschätzung der Ausseer Waldungen“ vorzunehmen. Sicherlich hatte das Amt an „Okularschätzungen“, also an Holzvorratsschätzungen alten Stils „nach geschultem forstlichen Augenmaß“, gedacht. Erst im Mai 1838, nach Einlangen der teuren Messinstrumente, konnte mit der Abschätzung des Sarsteinforstes begonnen werden. Da sich das Salinenamt keine richtigen Vorstellungen von Wunderbaldingers gründlichem Vorhaben machen konnte, erkundigte es sich nach den Ergebnissen. Er berichtete am 6. Februar 1838 u. a., dass er neben den vielen Amtsgeschäften nur im Stande sei, jährlich einen der zehn Ausseer Forste einzurichten, es sei denn, man teile dem Waldamt Aussee „ein forstwissenschaftlich gebildetes Individuum von beharrlichem Fleiß und vorzüglicher Fertigkeit im Zeichnen“ zu. Es seien genaue Vermessungen der ausgeschiedenen Waldabteilungen, Erhebungen der Holzmassen, Zuwächse und der örtlichen Geländebezeichnungen und Gesamtzusammenstellungen der gewonnenen forstlichen Kenndaten notwendig, erwiderte er.

Nur ein Jahr später, im Juni 1839, legte der Ausseer Waldmeister das vollständige Betriebseinrichtungsoperat dieses Forstes dem Salinenoberamt in Gmunden vor. Ihm gebührt das Verdienst, den Bann gebrochen zu haben und die Betriebseinrichtung des Steiermärkischen Salzkammergutes mit diesem Erstlingswerk überhaupt erst begründet zu haben. Es folgten 1840 die Altausseer Forste, 1841 die Koppenwaldungen, 1842–1843 Grundlsee, 1844 Obersdorf, 1845 Kainisch, 1846 Grubegg, 1847 Mitterndorf, 1848 Krungl. Elf Jahre mussten vergehen, ehe 1848 die Betriebseinrichtung der gesamten Forste im steiermärkischen Salzkammergut zu Ende geführt werden konnte. 1851 erhielten diese „Wunderbaldinger-

schen Einrichtungswerke“ der 37.000 Joch umfassenden Reichsforschte des steirischen Salzkammergutes und 4000 Joch Privatwälder in einer eigenen Verordnung des Ministeriums für Landeskultur und Bergwesen wegen ihrer zukunftsweisenden Wirkung volle Anerkennung und Würdigung. Besonders hervorgehoben wurde, dass der Forstrat diese Arbeit mit fast durchwegs aus dem Stand der minderen Diener selbst herangebildeten Kräften (Kartograf Wegmeister Alexander Schiestl und die Förster Elßenwenger und Strimitzer) mit kaum nennenswertem Kostenaufwand für das Ärar bewerkstelligte. Weiters wurde auf die wachsende Bedeutung des Forstwesens mit von Jahr zu Jahr steigenden Anforderungen an eine pflegliche und nachhaltige Nutzung der Wälder hingewiesen. Auf die Vermeidung von Überalterung der Gebirgswälder und „Erzeugung möglichst großer Holzmengen in der kürzesten Zeit“ sollte verstärkt hingewirkt werden.

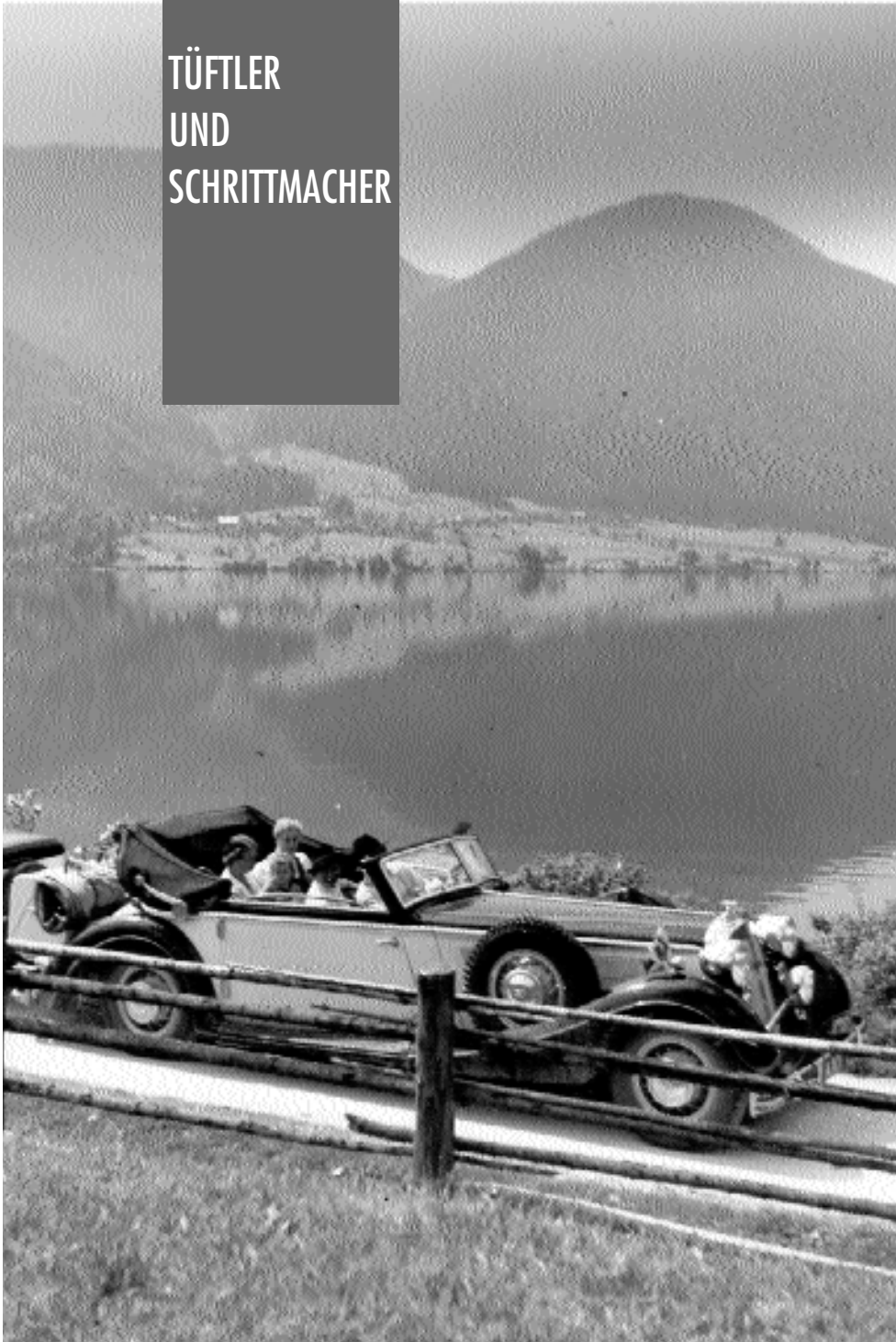
Seine wichtigste Aufgabe sah Wunderbaldinger in der Hebung der Forstkultur, um eine Sicherung des größtmöglichen Waldertrages in Zukunft zu gewährleisten. Die Anerkennung des waldbaulichen Grundsatzes der alten Waldordnung von 1524 in der Heranziehung von für den Salzsud wichtigen „Schwarzwäldern“ mit Fichten, Tannen und Lärchen ist als Wunderbaldingers Wertschätzung gegenüber den Forstleuten vorangegangener Jahrhunderte zu interpretieren. Außerdem wandte er sich gegen „gewinnorientierte Experimente“: „Den wirtschaftlichen Notwendigkeiten kann nur bei Beachtung der Gegebenheiten der Natur entsprochen werden. Waldwirtschaft kann nur langfristig auf weite Sicht betrieben werden. Sie nur kurzfristig auf Maximierung der Holznutzung zu betreiben, ist verantwortungslos und bringt dem Wald und späteren Generationen schweren, erst wieder in langen Zeiträumen gutzumachenden Schaden. Forstmann [zu] sein heißt nicht nur Augenblicksaufgaben zu erfüllen, sondern sich für die Zukunft verantwortlich zu fühlen.“ Wunderbaldinger kannte das Forstwesen des Salzkammergutes wie kaum ein anderer und leitete eine zeitgemäße Weiterentwicklung ein. Noch ehe die Betriebseinrichtung der steirischen Salzkammergutforste zu Ende geführt war, wurde 1846 mit

der Betriebseinrichtung der Staatswälder im oberösterreichischen Salzkammergut in folgender Reihenfolge begonnen: 1846 Langbathal, 1847 Ramsau bei Goisern, 1848 Rinnbach, 1849 Offensee, 1850 Langwies u. Mitterweißenbach, 1851 Gosau, 1852 Obertraun, 1853 Goisern und Goiserer- (= Ober) Weißenbach, 1854 Rußbach am Pass Gschütt, 1854 Ischl (diesseits und jenseits der Ischl), 1855 Rettenbach, 1856 Traunstein und Grünau (5 Auen). Die Wunderbaldingerschen Aufnahmen zur Betriebseinrichtung erfuhren durch die 1856 in Angriff genommene Regelung der Waldservituten eine bedauerliche, bis 1871 währende Unterbrechung. Von 1872 an war das Forstwesen dem ab 1867 neu ins Leben gerufenen Ackerbauministerium unterstellt. Für den Forstwirtschaftsbezirk Aurach wurde das Einrichtungswerk zwischen 1871 und 1875 vollendet, für den Attergau 1874 und für Mondsee und Zinkenbach (Strobl) 1875.

LITERATURVERZEICHNIS

ÖSTERREICHISCHER FORSTVEREIN (Hg.), Österreichs Wald, Vom Urwald zur Waldwirtschaft. Wien 1994; Hugo HUBER, Die Betriebseinrichtung der Reichsforste in dem steiermärkischen und österreichischen Salzkammergute. In: Berichte des Forstvereins für Österreich ob der Enns 8 (Linz 1864); Engelbert KOLLER, Forstgeschichte des Salzkammergutes. Eine forstliche Monographie. Wien 1970; Hannes MAYER/Ernst OTT, Gebirgswaldbau, Schutzwaldpflege. Ein waldbaulicher Beitrag zur Landschaftsökologie und zum Umweltschutz. Wien 1991; Lutz MAURER, Aussee bleibt mir das Schönste, Starnberg 1996; Carl SCHRAML, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Band 1. Wien 1932; Joseph WESSELY, Die österreichischen Alpenländer und ihre Forste. 1. Teil. Wien 1853; Josef WEISER, Nekrolog Max von Wunderbaldinger. In: Berichtes des Forstvereins für Österreich ob der Enns 20 (Linz 1879), 1–15.

TÜFTLER
UND
SCHRITTMACHER



visionäre der machbarkeit das salzkammergut im zeitalter von fortschritt und modernisierung

Der erste österreichische Spielfilm, eines der ersten Sanatorien des Landes, eine autodynamische Uhr – allesamt Pionierleistungen, die im Salzkammergut „machbar“ wurden. Die Gegend um Aussee scheint also ein besonders gedeihlicher Nährboden für Visionen und deren Umsetzung zu sein, ein „Melting Pot“ für Visionäre der verschiedensten Sparten. Einige Hintergründe für dieses Phänomen werden im Folgenden dargelegt.

Seit der Zeit der Aufklärung, mit der ein primär theokratisch geprägtes Weltbild durch eine von Rationalität sowie von Grundsätzen wie Individualität und Gleichheit bestimmte Weltsicht abgelöst wurde, ist der Glaube an die „Machbarkeit“ ein zentraler Antriebsfaktor jener gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungsdimension, die in der Folge als „Fortschritt“ bezeichnet und verstanden wurde. „Machbarkeit“ bedeutet in dieser während des 19. Jahrhunderts letztendlich in allen Lebensbereichen entfaltenen Sichtweise die erfolgreiche Gestaltung und Umformung der Natur zur Beförderung dieses Fortschrittes und damit auch zum Nutzen der Menschen in ihrer individuellen und gesellschaftlichen Lebensgestaltung.

In enger Verbindung mit diesem eher pragmatischen Suchen nach Lösungen steht meist ein spielerischer, von der erfinderischen Lust am Suchen nach Möglichkeiten und Grenzen der Machbarkeit geleiteter „Forscherdrang“. Genau in diesem Motivzusammenhang liegt der Ansatz- und Angelpunkt für den Typus bzw. die verschiedenen Typen des „Visionärs der Machbarkeit“.

Visionen der Machbarkeit, die im Zuge des „Industriesystems“ entwickelt wurden, sind unter anderem: Die Vision der Beseitigung latenter Armutsgefährdung durch ein effizienteres Wirtschaftssystem, die damit in Zusammenhang stehende Vision

der Beherrschung von Krankheit und der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens ebenso wie die Vision von einer „gerechten“ Gesellschaft. Die Erweiterung von Lebensräumen bringt die Vision der Überwindung natürlicher Hindernisse menschlicher Mobilität und in der Folge immer größerer Distanzen mit sich und führt zur Vision permanent zunehmender Geschwindigkeit und damit zu Visionen neuer Fortbewegungstechniken wie etwa jener des Fliegens. Direkt damit verknüpft ist die Vision der Beherrschbarkeit der Zeit hinsichtlich ihrer Messbarkeit, Kontrollierbarkeit und Teilbarkeit. Eine spezifische Kombination von Zeit und Mobilität bzw. eine Form der Überwindung prinzipieller zeitlicher Begrenzung beinhaltet die Vision des Perpetuum mobile. Als eine ganz andere Ebene der Überwindung von Raum- und Zeitgebundenheit können Visionen der Schaffung fiktiver bzw. virtueller Realitäten gelten, die letztendlich im Medium Film umgesetzt werden.

Es ist nun gerade ein Charakteristikum unserer Gegenwart bzw. des so genannten „postindustriellen Zeitalters“, dass zu etlichen Visionen, die aus der Entfaltung des Industriesystems stammen, kontrapunktische Visionen entwickelt wurden und werden. Dazu gehören etwa die „Entschleunigung des Kapitalismus“, die Reaktivierung kleiner Kreisläufe bzw. ein neuer Regionalismus oder die den Prinzipien der ökologischen Nachhaltigkeit folgenden Wirtschafts- und Lebensformen.

Der Visionär im entwicklungstheoretischen Rahmen

Ob nun im industriellen oder im postindustriellen Zeitalter – „Visionäre der Machbarkeit“ haben als Erfinder, Pioniere und Reformen immer eine spezifische und vor allem notwendige Funktion im allgemeinen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozess. Dieser Prozess wird nach dem russischen Ökonomen Nikolai Kondratieff (1892–1930) in vier, jeweils mehrere Jahrzehnte dauernde und jeweils aus einer Aufschwungs- und einer Abschwungsphase bestehende „lange Wellen“ unterteilt.

Da war zunächst die erste industrielle Welle, die insbesondere durch die massenhafte Einführung der mechanischen und damit industriellen Produktionsweise im Textilsektor geprägt war, vor allem in England im späten 18. Jahrhundert einsetzte und sich dann auf den europäischen Kontinent ausbreitete. Dieser folgte, beginnend in der Mitte des 19. Jahrhunderts, eine vor allem von Eisenbahnbau und Eisen- und Kohleproduktion bestimmte Welle, in der bürgerliches Unternehmertum und Finanzkapital eine tragende Rolle spielten. Die entscheidende Wende in dieser „langen Welle“ war die 1872/73 ausgebrochene große Krise des liberalistischen Wirtschaftssystems. Nach deren Überwindung setzte eine von zunehmender staatlicher Intervention getragene und durch neue Technologien (wie Chemie und Elektrotechnik) geprägte Welle ein, die bis in die 1930er-Jahre führte. Nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges entstand eine vor allem von Automobil- und Konsumgütererzeugung getragene Welle, über deren Ende und Übergang in eine von Elektronik und Informationstechnologie getragene Welle viele kontroverse Debatten laufen.

Von Bedeutung in unserem Zusammenhang ist diese „Wellentheorie“ vor allem durch die Verknüpfung mit der so genannten „Innovationstheorie“, die insbesondere vom österreichischen Wirtschaftstheoretiker Joseph A. Schumpeter (1883–1950) entwickelt wurde. Ausgehend von der Frage, wie und warum es zu Innovationen im Wirtschaftssystem kommt, entwarf er ein Entwicklungsschema mit drei aufeinander folgenden Aktionsebenen: Invention – Innovation – Imitation.

Am Anfang steht die Invention, welche zuweilen nicht sofort auf die entsprechende Resonanz stößt, sondern als Kuriosum eingestuft wird, weil die „strukturelle Bereitschaft“ bzw. Einsicht für eine aus der jeweiligen Zeitsicht „sinnvolle“ Anwendung der Erfindung fehlt. Gerade die österreichische Geschichte hat etliche einschlägige Beispiele zu bieten. So ist etwa die Erfindung des Tiroler Tischlers Peter Mitterhofer, eine Schreibmaschine, zunächst in der Kuriositätensammlung Kaiser Franz Josephs gelandet. Der Schneidermeister Josef Madersberger erlebte mit seiner Nähmaschine ein

vergleichbares Schicksal. Ähnlich auch Johann Kravogel, der Konstrukteur eines Kraftrades, oder Otto Nußbaumer, der Erfinder der drahtlosen Musikübertragung.

Dass diese Visionäre dann doch, oft erst posthum, zu Berühmtheit gelangt sind, liegt daran, dass ihre Erfindungen von „Pionier-Unternehmern“ aufgegriffen („Innovation“) und in weiterer Folge von deren Imitatoren in wirtschaftlich profitable Investitionen umgesetzt worden sind. Neben diesen auf solche Weise weitum bekannt gewordenen Erfindern gibt es aber viele Kollegen, die unbekannt geblieben sind, weil ihre Visionen den Sprung von der Ebene der Invention auf jene der Innovation mit einer konkreten „Anwendung“ nicht geschafft haben.

Das Zeitalter des „Fortschritts“

Vor diesem theoretischen Hintergrund erscheint der Zeitraum von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis hinein in die 1930er-Jahre aus mehreren Gründen als ein für derartige „Visionäre der Machbarkeit“ besonders prädestinierter Zeitraum: Zum einen gab es tief greifende und nachhaltig wirksame politische Umbrüche wie das endgültige Ende des Feudal- und Kameralsystems 1848/50, also des grundherrschaftlichen und absolutistischen Herrschafts- und Untertanensystems, sodann die Entstehung des Konstitutionalismus, also der verfassungsmäßig geregelten Staatlichkeit, und innerhalb dieser die Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft, die zunehmend von den Prinzipien des Kapitalismus durchdrungen wurde. Daraus folgte nicht zuletzt die Katastrophe des Ersten Weltkrieges, der Zusammenbruch der Monarchie und der Übergang zur Republik.

Zum anderen war dieser Zeitraum durch eine starke wirtschaftliche Entwicklungsdynamik gekennzeichnet, die von dem amerikanischen Wirtschaftsforscher Walt W. Rostow (geb. 1916) in Anlehnung an den Aufstieg eines Flugzeuges als „take off“ bezeichnet wurde. Die dabei vor sich gehende Entfaltung und Ausdifferenzierung des Industriekapitalismus war mit enormen gesellschaftlichen Auswirkungen verbunden, von denen die „Soziale Frage“, also

die zumindest existenzielle Sicherung der wachsenden, neuen industriellen Unterschichten im Bereich der Grundbedürfnisse Nahrung, Kleidung und Wohnen letztendlich auch zu einer politischen Überlebensfrage der bürgerlichen Gesellschaft wurde.

In den oberen gesellschaftlichen Schichten generierte das wirtschaftliche Wachstum in zunehmendem Maße einen Anspruch auf „Refugien“ vor dem Hintergrund eines spezifischen, vom Wunschbild der „schönen Landschaft“ geprägten „Naturverständnisses“. Dies wiederum war der wesentliche gedankliche Nährboden, der auch in der Literatur und der bildenden Kunst Ausdruck fand, für die Entwicklung des Tourismus in seiner spezifischen bürgerlichen Form der „Sommerfrische“. Und es war eben ein spezielles Charakteristikum dieses Zeitraumes, dass sich parallel dazu, als eine weitere, den allgemeinen „Zeitgeist“ bestimmende Komponente, der Glaube an die grundsätzlich unbegrenzte Machbarkeit von Fortschritt und Modernisierung entwickelt hat.

Konkretisiert und manifestiert hat sich all dies letztlich immer in regionalen Ausformungen und Konstellationen, sowohl was den Zeitgeist als auch das Verhältnis von Invention und Innovation bzw. von Erfinder und Innovator betrifft. Ohne Zweifel ist das Salzkammergut dafür ein besonders markantes Beispiel, insbesondere was die für ein visionäres Klima bedeutsamen innerregionalen Spannungspotenziale betrifft.

Spezifische Regionalität im Salzkammergut

Das Salzkammergut ist – im Rahmen einer langen Geschichte – ein äußerst komplexes räumliches und vor allem gesellschaftliches Gebilde. Dies wird schon darin erkennbar, dass die Beschreibung der Region von „außen“ – sei es in literarischer Form oder als Abgrenzung einer touristischen Destination – diese viel homogener erscheinen lässt, als sie von „innen“ durch die heimische Bevölkerung gelebt und erlebt wird.

Dieses für sich schon „spannende“ Verhältnis von Außen- und Innenwahrnehmung der Region ist wiederum eingespannt in

langfristige, strukturelle Wandlungsprozesse, denen die Region unterworfen war. Dabei sind es insbesondere zwei säkulare Prozesse, die im Salzkammergut im Verlauf des 19. Jahrhunderts, zur Jahrhundertwende und in den nachfolgenden Jahrzehnten in spezifischer Weise wirksam geworden sind: erstens der Umbruch von der alten, traditionellen „Salzregion“ in die neue, moderne „Tourismuse-region“ und zweitens ein sukzessives Eindringen „industrieller Modernität“ (vor allem der Technik). Das vorrangige Symbol dieses Eindringens war, wie anderswo auch, die Eisenbahn. Zunächst in Form von zum Teil gewagten Projekten, wie etwa dem Plan einer Pferdeeisenbahn zwischen Kainisch und Obertraun entlang der sehr unwegsam gelegenen Koppentraun (1865), und dann durch den Bau und die 1877 erfolgte Inbetriebnahme der Salzkammergutbahn.

Diese Prozesse blieben nicht ohne Wirkung auf die Region. So veränderte sich die Positionierung der Teilregionen des Salzkammergutes, das sich als Tourismusgebiet immer mehr über das alte Salzwirtschaftsgebiet hinaus in das Seengebiet der Voralpenzone erweiterte. Überdies wandelte sich die regionale Gesellschaftsstruktur durch die Auflösung der sozialen Schichtungen und Hierarchien der „Salzregion“ und der Bildung neuer Gruppen, wie etwa der Arbeiterschaft einerseits und industriell orientierter Unternehmerschaft andererseits bei gleichzeitiger Verstärkung traditioneller Beharrungskräfte.

Grundsätzlich kann wohl davon ausgegangen werden, dass die zunehmende Wahrnehmung und das Eindringen von Information über industrielle Modernität – vor allem in Form von Dampfkraft, Eisenbahn und später Elektrizität – die traditionelle Erfindermoralität der einheimischen Bevölkerung bzw. die aus der Salz- und Holzwirtschaft stammende technologische Tradition gleichsam in neue Bahnen gelenkt hat. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür ist der Oberbergrat Peter Ritter von Rittinger, der um 1850 mittels einer Wärmepumpe die weltweit erste Anlage zur Wärmerückgewinnung bei der Salzerzeugung in der Saline von Ebensee konstruierte, mit der es gelang, den Holzverbrauch beim Verdampfen des Salzes um 80 Prozent zu reduzieren und damit eine beträchtliche

Kosteneinsparung zu erzielen. Ein anderes, aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und aus dem heimischen Handwerkermilieu stammendes Beispiel ist der Ebenseer Schuster Rudolf Ippisch, der mit beachtlicher Zähigkeit ein für die damalige Zeit visionäres und spektakuläres Seilbahnprojekt auf den Feuerkogel realisierte.

Bedeutsame Wirkung für das Zusammenspiel von Erfindung, Innovation und Fortschritt sowie für die Herausbildung eines spezifischen innovativen Milieus hatte ohne Zweifel der Zuzug neuer „Eliten“ in die Region.

Die „zugereisten“ Eliten

Die hauptsächlich im Trend der Bildungsreise und später der Sommerfrische in die Region zugereisten „Eliten“ agierten in Bezug auf die – aus ihrer jeweiligen Sicht – vorgefundene Region als eine Art „Exerzierfeld“ bzw. geistiges oder auch operatives Laboratorium für ihre Ideen und Projekte, die inhaltlich nur manchmal direkt mit der Region zu tun hatten.

Dabei fanden sie die Region Salzkammergut gleichsam in einem Transformationszustand vor, dessen weiteren Verlauf sie dann aber selbst wesentlich mitbestimmten. Dies gilt zunächst für die strukturelle Umbruchsituation nach dem Ende der „alten Salzregion“, in der eine spezifische regionale Bedarfslage nach Innovation gegeben war; das war besonders in der Zeit nach 1848/50, dann aber auch in der weiteren Entwicklung hin zur Tourismusregion der Fall. Durch die Instrumentalisierung der Region als ein aus der zentralräumlichen Dynamik gleichsam befreites „Refugium“ mit „schöner Landschaft“ ergab sich also ein spezifisches innovatives Klima bzw. innovatives Milieu.

In diesem Sinn war die Region, analog zum künstlerischen Bereich, in gewisser Hinsicht Ambiente für schöpferische Kreativität zum Entwurf und zur Entwicklung von visionären Ideen, wobei auch die relativ hohe Konzentration an geistig-künstlerischem Personal bzw. einer entsprechenden Kommunikationsdichte in diesem Bereich eine wesentliche Rolle spielte.

Dazu kommt, ebenfalls in Folge der Zusammensetzung der bürgerlichen Sommerfrischen-Gesellschaft, die enge Kontaktnahme und -pflege zwischen drei für die „Machbarkeit“ von Innovation wesentlichen Faktoren: die geistige Kapazität für entsprechende Projektkonzeption, sodann die Verfügung über bzw. die Zugänglichmachung von Kapital und schließlich der Zugang zu den für die Realisierung oft wesentlichen politisch-administrativen Institutionen und Entscheidungsinstanzen. Die Verknüpfung dieser drei Faktoren auf dem relativ engen, aber in seiner Lebensqualität äußerst angenehmen Raum des Salzkammerguts ergab ein wesentliches Ferment für Visionen der Machbarkeit verschiedenster Art.

Visionäre Typologie

Will man nun ein gedankliches Raster für die Ein- und Zuordnung konkreter Beispiele für derartige Visionäre der Machbarkeit finden, so bietet sich dafür eine historische Typologisierung an.

In der Zeit der „alten“ Salzregion waren es vor allem Personen, die von der Salzwirtschaft und deren Erträgen und Einkünften lebten und profitierten, deren Machbarkeitsvisionen aus dem Interesse der Produktivitäts- und Ertragssteigerung sowie Kostensenkung bei Gewinnung, Verarbeitung und Transport resultierten. Die berühmte und sehr eindrucksvolle Chorinsky-Klause im Goiserer Weißenbachtal ist ein Beispiel von vielen. Ein mit der aus der Salz- und Holzwirtschaft entspringenden technologischen Tradition im Salzkammergut über mehrere Jahrhunderte verbundener Name ist jener der Familie Seeauer. Als Innovator besonders bedeutend war der im 16. Jahrhundert wirkende Wald- und Forstmeister Thomas Seeauer, der insbesondere im Wasserbau sowie bei der Schiffbarmachung der Traun technische Machbarkeitsvisionen umsetzte.

In dem im frühen 19. Jahrhundert einsetzenden Übergang des überkommenen Feudal- und Kameralystems in eine konstitutionelle und kapitalistische Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung findet sich unter anderem der Typus des politischen Visionärs. Dafür ist der geradezu zu einem Markenzeichen der Region gewor-

dene Erzherzog Johann zweifelsohne das prominenteste Beispiel. Wie er auf der politischen Weltbühne als Opponent innerhalb des überkommenen kaiserlichen Regimes und als „Reichsverweser“ im Parlament der Frankfurter Paulskirche auf grundlegende Veränderungen im politischen System ausgerichtet war, so strebte er auch im regionalen Zusammenhang, insbesondere im Salzkammergut, unermüdlich nach Innovation und Modernisierung in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. Seine enge Verbindung mit Paul Adler, einem aus der einheimischen Bevölkerung stammenden agrarwirtschaftlichen Visionär, ist deutlicher Ausdruck dafür, dass er dabei seine Visionen im engen persönlichen Zusammenwirken mit den Menschen der Region umzusetzen suchte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zur Jahrhundertwende, in der die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung vor allem durch eine enge Verflechtung von infrastruktureller Verdichtung, Kapitalmobilität und -konzentration sowie staatlicher Intervention bestimmt wurde, findet sich des Öfteren der Typus des visionären Erfinders.

Eindrucksvolle Beispiele aus dem *Fin de siècle*, auch für das Zusammenwirken der ins Salzkammergut „zugereisten“ Eliten, sind der technologische Innovator Friedrich Ritter von Löbl, der gesundheits- und sozialreformerisch wirkende Arzt Dr. Josef Schreiber und der auf der Ebene der politischen Institutionen wirkende Johann Freiherr von Chlumecský. Nicht minder bedeutend erscheint das mit dem Namen Ing. Josef Stern verknüpfte Projekt einer regionalen Elektrifizierung.

Es findet sich aber auch der Typus des aus der Region stammenden Erfinders, der, angeregt vom allgemeinen technologischen Fortschritts- und Machbarkeitsdenken, vor Ort versucht, visionäre Ideen zu konkretisieren und umzusetzen. Ein Beispiel dafür ist etwa der Ausseer Greißler und Uhrmacher Josef Haim, der sich an einer „Wunderuhr“ versuchte. Schließlich ist der Typus des in neue Wahrnehmungsdimensionen vordringenden Visionärs zu nennen, wie das bei dem später in Bad Aussee ansässigen Pionier der Filmtechnik, Heinz Hanus, der Fall ist.

Tatsächlich lässt sich im Salzkammergut also ein spezifisches „visionäres“ und damit wirtschaftlich, technologisch und sozialpolitisch innovatives Potenzial erkennen. Bemerkenswert ist die Dichte an einschlägigen Persönlichkeiten und innovativen Projekten gerade in der Zeit von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Zwischenkriegszeit und zum Teil auch noch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Es ist somit kein Zufall, dass die Grundsteine für den ersten Spielfilm, für eines der ersten Sanatorien im Land und die autodynamische Uhr auf Ausseer Boden gelegt wurden.

LITERATURVERZEICHNIS

Hannes ANDROSCH, Warum Österreich so ist, wie es ist. Eine Synthese aus Widersprüchen. Wien 2003; Alfred KOMAREK, Salzkammergut – Reise durch ein unbekanntes Land. Wien 1994; Herbert MATIS, Das Industriesystem. Wirtschaftswachstum und sozialer Wandel im 19. Jahrhundert. Wien 1988; Rupert PICHLER (Hg.), Innovationsmuster in der österreichischen Wirtschaftsgeschichte. Wirtschaftliche Entwicklung, Unternehmen, Politik und Innovationsverhalten im 19. und 20. Jahrhundert. Innsbruck 2003; Walt W. ROSTOW, Stadien wirtschaftlichen Wachstums. Eine Alternative zur marxischen Entwicklungstheorie. Göttingen 1967. Siehe auch die zahlreichen Beiträge zu einzelnen Persönlichkeiten in der Lokalzeitung *Der Traunspiegel*. Große Verdienste um die Erforschung einzelner Persönlichkeiten hat sich Martin Th. Pollner erworben: Martin Thomas POLLNER, Das Salz-Kammergut. Grundzüge einer allgemeinen Geschichte des Salzkammergutes und einige angrenzender Landesteile, mit besonderer Berücksichtigung des Ausseer Landes. Eine Gesamtübersicht von den Anfängen bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien 1999 [mit laufenden Ergänzungen].

**„ihr bewegt falsch ...“
viktoria schaubberger und
die entdeckung der implosion**



Viktor Schaubberger mit Heimkraftwerk

Die Reise begann voller Hoffnungen. „Ihr habt es in Europa nicht haben wollen, jetzt müsst ihr es euch von Amerika teuer wiederholen“, sagte Viktor Schaubberger vor seiner Abreise aus Bad Ischl. Es, das waren Schaubergers einzigartige biotechnische Erkenntnisse. Man schrieb das Jahr 1958, Schaubberger stand im 73. Lebensjahr, seine Gesundheit war angeschlagen. Seinem Wissen über Wasser, Wald und Boden wurde bis auf wenige Ausnahmen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Von Seiten der Wissenschaft angegriffen oder ignoriert, drohten seine Entdeckungen nach seinem Ableben in Vergessenheit zu geraten.

Doch dann kamen die „Amerikaner“ mit schier unglaublichen Versprechungen: unbegrenzte finanzielle und praktische Unterstützung von Schaubergers Forschung sowie deren praktische Umsetzung. Des Weiteren sollten die so gewonnenen Erkenntnisse allen interessierten Staaten zur Verfügung gestellt, und – besser noch – die gesamte Menschheit sollte über die falsche Naturauffassung von Wissenschaft und Technik aufgeklärt sowie deren Anwendung verboten werden. Schaubberger sah darin die vielleicht letzte Möglichkeit zur Realisierung seiner Ideen und ließ sich zur Reise nach Übersee überzeugen. Die letzten Tage vor seinem Abflug nach Amerika verbrachte Viktor Schaubberger bei seiner Tochter Huberta Böhm (Gattin des Schauspielers Maxi Böhm) in Bad Ischl, die zu dieser Zeit die Schrott-Villa als Frühstückspension führte. In diesen Tagen besuchte er auch gemeinsam mit seinem Sohn Walter und den beiden amerikanischen Emissären Gerchtsheimer und Dodd Professor Johann Ude in Grundlsee.

Dann brach er in Begleitung seines Sohnes und seines Schwiegersohnes Walter Luib nach Amerika auf. Aufgrund des

langjährigen Herzleidens von Viktor Schaubberger einigte man sich vertraglich auf eine Verweildauer von drei Monaten. Innerhalb dieser Zeit sollte er einem Team von Wissenschaftlern seine biotechnischen Anschauungen darlegen. Danach könnte er wieder nach Österreich zurückkehren und in Bad Ischl, in der Villa Rothstein, an seinen Konzepten weiterarbeiten. Nach dem Transfer seiner Ergebnisse in die Vereinigten Staaten sollten sie dort rasch verwirklicht werden. Walter Schaubberger hingegen sollte samt seiner Familie ein weiteres Jahr bleiben, um das Forschungsprojekt zu begleiten. So war der Plan.

Dreißig Jahre zuvor, im Jahr 1925, war Viktor Schaubberger von den Österreichischen Bundesforsten mit dem Bau einer Holztriftanlage im Bad Ischler Rettenbach betraut worden. Wasser ist der älteste Verkehrsträger, und Holz in einem Kanal zu schwemmen ist eine billige und effiziente Transportmethode – ein triftiges Argument in einer Zeit wirtschaftlicher Anspannung.

Schon seit Beginn der straff organisierten Salzgewinnung im Salzkammergut im Jahr 1311 war die Holztrift von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung. Es konnte nur so viel Salz gewonnen werden, als man Holz zur Befuerung der Salzpflanzen herbeischaffen konnte. In Bad Ischl wurde 1563 der Salzberg aufgeschlagen, das Sudwesen begann 1571. Im Zuge dieser Neueinrichtung wurden die nahe gelegenen Bäche zur Trift genutzt. Unter den Ischler Gewässern wurde der Rettenbach besonders lange und gut zur Trift ausgebaut. Aus allen Seitengräben wurde getriftet, mit insgesamt zwei großen Haupt- und acht kleineren Nebenklausen entstand im Rettenbachtal ein dichtes Netzwerk an Triftanlagen. Einer dieser Seitengräben ist der Kargraben, gekennzeichnet durch ein tief eingeschnittenes, stark verschotterndes Bachbett mit zahlreichen Flachstücken und Steilstufen. Ein schwieriges Terrain für den Bau einer Triftanlage.

Der Förster Viktor Schaubberger baute Triftanlagen nach seinen eigenen Vorstellungen. Er hatte in der Vergangenheit eine

Reihe von Entdeckungen gemacht, die auf den ersten Blick nichts miteinander verband: So beobachtete er den Einfluss von Wassertemperatur und Vollmond auf die Holztrift, die Fähigkeit der Forelle, ohne Anstrengung in der reißenden Strömung des Gebirgsbaches stillzustehen bzw. hohe Wasserfälle zu überwinden und schließlich die Schwimmbewegungen einer Schlange. Aus diesen drei Erkenntnissen leitete Schaubberger ein allgemein gültiges Prinzip ab. Die spiralartigen Bewegungen, die der Schlangenkörper beim Schwimmen macht, nämlich eine Kombination aus wellenartigen Vertikal- und Horizontalkurven, sind auch bei fließendem Wasser zu beobachten, mit Windungen bald links-, bald rechtsläufig, schlangenartig eben. Im Zentrum dieser Wasserbewegung entsteht eine Energie, ein Sog entgegen der Fließrichtung, so dass die Forelle ohne Kraftaufwand im Wasser stehen, schnell nach vorne flüchten oder über Wasserfälle emporsteigen kann. Schlussendlich ist die Sogkraft bei kaltem Wasser stärker als bei warmem, also in klaren und kühlen Nächten stärker als an Tagen mit viel Sonnenschein.

Schaubberger wollte das Wasser in seiner Riese – den aus Baumstämmen gefertigten halbkreisförmigen Rinnen, in denen das Holz selbstständig bergab gleitet – in dieselbe Bewegung versetzen. Zu diesem Zweck wurden dünne Holzlatten in die Kurven der Schwemrinne genagelt, wodurch das Wasser in die gewünschte windende Bewegungsform versetzt wurde. Das „(natur)richtig“ bewegte Wasser wurde kühler, spezifisch dichter und schwerer, dadurch trag- und schleppfähiger. Dies waren Bedingungen, unter denen auch Buchen- und Tannenholz geschwemmt werden konnte, obwohl es spezifisch schwerer als Wasser ist. Ein Faktum, das auf den ersten Blick dem wissenschaftlich fundierten Archimedischen Gesetz zuwider läuft, auf den zweiten Blick jedoch den entscheidenden Vorteil von Schaubbergers gegenüber der konventionellen Wasserriese bedeutet.

Die Schaubbergersche Triftanlage in Bad Ischl bildete eine Kombination aus Sperren und Holzriesen, wobei man zwischen Trockenriesen, in denen das Holz auf dem Untergrund gleitet, und Wasserriesen, wo das Holz schwimmt, unterscheidet. Die oberste

Sperre war gleichzeitig eine Strebwerkklause: Beim Öffnen des Klaustores stürzte das gestaute Wasser heraus und riss das Holz mit. An einem Wasserfall, wo das Bachbett für die Trift ungünstig wurde, konstruierte man die zweite Sperre, mit einer anschließenden zwanzig Meter langen Wasserriese und einer sechzig Meter langen Trockenriese. Am Unterlauf des Kargrabens entstand die dritte Sperre mit anschließender Trockenriese. Getriftet wurden zweimetriges Rundholz und Holzscheite. Das lose schwimmende Holz fing man im Unterlauf des Rettenbaches mit einen Rechen auf.

Die Holztrift im Salzkammergut erlebte kurz vor dem Bau der Eisenbahn ihren Höhepunkt. 1867 standen 46 Klausen in fast ebenso vielen Triftbächen und 23 Wasserriesen im Einsatz. Bis zur Einstellung der Trift wurden jährlich zwischen 8000 und 10.000 Raummeter Holz geliefert. Letztendlich hielt aber auch im Salzkammergut der technische Fortschritt Einzug. Neben dem Eisenbahntransport ließ ein Wegenetz an Forststraßen und die Befehuerung der Sudhäuser mit Kohle die Bedeutung der Holztrift schwinden. Zudem war die Instandhaltung der durch wiederkehrende Hochwässer beschädigten oder weggerissenen Klausen und Rechen äußerst kostspielig. Nach 1945 wurde im Rettenbachtal die Holztrift nach mehr als 370 Jahren für immer eingestellt. Viktor Schaubberger wirkte in einer Zeit, in der die Bedeutung der Holztrift demnach ihren Zenit längst überschritten hatte. Heute sind aus Beton gegossene Fragmente von Sperren und Kanälen gemeinsam mit Konsolen und Fundamenten für Holzbauten die letzten Zeugen der Triftanlage in der Rettenbachwildnis. Kargrabens war eine kleine Triftanlage im Vergleich zu jener im oberösterreichischen Steyerling und der berühmt gewordenen Anlage im steirischen Neuberg.

In der Zwischenkriegszeit weckte der Bau forstlicher Holzbringungsanlagen noch die Aufmerksamkeit der staatlichen Behörde; Viktor Schaubberger machte Karriere: Mit 1. Dezember 1924 avancierte der einfache Förster zum Konsulenten im Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, seine Aufgabe war der Ausbau von Triftanlagen. Die Rationalisierungen in der Holzbringung

rechtfertigten wohl das vierfache Hofratsgehalt, der langsam agierende staatliche Forstbetrieb stellte aber den flexibel und wirtschaftlich denkenden Schauberger vor diverse Schwierigkeiten. Zudem war es den akademischen Forstbeamten ein Dorn im Auge, einem Mann mit niedriger Ausbildung in technischen Belangen weisungsgebunden zu sein. Das Dienstverhältnis endete mit 30. Juni 1926.

In seinem Naturverständnis spielte die von Schauberger entdeckte Gesetzmäßigkeit der spiralförmigen Wasserbewegung eine zentrale Rolle. Seine Theorie, die er zunächst als „zykloide Raumkurvenbewegung“ beschrieben hatte, entwickelte er solange weiter, bis er zum Schluss kam, dass eine nach innen gerichtete, konzentrisch-spiralförmige Massenbewegung mit saugenden und ziehenden Eigenschaften die einzige Bewegungsform der Natur sei.

Dieses Bewegungsmuster findet man im Großen wie im Kleinen. Von der Sonne gravimetrisch angezogene Planeten umkreisen jene in ellipsoiden Bahnen, während sie selber um die eigene Achse rotieren. Verblüffend ähnlich bewegen sich Elektronen um den Atomkern. Im Prinzip stellt das Atommodell von Nils Bohr ein verkleinertes Modell des Sonnensystems von Johannes Kepler dar. Atome verbinden sich zu Molekülen, die wiederum eine spiralartige Form einnehmen können. Die prominenteste darunter ist die Doppelhelix der DNA, des Trägers der genetischen Information. Im Zentrum des kosmischen Wirbels einer Spiralgalaxie sitzt ein Schwarzes Loch, eine im Vergleich zu unserer Sonne milliardenfach verdichtete Masse mit enormer Anziehungs(Saug-)kraft. Ein ähnliches Bild zeigt die zyklonale Bodenströmung von Tiefdruckgebieten, die in tropischen Wirbelstürmen die stärkste Entwicklungsstufe entfalten. Im „Rüssel“ eines Tornados wird die aufsteigende Luft mit einer Geschwindigkeit von mehr als 100 Kilometern pro Stunde beschleunigt, so dass außerordentlich hohe Rotations- und Vertikalgeschwindigkeiten auftreten. Für Wasserstrudel ist eine trichterförmig abwärts saugende Spiraldrehung charakteristisch.

Das Grundprinzip dieser natürlichen Bewegung nannte Viktor Schauberger Implosion. Bewegen sich Luft- oder Wassermas-

sen in spiralförmig-konzentrischen Bahnen zentripetal, so werden sie im Zentrum verdichtet. Durch die Saugwirkung wird die Reibung minimal gehalten, das System kühlt ab. Physikalische Umwandlungsprozesse setzen Energie mit frei, mit dem Erfolg, dass das Endprodukt qualitativ höher ist als das Ausgangsprodukt.

Der Implosion steht übrigens die Explosion gegenüber. Sie ist nach außen gerichtet, geradlinig, vom Menschen künstlich geschaffen. Motoren verbrennen qualitativ hochwertigen Kraftstoff unter Druck- und Temperaturerhöhung zu minderwertigen Produkten wie Abgasen und Russ.

In den Holztrifftanlagen wurde die Gesetzmäßigkeit der Biotechnik zum ersten Mal in der Praxis erprobt. Schaubberger baute Apparaturen zur Wasserveredelung, startete Versuche zur Gewinnung von Elektrizität aus Wasser, entwickelte neue Konzepte im Wasserbau und in der Landwirtschaft, engagierte sich im Naturschutz und konstruierte Heimkraftwerke.

Im Bau der Repulsine (1940), einer Konstruktion für die Erzeugung von Energie, sollte die Umsetzung der Implosionstheorie ihren Höhepunkt erreichen. In der Repulsine, die als Antrieb von Flugzeugen oder U-Booten fungieren sollte, bilden zwei Scheiben mit konzentrischen Wellenbergen und -tälern (oder Rillen) das ungewöhnliche Konzept. Bei einem Probelauf machte sie sich selbstständig, riss die Bolzen der Werkbank ab und flog gegen die Decke der Werkshalle. Der Mythos von Viktor Schaubergers Flugscheiben war geboren. Er selbst hat aber nie eine „fliegende Untertasse“ gebaut.

Der zentrale Bestandteil beim Heimkraftwerk (auch Implosionsmaschine) von 1955 war ein Doppelspiralrohr (Wendelrohr), ähnlich geformt wie das Horn einer Kuduantilope; das Betriebsmedium war Wasser. Als Vorbild diente der natürliche Wasserlauf, in welchem eine immerwährende Umwandlung von Materie zu Energie und weiter zu veredelter Materie erfolgte. Die erzeugte Kraft ist dabei nur ein Nebenprodukt der ablaufenden biologischen Synthesen. Es wurden mehrere Prototypen gebaut, über deren Funktion heute nur spekuliert werden kann. Weder von der Repulsine noch

von den anderen Geräten gibt es detaillierte Beschreibungen über Bau und Funktion. Absicht?

Davon überzeugt, eine grandiose und weltverändernde Entdeckung gemacht zu haben, kritisierte Schauberger Wissenschaft und Technik scharf. Sein eigensinniges und choleres Naturell ließ zudem die Diskussionen hitzig und emotionsgeladen verlaufen. „Ihr bewegt falsch“, sagte er, und die Naturwissenschaft mache in Bezug auf die Natur „alles verkehrt“. Mit solchen Äußerungen schuf er sich keine Freunde. Die durch Intrigen gesteuerte Entlassung aus dem Staatsdienst war symptomatisch für das Wirken von Viktor Schauberger.

Anfang der 1930er-Jahre erzeugte er in Wien Heilwasser und verabreichte es kranken Menschen. Weil die Heilerfolge mit der klassischen Schulmedizin nicht erklärt werden konnten, musste er das Labor mit den Geräten zur Wasserveredelung alsbald schließen. 1932 wurde die gesamte Auflage eines prächtig illustrierten Buches über die Donau eingestampft, weil sich darin ein Aufsatz von Viktor Schauberger über deren Regulierung befand. 1934 endete ein Empfang bei Adolf Hitler in der Berliner Reichskanzlei mit Diffamierungen und einem einstweiligen Einreiseverbot nach Deutschland. 1939 wurde Schauberger sogar kurzerhand in die psychiatrische Abteilung des Wiener Allgemeinen Krankenhauses eingeliefert, kam aber nach fünf Tagen mit einem positiven ärztlichen Attest wieder frei.

Schauberger stieß jedoch nicht überall auf Ablehnung. Nach anfänglichem Misstrauen fand er im international anerkannten Wiener Wasserbauer Professor Philipp Forchheimer seinen vielleicht größten Befürworter. Forchheimer verhalf Schauberger zur Veröffentlichung seiner Ausführungen in der angesehenen Fachzeitschrift *Die Wasserwirtschaft*. Er wollte auch die „ideale zyklische Raumkurve“ in das von ihm verfasste fünfbandige Standardwerk über die Hydraulik einbinden. Unglücklicherweise starb er jedoch vor den im Lehrbuch geplanten Änderungen.

Und schließlich geriet Amerika zu einer herben Enttäuschung. Zum einen war Schauberger des Englischen nicht mächtig,

zum anderen beschrieb er seine Theorie mit einer nur ihm vertrauten Terminologie. Dies verursachte Verständigungs- und Verständnisschwierigkeiten bei den Amerikanern. Um das Geheimnis der Implosionstheorie zu lüften, wurde ein aus Österreich eingetroffener Prototyp zersägt. Schauburger war fassungslos.

Zudem schwächte die in Texas herrschende Hitze Viktor Schaubergers Gesundheitszustand, Heimweh begann ihn zu plagen. Da teilte man ihm mit, dass die praktische Durchführung der Implosion (beispielsweise in der Energieerzeugung) einen USA-Aufenthalt von acht Jahren voraussetzen würde, eine vorzeitige Abreise könne nur nach Unterzeichnung eines neuen Vertrages erfolgen; dieser war in Englisch abgefasst und wurde Schauburger nicht übersetzt. Auf allen Linien geschwächt, gab er schließlich dem Druck nach und unterschrieb den Vertrag, ohne dessen Inhalt genau zu kennen. Zu spät erkannte er, dass er sich verpflichtet hatte, sein gesamtes geistiges Eigentum samt Plänen und Modellen an Amerika abzutreten. Und, schlimmer noch, in Europa durfte nichts mehr über Implosion veröffentlicht werden. „Sie haben mir alles genommen, alles. Ich gehöre noch nicht einmal mehr mir selbst“, äußerte sich der maßlos enttäuschte und gebrochene Viktor Schauburger. Im September 1958, fünf Tage nach seiner Rückkehr, verstarb er an einem Herzinfarkt in Linz.

LITERATURVERZEICHNIS

Olof ALEXANDERSSON, Lebendes Wasser. Über Viktor Schauburger und eine neue Technik unsere Umwelt zu retten. Steyr 192003; Engelbert KOLLER, Die Holztrift im Salzkammergut. Linz 1954; Engelbert KOLLER, Forstgeschichte des Salzkammergutes. Eine forstliche Monographie. Wien 1970; Siegbert LATTACHER, Viktor Schauburger. Auf den Spuren des legendären Naturforschers. Steyr 1999; Viktor SCHAUBERGER, Unsere sinnlose Arbeit. Wiederveröffentlichung einer Abhandlung aus dem Jahre 1933, hg. von Jörg Schauburger. Bad Ischl 2003.

„alles aussee“ Lösungsideen für den Salztransport



Aussee Salzträger, Gouache von
J. von Lederwasch um 1800

Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts bildete das Salinenwesen das größte Industrieunternehmen der Habsburgermonarchie. Bergbau, Salzproduktion und Handel unterstanden unmittelbar dem Landesfürsten, so dass das Salzkammergut einen in sich geschlossenen Wirtschaftskörper darstellte, einen „Staat im Staat“, der sich ausschließlich der Salzgewinnung widmete. Die oberste Verwaltungsbehörde des Kammergutes war Jahrhunderte hindurch die Niederösterreichische Hofkammer. Als 1848 so manche Agenda der Hofkammer in den Aufgabenbereich des Finanzministeriums übertragen wurde, wanderten auch zahlreiche Aktenbestände über das Salinenwesen im Kammergut in die neue Dienststelle. Die laufend anfallenden Akten wurden in den Schubladen eines niedrigen Planschranks aufbewahrt. Nach und nach füllten sich die Schrankladen, so dass sich alsbald große Mengen von Aktenfasziken auf dem Schrank türmten. Von der Last der Faszikel zusammengedrückt, ließen sich die Schubladen nicht mehr öffnen, und ihr Inhalt geriet in weiterer Folge in Vergessenheit. Als man die Akten des Finanzarchivs aus den Kellern des Ministeriums in der Wiener Himmelpfortgasse in das Staatsarchiv in Wien-Erdberg überstellte, wurde der Planschrank frei geräumt. Die darin aufbewahrten Unterlagen konnten endlich gesichtet und bearbeitet werden. Darunter befindet sich auch ein Aktenbündel mit der Aufschrift „Alles Aussee“. Entgegen der Beschriftung finden sich darin zwei Projekte zum Transportwesen der Hallstätter Saline, die mangels Realisierung längst in Vergessenheit geraten sind.

Die Arbeit am Salzberg war nicht minder beschwerlich und lebensbedrohend als jene im Berg unter Tage. Zu den Schwerarbeiten zählte der Transport des Kernsalzes vom Salzberg hinunter an das Ufer des Hallstätter Sees. Umso erstaunlicher, dass diese Tätig-

keit seit jeher vor allem von Frauen und Kindern verrichtet wurde. In zahlreichen, zumeist nur ärmlich ausgestatteten Gräbern von Frauen und Kindern aus der Hallstatt-Zeit fand man Skelette mit gravierenden Abnutzungserscheinungen an den oberen Halswirbeln. Diese vom Schleppen schwerer Lasten hervorgerufenen Deformationen führten nicht selten zum frühen Tod. Doch das Schleppen sollte noch lange kein Ende finden, wie das Schicksal der „Kernweiber“ bis in das späte 19. Jahrhundert beweist. Gekrümmt unter ihren voll geladenen „Kraxen“ mit den salzhaltigen Steinbrocken schafften sie bis zur viermal täglich den Weg über die Steilhänge, der einen Höhenunterschied von mehr als 500 Metern zwischen dem Seeniveau und den Ladeplätzen am Salzberg überwand. Um den dürftigen Salinenlohn etwas aufzubessern und von der Vision eines besseren Lebens bestärkt, mühten sich auch Schwangere. Ihre Neugeborenen, so registrieren es die Pfarrmatrikel, überlebten manchmal nicht einen Tag.

Als die Salinenverwaltung Hallstatt im Februar 1870 die Errichtung eines Bremsberges oder, als Alternative, einer Drahtseilbahn zur Steinsalzförderung im Finanzministerium zur Begutachtung vorlegte, spielten soziale Fragen und humanitäres Gewissen, wenn überhaupt, nur Nebenrollen. Vielmehr waren die Steigerung der Förderkapazitäten der Steinsalzgewinnung, die Konkurrenzfähigkeit des Salinenbetriebes und die unumgänglich notwendige Rationalisierung die zentralen Anliegen des Projektes. In ihrer mit einem detaillierten Kostenvoranschlag ergänzten Einreichung belegen der Hallstätter Bergmeister Hapf und der Markscheider Rochelt die Zweckdienlichkeit von Sturzrollen in Verbindung mit einem Bremsberg zur Steinsalzförderung. Zwar biete das steile und unwegsame Gelände an der Südostflanke des Salzberges nicht unerhebliche Schwierigkeiten bei der Errichtung der als Wurfgeschäfte vorgesehenen gusseisernen Röhren, doch eigne sich gerade wegen des hier gemessenen Fallwinkels von 56 Grad das Gelände bestens für das Verstürzen der „Salzminutien“, jener bei der Gewinnung anfallenden kleinen und weniger als drei Kilogramm schweren Steinsalzstücke. Allein die Errichtungskosten der Sturzrollen, der

Rohre, des Bremsberges und der anschließenden Eisenbahn schie-
nen weder den Bergmeister noch den Markscheider von der Wirt-
schaftlichkeit der vorgeschlagenen Bringungsanlage zu überzeu-
gen. Daher setzten sie ihre Hoffnungen in ein bislang kaum
bedachtes, neuartiges Transportsystem, nämlich in das einer Draht-
seilbahn.

Freilich, so neu war dieses Prinzip nicht. Bereits das „Feu-
erwerksbuch“ aus der Zeit um 1400 beschreibt eine Seilbahn mit
endlosem Seil, an dem die Last hängt und über Rollen und eine
Kurbel bewegt wird. In Jacob Leupolds Werk „Theatrum Machinari-
um“ wird von einer 1644 in Danzig für Erdarbeiten eingerichteten
Seilbahn berichtet. Diese Seilbahn, die mit einem gemeinsamen
Trag- und Zugseil ausgestattet war und deren endloses Seil erstmals
über Zwischenstützen lief, bewegte kettenartig aufgereihte Förder-
körbe. Allerdings erfuhren Seilbahnen bis in die Epoche der Indus-
triellen Revolution kaum nennenswerte Verbesserungen. Erst die
Einführung der Drahtseilbahn, die vom Bergingenieur Wilhelm
August Julius Albert in Clausthal 1834 entwickelt worden war, ver-
vielfachte die Einsatzmöglichkeiten, den Aktionsradius und die
Tragfähigkeit der Seilbahnen. Dazu waren allerdings noch eine
Fülle von Einzelfragen zu lösen wie etwa selbsttätige Seilspannvor-
richtungen und stoßfreie Übergangsstellen an Stützpfählern oder
die Beherrschung der Bahnkrümmungen an den Endpunkten und
mitunter im Trassenverlauf. Außerdem bereiteten die Vorrichtun-
gen zum automatischen Abkippen der Last einige Probleme.

All diese Fragen hatten der Hallstätter Bergmeister und
sein Markscheider nicht beantwortet, doch immerhin war ihnen die
Funktion einer Drahtseilbahn aus kurzen Beschreibungen und Skiz-
zen in Fachzeitschriften bekannt. Besonders angetan waren sie von
einer im *Berggeist*, einer Zeitung für Berg- und Hüttenwesen, vorge-
stellten Seilbahn, die 1868 in der Nähe von Leicester in England
errichtet worden war. Diese besorgte den Steintransport aus den
Granitbrüchen von „Ellis & Everard“ in Markfield zur Station Bar-
don Hill der Midland Railway und bestand aus einem endlosen
Drahtseil, unterstützt durch eine Reihe von Rollen, die auf fest ste-

henden Böcken ruhten. An einem Ende lief das Seil über die so genannte Fowlersche Seiltrommel, die, von einer „Lokomobile“ angetrieben, dem Seil eine Geschwindigkeit von vier bis sechs Meilen pro Stunde verlieh. Die Transportbehälter wurden mittels einer Schienenweiche am Ladeplatz auf das Seil und an der Eisenbahn von dem Seil geleitet.

Hapf und Rochelt waren zwar überzeugt, dass dieses von Hodgson entwickelte und als englisches System bekannt gewordene Seilbahnprinzip zumindest für den überwiegenden Teil der Strecke, die vom projektierten Schacht am Kaiser-Josef-Stollen bis hinunter nach Hallstatt reichte, als ideale Förderanlage für den Steinsalztransport dienen konnte. Die steil abfallende Bergflanke unterhalb des Rudolfsturmes schien aber dann doch zu steil für eine derartige Seilbahn; auch befürchteten die beiden, dass die Errichtung der notwendigen Stützen in dem felsigen Gelände nur unter hohem Kostenaufwand möglich wäre. Daher beharrten sie auf den bereits erwähnten Sturzrollen und Eisenröhren für diesen Abschnitt. Doch die knapp einen Kilometer lange Strecke vom Rudolfsturm zum Mundloch des Kaiser-Josef-Stollens wies mit einer maximalen Steigung von 13 Grad nahezu ideale Voraussetzungen für die Errichtung einer Drahtseilbahn auf, die auch wesentlich billiger kommen sollte als der für diese Strecke beantragte Bremsberg in Kombination mit einer Verbindungsbahn, und zwar um 7150 Gulden, so rechnete Markscheider Rochelt vor. Und noch einen bedeutenden Vorteil vermochte der Hallstätter Bergmeister für die Errichtung einer Drahtseilbahn hinzuzufügen: das enorme Potenzial einer Kapazitätssteigerung der Steinsalzförderung. Ausgehend von der aktuellen jährlichen Fördermenge von 20.000 Zentnern (1 Zentner = 56 Kilogramm) rechneten Hapf und Rochelt eine Vervielfachung der Jahresfördermenge auf 1,600.000 Zentner Steinsalz vor, die – ohne die Seilgeschwindigkeit zu erhöhen – erreicht werden konnte, wenn die Tragkraft und die Fördergefäße optimal ausgenutzt würden.

Lediglich bei der Wahl des Antriebsmotors für die Drahtseilbahn schien die Salinenverwaltung nicht in der Lage gewesen zu

sein, präzise Angaben über Art und Leistungsstärke vorzulegen. Während die Seilbahn in Leicester von einer „Lokomobile“ angetrieben wurde, verwies man für den Antrieb der projektierten Seilbahn am Salzberg auf die mögliche Nutzung der Wasserkraft. Denn unmittelbar neben dem Kaiser-Josef-Stollen fließt das Brunnwasser für den Markt Hallstatt vorbei. Gerade im Bergbau hatten es die Bergleute schon im Spätmittelalter verstanden, die Gruben mit Hilfe der Wasserkraft und riesigen Kehrädern trocken zu halten und die Förderung in den Schächten zu bewerkstelligen.

Immerhin empfahl das Finanzministerium aber weitere Studien mit Drahtseilbahnen. Denn schließlich, so wurde in der abschließenden Stellungnahme wohlwollend angemerkt, dürfte ein solches Transportmittel für die gesamte Montanindustrie, besonders im Gebirge, aber auch unter Tage von sehr großem Vorteil sein. Fünf Monate nach der Ablehnung des vorgelegten Drahtseilbahnprojektes wurde am 5. Juli 1870 das vom Wahlösterreicher Theobald Obach erfundene Zweiseil-Bahnsystem beim österreichischen Patentamt angemeldet. Obach gilt als der erste Konstrukteur einer modernen Seilschwebbahn. Der Bau einer Seilbahn auf den Hallstätter Salzberg sollte erst 1942 erfolgen; diese Bahn war bereits beschränkt für den Personenverkehr zugelassen. Erst 1955, mit der touristischen Nutzung des Hallstätter Schaubergwerks, wurde die Materialseilbahn zu einer öffentlichen Personenseilbahn umgebaut.

Etwa zur selben Zeit, als man sich mit einer effizienteren Steinsalzförderung vom Hallstätter Salzberg auseinander setzte, versuchte die Saline, eines weiteren Problems Herr zu werden. Die unbefriedigende Beschaffenheit des in Hallstatt in den Handel gelangenden Formsalzes hatte immer wieder zu nicht unbedeutenden finanziellen Einbußen geführt. Gutes Salz musste weiß, kristallinisch, trocken, fest und dicht sein, an der Luft trocken bleiben, sich im Wasser leicht auflösen, demselben keine Farbe geben und auch keinen Bodensatz verursachen. Nicht etwa, dass das in Hallstatt gewonnene Salz diese Kriterien nicht erfüllt hätte. Kopfzerbrechen bereitete die Konsistenz der „Füderl“, jener Formsalzblöcke, die ver-

sandfertig das Pfannhaus verließen: Nachdem sie gewogen und mit ihrem Gewicht versehen worden waren, gelangten sie ohne Verpackung zum Versand. Beim Transport mussten die „Füderl“ immer wieder umgeladen werden, von der Zille auf den Wagen, vom Wagen auf die Platte, von der Platte erneut auf Wagen, Schlitten, Karren, auf Tragtiere oder in „Kraxen“. Diese häufigen Manipulationen erforderten festgefügte Salzblöcke, die obendrein dem Transport über holprige Straßen standhalten mussten.

Die „Füderl“ aus der Hallstätter Saline zerbrachen und zerbröselten oft schon bei den ersten Ladearbeiten. Die Ursache hierfür lag in der mineralogischen Zusammensetzung des Salzes begründet. Da sich die „Füderl“ der Ausseer Saline als manipulations- und transportstabil auszeichneten, setzte man in Hallstatt beim Sudprozess Pfannkernstücke aus der Ausseer Saline zu. Doch wie sollte das Hallstätter Sudhaus regelmäßig und ausreichend mit den begehrten Pfannenresten aus Aussee beliefert werden? Die kürzeste Verbindung zwischen den beiden Pfannhäusern stellte der Weg über den Koppengpass dar, der zumindest seit römischer Zeit benützt wurde. Aber er war steil und während der Wintermonate wegen Lawinengefahr bis weit in das Frühjahr hinein praktisch unpassierbar. Mitte der 1860er-Jahre tauchte der Plan zur Errichtung einer Pferdeisenbahn zwischen Hallstatt und Aussee auf. Die projektierte Trasse sollte durch die Koppenschlucht entlang des Traunufers verlaufen und so den Anstieg vom Hallstätter See in das Ausseerland bewältigen können.

Es scheint nun unzeitgemäß, 1865 ein Pferdeisenbahn-Projekt vorzulegen. Die nach Planungen von Carl Ritter von Ghega 1854 fertig gestellte Semmeringbahn hatte doch längst den Beweis für die Gebirgstauglichkeit der Dampfeisenbahn erbracht. Der Urheber des Pferdeisenbahn-Projekts zwischen Hallstatt und Aussee, über dessen Identität aus den Unterlagen nichts zu erfahren ist, konnte sich jedoch auf ein erfolgreiches Vorbild berufen: Der Bau der Nord- und dann der Südrampe der Pferdeisenbahn zwischen Budweis/české Budějovice und Linz sowie deren Verlängerung von Linz nach Gmunden hatte seit den 30er-Jahren des 19. Jahrhun-

derts zu einer beachtlichen Steigerung des Salzhandels beigetragen. Über die Leistungsfähigkeit der Pferdeeisenbahn wusste man aufgrund jahrzehntelanger Erfahrung bestens Bescheid, so dass auch die Errichtungs- und Betriebskosten für den nur wenige Kilometer langen Abschnitt über den Koppen exakt abgeschätzt werden konnten.

Warum die Pferdeeisenbahn-Verbindung zwischen den Pfannhäusern von Hallstatt und Aussee letztlich nicht realisiert wurde, geht aus den nur spärlich erhaltenen Aufzeichnungen nicht hervor. Erst mit der Fertigstellung der Salzkammergutstrecke der Kronprinz-Rudolf-Bahn im Jahr 1877 sollten die Transportprobleme zwischen Aussee und Hallstatt der Vergangenheit angehören. Allerdings verläuft die Bahnlinie am steilen Ostufer des Hallstätter Sees, so dass Hallstatt von der Bahnstation nur mit dem Schiff zu erreichen ist. Frachten für die Saline mussten daher bereits in Obertraun auf Wagen umgeladen werden, um auf der Straße das Pfannhaus in Lahn zu erreichen. Das leidige Transportproblem ob der unbefriedigenden Konsistenz der „Füderl“ hatte schließlich 1893 ein Ende, als die Produktion auf Blanksalz umgestellt wurde, das in Säcken abgefüllt zum Versand gelangte.

Wenn das Pferdeeisenbahn-Projekt durch die Koppenschlucht auch nie ausgeführt worden ist, so hat es dennoch deutliche Spuren hinterlassen: Die Bahntrasse der Kronprinz-Rudolf-Bahn verlief nämlich zunächst weitgehend ident mit der von der Hallstätter Salinenverwaltung konzipierten. Als sie 1897 durch ein Hochwasser am Eingang in das Koppental im Bereich des Mühlenwerksteintunnels zerstört wurde, verlegte man beim Neubau den Bahnkörper höher über das Traunufer. Heute folgt ein Wanderweg der alten, visionären Trasse.

LITERATURVERZEICHNIS

Jacob Leupold: *Theatrum Machinarium*. 8 Bde. Nach den Ideen von Jacob Leupold bearbeitet und herausgegeben von Johann Matthias Beyer. Leipzig 1735.

**von attnang-puchheim bis stainach-irdning
josef stern und die elektrifizierung
der salzkammergutbahn**



Josef Stern – bahnbrechend

Der Ausspruch Lenins, dass „Kommunismus die Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes“ sei, belegt den enormen Stellenwert dieser Technologie für die wirtschaftliche Entwicklung des 20. Jahrhunderts. Josef Stern erkannte bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert die – für die meisten seiner Zeitgenossen unvorstellbaren – technischen Möglichkeiten einer flächendeckenden Elektrifizierung, und es gelang ihm, auch im Salzkammergut seine Vision zu realisieren. Dabei verband er sein technisches Fachwissen mit der Risikobereitschaft als Unternehmer, um seine Ideen im großen Stil auch praktisch umzusetzen. Josef Stern gelang es, im Laufe seines Lebens ein ertragreiches Bau-, Verkehrs- und Elektrizitätsunternehmen von Grund auf aufzubauen, das auch noch am Beginn des 21. Jahrhunderts besteht.

Josef Stern, 1849 geboren, begann 1868 an der Universität Wien Mathematik und Physik zu studieren. Sein ursprüngliches Berufsziel – die Lehrtätigkeit – wurde durch ein schweres Ohrenleiden, das in weiterer Folge zu völliger Taubheit führen sollte, vereitelt. Er wechselte an das „Polytechnische Institut“, die heutige Technische Universität Wien, studierte anfänglich verschiedene Berufsfächer, spezialisierte sich ab 1871 im Bereich Eisenbahnwesen und schloss sein Studium 1872 erfolgreich ab.

Durch die Mitarbeit in verschiedenen Bahnbauunternehmen konnte der junge Ingenieur jene praktischen Erfahrungen sammeln, die später die Basis für seine selbstständigen Unternehmungen bilden sollten. Ab 1875 war der damals 26-jährige Stern an der Projektierung der „Kronprinz-Rudolf-Bahn“, der heutigen Salzkammergutbahn von Attnang-Puchheim nach Stainach-Irdning, vor allem im Raum Bad Goisern beteiligt. Diese Bahnlinie sollte Josef

Stern im Laufe seines Berufslebens immer wieder beschäftigen. In seinem letzten Lebensjahr war es ihm noch gegönnt, die Realisierung der von ihm über Jahrzehnte so hartnäckig verfolgten Elektrifizierung der „Salzkammergutbahn“ mitzuerleben.

Mit seinem Kompagnon Franz Hafferl gründete Josef Stern 1883 ein eigenes Ingenieurbüro, das sich im Lauf der Zeit zu einem bedeutenden Bahnbauunternehmen entwickelte. Bis zu seinem Tod im Jahre 1924 wurden von „Stern & Hafferl“ 28 Bahnlinien gebaut, darunter so bekannte Linien wie die „Salzkammergut Lokalbahn“ zwischen Salzburg und Bad Ischl oder die „Schafbergbahn“ in St. Wolfgang.

Neben dem Bahnbau etablierte sich bei „Stern & Hafferl“ die Elektrotechnik als zweiter unternehmerischer Schwerpunkt. Dabei galt es vorerst, mit dem Bau von Kraftwerken und dem Aufbau eines großräumigen, leistungsfähigen Verteilernetzes die Grundlagen für die Elektrifizierung des Salzkammergutes zu schaffen: 1890 setzte Josef Stern mit der Errichtung eines Dampfkraftwerks in St. Wolfgang den ersten notwendigen Schritt, noch vor der Jahrhundertwende folgten Kraftwerksbauten in Gmunden, 1902 ein Speicherkraftwerk in St. Wolfgang und bis 1909 das Offenseewerk sowie das Schwarzenseewerk.

Ab 1903 arbeitete Josef Stern an der Nutzbarmachung der Wasserkräfte des Gosautales im oberösterreichischen Salzkammergut. 1914 konnte das mehrstufige Kraftwerksprojekt „Gosauwerke“ abgeschlossen werden. Der Vordere Gosausee, wohl das signifikanteste Naturmotiv des Salzkammerguts, jener See, in dem sich Dachstein und Gosauer-Gletscher spiegeln, ist ein künstlich aufgestauter Wasserspeicher der „Gosauwerke“. Das Leitungsnetz von „Stern & Hafferl“ konnte 1912 mit der Errichtung einer Hochspannungsleitung über den Pötschenpass abermals erweitert werden, womit es nun möglich wurde, das Ausseerland mit elektrischer Energie aus den „Gosauwerken“ zu versorgen.

Die Pläne zur Elektrifizierung der Salzkammergutbahn wurden bereits kurz nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert diskutiert, als Josef Stern im Zuge der Nutzbarmachung der Wasser-

kräfte des Gosautales dem Eisenbahnministerium entsprechende Vorschläge unterbreitete. Bereits 1906 wurde für das Maschinenhaus Steeg/Hallstättersee – der Endstufe der „Gosauwerke“ – die technische Infrastruktur für zwei Bahnstromgeneratoren konzipiert. 1909 konnten die Verhandlungen mit den österreichischen Staatsbahnen über die Option auf Bahnstromlieferung erfolgreich zum Abschluss gebracht werden. Aufgrund militärisch-strategischer Überlegungen – die Oberleitungen galten als sabotageanfällig – gelangten diese Elektrifizierungspläne bis zum Ende des Ersten Weltkriegs nicht mehr zur Ausführung.

Die Elektrifizierung der staatlichen österreichischen Bahnen gilt als ein Schlüsselunternehmen der wirtschaftlichen Rekonstruktion nach dem Ersten Weltkrieg, da die Neuordnung Europas auch die Energieversorgung der Ersten Republik dramatisch verändert hatte. Das Elektrifizierungsprogramm vom Juli 1920 kann somit als wesentlicher Bestandteil der materiellen Neugestaltung Österreichs angesehen werden und belegt die großen Anstrengungen der jungen Republik, eine von Importen unabhängige Energieversorgung des Eisenbahnverkehrs aufzubauen.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Vorarbeiten zur – wie es zeitgenössisch hieß – „Elektrisierung“ der Salzkammergutstrecke bereits im Gange, der Einbau der elektrischen Streckenausrüstung wurde 1922 in Angriff genommen und 1924 als österreichweit erste Errichtung dieser Art abgeschlossen. Es folgten die Fertigstellung der Arlbergstrecke 1925 bzw. der Inntalstrecke 1929, wobei die weitere Umsetzung des Programms durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise stark beeinträchtigt wurde.

Die Salzkammergutbahn verbindet Bad Aussee einerseits mit dem Hinterberger Tal, andererseits aber auch mit dem oberösterreichischen Salzkammergut. Aussee ist der zentrale Punkt dieser Bahnlinie, der Knoten im roten Faden, der topologisch die verschiedenen „Salzkammergüter“ miteinander verknüpft.

Mit der elektrischen Ausstattung der Salzkammergutstrecke wurde Mitte der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts prototypisch die so genannte „Einheits-Fahrleitungsanlage“ der Öster-

reichischen Bundesbahnen entwickelt, deren Normativ über Jahrzehnte das Bild der Kulturlandschaft wesentlich mitbestimmte. Der Streckenabschnitt von Aussee bis Stainach-Irdning ist die letzte Bahnstrecke Österreichs, auf dem die originale Oberleitung noch teilweise erhalten ist.

Die Baugeschichte der Salzkammergutbahn ist eng verbunden mit der Salzproduktion, welche die Region jahrhundertlang zu einem protoindustriellen Zentrum machte. Die Umstellung von Holz auf Kohlefeuerung in den Salzsudhäusern des Salzkammergutes stand bereits ab 1791 zur Diskussion, scheiterte vorerst jedoch an der schwierigen Verkehrssituation im Salzkammergut. Stromaufwärts war die Traun aufgrund der topografischen Verhältnisse nur mit aufwendigen Gegenzugseinrichtungen befahrbar.

Erste Bestrebungen zum Bau von Eisenbahnlinien im Salzkammergut setzten 1865 ein. Dabei handelte es sich um Pferdeisenbahnprojekte für die Strecken Ischl–Ebensee und Obertraun–Kainisch. Die Ausführung der Projekte scheiterte jedoch an der mangelnden Kapitalausstattung verschiedener privater Betreiber.

Die Wolfsegg-Traunthaler Kohlegewerkschaft schlug 1870 gemeinsam mit den Stadtgemeinden Ried im Innkreis und Bad Ischl das Projekt einer Vollbahn mit Dampfbetrieb vor. Diese Salzkammergutbahn sollte einerseits den Kohletransport zu den Salinenbetrieben und die Salzdistribution bewerkstelligen und andererseits die Stadt Ried im Innkreis und die Gemeinde Ischl in das Eisenbahnnetz einbinden.

Mit Hilfe einer staatlichen Garantie des k. k. Handelsministeriums konnten die Konzessionsverhandlungen 1875 erfolgreich abgeschlossen werden. Den Zuschlag erhielt die „Kronprinz-Rudolf-Bahn-Gesellschaft“, welche die Salzkammergutbahn als Nebenbahn der Hauptstrecke St. Valentin–St. Veit an der Glan ab 1. Juli 1875 zu errichten begann.

Sämtliche Bauarbeiten wurden vom Unternehmen des Baurats Karl Freiherr von Schwarz durchgeführt, in dem auch Josef Stern zwischen 1875 und 1879 angestellt war. Der Bau machte rasche Fortschritte, so dass die 179,5 Kilometer lange Strecke von

Stainach-Irdning nach Schärding am 23. Oktober 1877 eröffnet werden konnte. Die Trassenführung entstand in Abstimmung mit den Gemeinden Ebensee, Ischl, Goisern und Aussee. Die Salzkammergutbahn im engeren Sinne – von Attnang-Puchheim nach Stainach-Irdning – weist eine Länge von 107 Kilometern auf. Sie verläuft größtenteils als kurvenreiche Trasse in gebirgigem Gelände und führt durch zehn Tunnels.

In Attnang-Puchheim erfolgte der Anschluss an die 1860 fertig gestellte Westbahn, wodurch das Salzkammergut in das europäische Verkehrsnetz eingebunden wurde. Der separat gelegene „Salzkammergutbahnsteig“ im Bahnhof Attnang-Puchheim war eine Konsequenz aus der frühen Elektrifizierung der Salzkammergutbahn. Da die Westbahn in diesem Abschnitt erst dreißig Jahre später elektrifiziert wurde, waren streng getrennte Betriebssysteme notwendig. 1887 wurde die Salzkammergutbahn verstaatlicht und zur „k. k. Staatsbahn“ erhoben. Mit Ende des Ersten Weltkrieges übernahmen die Österreichischen Bundesbahnen die Eisenbahnlinie.

Der jährliche Kohleverbrauch der österreichischen Eisenbahnen betrug in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts etwa zwei Millionen Tonnen, das waren 22 Prozent des Gesamtverbrauchs der Republik. Daraus erklärt sich die nationale Bedeutung des Elektrifizierungsprogramms, das am 23. Juli 1920 in Form eines Bundesgesetzes beschlossen wurde. Die in zeitgenössischen Darstellungen des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts häufig als Vorbildprojekt angeführte Salzkammergutbahn war Ende Juni 1924 als erste Vollbahnlinie des Elektrifizierungsprogramms in geschlossener Streckeneinheit befahrbar. Dabei kamen Lokomotiven der Reihe 1029 zum Einsatz, die von der „A.E.G.-Union Elektrizitäts-Gesellschaft“ geliefert wurden.

Da die Technologie des „Fahrleitungsbaus“ noch nicht ausgereift war, wurden drei Firmen mit der Planung und Ausführung unterschiedlicher Systeme beauftragt, und da nun die wirtschaftliche Bedeutung der Elektrifizierung der Bahnen auch für jene

absehbar war, die keine Visionäre waren, kamen jetzt die „großen Spieler“ zum Zug. Den bereits demolierten Abschnitt zwischen Attnang-Puchheim und Ebensee übernahm die „AEG Union“, jenen von Ebensee bis Bad Aussee die „Siemens-Schuckert Werke“, wobei hier von der Originalausstattung nur noch einige Fahrleitungsmasten im Koppental und der Bahnhofsbereich Bad Aussee erhalten sind. Die restliche Strecke bis Stainach-Irdning wurde von der „Brown-Boveri AG“ ausgeführt; hier wird zurzeit mit den Abbrucharbeiten der originalen Oberleitung begonnen.

Von den schlanken, querschnittsoptimierten, vernieteten Stahl-Konstruktionen der Stützen ist das Fahrleitungssystem elastisch abgehängt, wobei die Zug- und Druckglieder der Konstruktion klar lesbar sind. Der Fahrdraht aus Kupfer und das Tragseil aus Stahl werden durch Gewichte über Umlenkrollen selbsttätig nachgespannt. Solche Nachspannvorrichtungen sind in Abständen von etwa einem Kilometer angeordnet. Sowohl die Fahrleitungen als auch die Speiseleitungen sind durch große Hörnerschalter unterteilt, die im Bereich der Bahnhöfe auf masthohen Schaltergerüsten angebracht sind. Die Speiseleitung wird jeweils am höchsten Punkt der Stützen über besonders durchschlagsichere Isolatoren geführt.

Die Hoffnung, dass zumindest im Bereich des UNESCO-Welterbegebiets, das den Schutz und die Pflege der Elemente dieser historischen Kulturlandschaft zum Gegenstand hat, die Oberleitungsanlagen der Salzkammergutbahn erhalten werden können, hat sich zu einem kleinen Teil an dessen Rande erfüllt: Die Österreichischen Bundesbahnen haben sich entschlossen, im gesamten Bahnhofsbereich von Bad Aussee die Oberleitungsanlage zu erhalten, so dass die Besucher des Salzkammergutes auch weiterhin ein bedeutendes technisches Denkmal an seinem ursprünglichen Standort und in voller Funktion erleben können.

LITERATURVERZEICHNIS

Hermann DEMEL-FREISCHMIED, Eisenbahnen im Salzkammergut. In: Franz STÜGER (Hg.), Bad Ischl – Ein Heimatbuch. Linz 1966; Wilfried LIPP, Historische Kulturlandschaft inneres Salzkammergut. In: Kulturzeitschrift blickpunkte 4

(1996); Heinrich MARCHETTI, stern & hafferl. Visionen mit Tradition. 1883–2003. Gmunden 2003; Karl PROCHASKA, Geschichte der Eisenbahnen der Öst.-Ung. Monarchie. Band I, 2. Teil. Wien 1898; Roman SANDGRUBER, Fremdenverkehrsland Oberösterreich. In: Oberösterreichische Wirtschaftschronik. Wien 1994; Georg SCHMID/Hans LINDENBAUM/Peter STAUDACHER, Bewegung und Beharrung. Eisenbahn, Automobil, Tramway 1918–1938. Wien/Köln/Weimar 1994, 56; Österreichisches Staatsarchiv, Finanzarchiv, Plan zum Projekt einer Pferdeeisenbahn Obertraun-Kainisch, 1865, o. Sig.

**von der unruh getrieben
der uhrmacher josef haim**



Das Universum des Josef Haim

Eine Standuhr aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Stunde, Minute, Sekunde, die Ortszeit in den größten Städten der Welt. Die Differenz zwischen der astronomischen und der Normalzeit wird angezeigt. Schalt- und Normaljahre sind abzulesen, die Mondphase, Monate und Tage mit den entsprechenden Tierkreiszeichen. Der 29. Februar stellt sich in Schaltjahren automatisch ein. Ein kleines Zifferblatt zeigt die Zeit des Sonnenaufganges und des Sonnenunterganges im Einklang mit einer Darstellung der Sonne, die sogar die jahreszeitlich bedingte Position am Himmel berücksichtigt. Auch das Bild des Mondes wechselt mit den Phasen. Das zwölf Kilo schwere Kompensationspendel gleicht Temperaturschwankungen selbstständig aus.

Diese Uhr ist ein mit geradezu besessener Detailverliebtheit gestaltetes Kunstwerk und eine singuläre technische Meisterleistung.

Ihr Schöpfer ist Josef Haim, bürgerlicher Uhrmacher in Aussee, geboren 1817, gestorben 1867.

Die astronomische Uhr war sein Lebenswerk. Man darf wohl annehmen, dass dem schlichten Handwerker die Methoden komplexer Konstruktion und Berechnung verwehrt waren. Christian Hübner, Uhrmacher Am Graben in Wien und heutiger Eigentümer, erkennt an vielen Details, wie Josef Haim seine Vision nicht mit großer Geste verwirklichte, sondern in unzähligen winzigen Schritten sich von Erfahrung zu Erfahrung weitertastete, Jahre und Jahrzehnte hindurch. Ein Höchstmaß an Fleiß, Beharrlichkeit und handwerklichem Können waren zweifellos gute Grundlagen dafür, eine Vision nach und nach in die Wirklichkeit zu holen. Aber woher stammten Haims offensichtlich profunde astronomische Kenntnisse? Einen Hinweis liefert die bildliche Darstellung von Stift und Observatorium Kremsmünster in der Kuppel des Gehäuses.

Haim hatte sich demnach in der selbstverständlichen Maßlosigkeit des Genies an eine der ersten Adressen gewandt, um Wissen zu erlangen. Auch war ihm bewusst, dass seine Arbeit eine überragende Leistung darstellte, die allerhöchste Beachtung verdiente. Also lud er Erzherzog Johann zur Besichtigung der beinahe fertig gestellten Uhr in seine Werkstatt ein.

Der hohe Herr geruhte – aus welchem Grund auch immer – nicht zu erscheinen.

Von dieser Stunde an betrachtete Josef Haim seine Vision wohl als Trugbild, sein Lebenswerk als Tand. Jedenfalls verlor er jegliches Interesse daran. Erst Jahre später kam er zum Entschluss, dass sein meisterliches Selbstverständnis keiner feudalen Bestätigung bedurfte und setzte die Arbeit an der Uhr fort.

Damit hatte er im übertragenen wie auch konkreten Sinne des Wortes letztlich erfolgreich nach den Sternen gegriffen.

Als Josef Haim in Aussee wirkte, waren die allerersten Ansätze des Fremdenverkehrs noch exotische Ausnahmen vom Alltag, der, wie schon Jahrhunderte zuvor, vom Salz geprägt war. Noch rauchten und dampften die Saline und die Dörrhäuser im Ortszentrum, noch war die alte, strenge Ordnung einer fest gefügten, bis ins kleinste Detail organisierten und kontrollierten Arbeitswelt intakt. Diese Ordnung, ebenso einengend wie verlässlich, hatte in den Gemütern und Köpfen der Ausseer zwei gegensätzliche Welten geschaffen: eine, die sich in unabänderliche Zustände fügte, und eine, die listig und respektlos für heimliche oder geduldete Freiräume sorgte. Noch funktionierten Gesellschaft und Arbeitswelt im Salzkammergut nach vertrauten Regeln von umfassender Gültigkeit. Jede Abweichung oder gar jeder Widerspruch dazu tat gut daran, sich als lustige, zu belächelnde oder skurrile Ausnahme darzustellen. So entsprach – und entspricht vielfach noch immer – dem angepassten Wesen der Salzkammergütler ein geradezu anarchistischer Hang zur Individualität, steht praxistauglicher Vernunft die ungehemmte Lust am Spiel gegenüber, unauffälliger Bescheidenheit die fröhliche Missachtung von Grenzen, äußerer und solcher im Kopf.

So konnte unser Ausseer Uhrmacher ja gar nicht auf die Idee kommen, eine Uhr zu bauen, die ein wenig anders war als die üblichen Uhren. Die Beschränktheit seines handwerklichen Alltags erzwang ganz einfach einen einzigartigen Gegenpol von atemberaubender Bedeutung. Dabei war es nicht notwendig, obrigkeitlicher Willkür zu folgen – nur die Gesetze der Mechanik galten – und es konnte ihm keiner verwehren, sein eigenes Universum mit Himmel, Sonne und Mond zu schaffen.

Beengte Lebensumstände und maßloses Wollen kommen natürlich nicht nur im Ausseerland zusammen. Doch hierzulande müssen Wunschträume, Geniestreiche, Narreteien, Visionen und sonstige Absonderlichkeiten auch zu etwas gut sein. Man konnte und wollte es sich nie leisten, sich mit völlig Sinnlosem abzugeben. Huldvolle Anerkennung von oben war dabei nicht nur verzichtbar, sondern meist auch noch störend. Auch Josef Haim mochte schließlich erkannt haben, dass es mehr wog, sich zu den besten Uhrmachern seiner Zeit zählen zu dürfen als ein erzherzogliches Schulterklopfen einzuheimsen. Ganz anders wären die Dinge natürlich gelegen, wenn sich Johann dazu entschlossen hätte, das eigentlich unbezahlbare Werk zu kaufen. Dann wäre die Machbarkeit einer Vision auch noch in klingender Münze zu beziffern gewesen. Haim hätte sich ein großes, schönes Haus gekauft, es wäre über ihn geschrieben worden, und die Schulkinder müssten sich heute seinen Namen merken.

So ist er fast vergessen, wie manch ein anderer seines Schlanges auch.

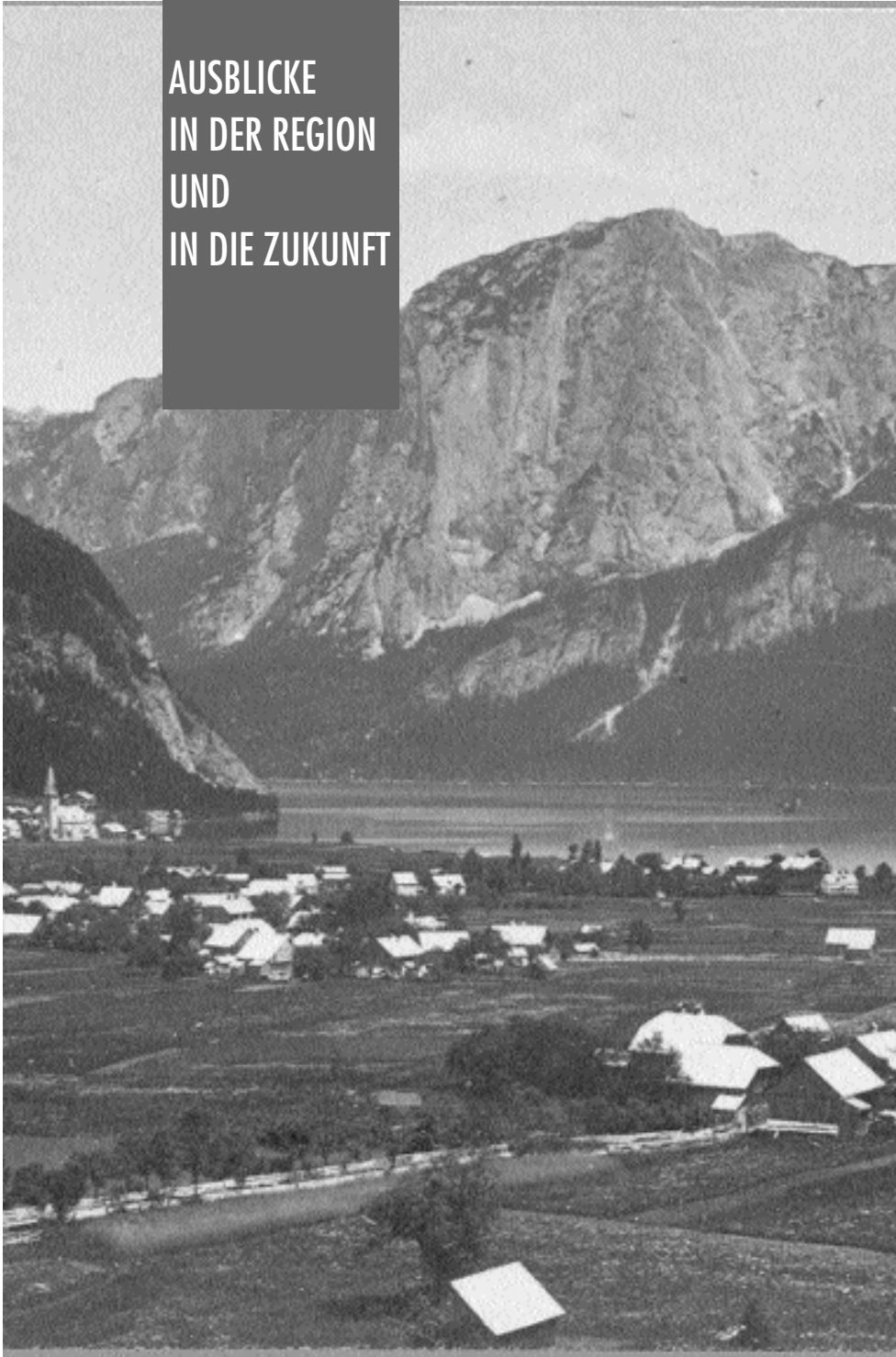
Aber die Erben haben sein Werk mit respektvoller Sorgfalt bewahrt, versucht, es zu verstehen und seinen Wert zu erhalten. Die besten Uhrmacher haben daran gearbeitet.

Ludwig Oechslin, Direktor des bedeutendsten Schweizer Uhrenmuseums, Historiker, Erfinder, Konstrukteur und noch vieles mehr, wird Haims Uhr berechnen, dokumentieren und ausstellen. Visionen leben offensichtlich länger als augenfällige Erfolge, die Kraft der Idee wirkt dauerhafter als kaufmännisches Geschick.

Man muss sich natürlich fragen, was Josef Haim seinerzeit von diesem Nachruhm hatte. Sehr viel, möchte ich meinen. Wusste er doch, was ihm da gelungen war. Denn noch etwas ist wohl geübter Brauch im Ausseerland: sich nichts vorzumachen, das Kleine klein zu lassen und das Große groß.

Visionäre der Machbarkeit? Ein Widerspruch in sich. Und daher so glaubwürdig.

**AUSBLICKE
IN DER REGION
UND
IN DIE ZUKUNFT**



denkhütten orte der inspiration im ausseerland

„Wer wird an meine Haustür klopfen?
Tür auf: begrüßt seist du.
Tür zu: lass mich in Ruh.
Die Welt pulst jenseits meiner Tür.“

Neben der Schutzfunktion ist es eines der ältesten und vielleicht widersprüchlichsten Ziele von Gebäuden, religiöse Besinnung zu erleichtern. Weitläufige Tempelanlagen, Kirchen und Kathedralen sollen durch ihre bauliche Grandiosität die Ehrfurcht des Menschen gewinnen. Doch gerade auch kleine Bauten mitten in der Natur regen ungeachtet ihrer sehr geringen Abmessungen zum Nachdenken an, inspirieren durch ihre Reduziertheit und können für gewisse Zeit ihrem „Bewohner“ ein Stückchen Heimat bieten.

Solche Denkhütten schweben zwischen Einfachheit und Raffinesse, Emotionalität und Rationalität – wie eine Hülle des Menschen, in der er selbst die Kostbarkeit im „Gehäuse“ ist. Es überrascht nicht, dass Kleinsthütten inmitten malerischer Landschaft oft eine mythische Geschichte haben, wie etwa Hütten aus Märchen-erzählungen. Derartige Bauten zeigen, dass in der Neuzeit unser Bedürfnis, die Landschaft zu besetzen und zu erobern, allmählich vom starken Wunsch überlagert wurde, uns selbst kritisch in unserem Umfeld zu betrachten, für uns allein zu sein. Im Gegensatz zu größeren Gebäuden fügen sich derlei Schutzhütten, Aussichtspunkte und Refugien meist unauffällig in die Landschaft ein. Während prestigeträchtige Bauwerke einst wie heute Herrschaft oder Macht symbolisieren, leisten diese kleinen Werke Tiefergehendes. Sie heben hervor, was letztlich das Natürlichste überhaupt ist: die menschliche Kreativität!



Denkhütten

Räume und Orte – gewidmet den Kulturtechniken des Lesens und Schreibens, des Malens und Komponierens – haben seit jeher in der Architektur ihren Ausdruck und in der Menschheitsgeschichte ihren Anspruch gefunden. Der Humanist Francesco Petrarca definierte des Menschen Drang zum einsamen Leben in seinem Traktat *Vita solitaria* (1346–1366): „Geistige Tätigkeit, poetische Empfindsamkeit, die Förderung von Individualität und Intellektualität“ kann nur in Einsamkeit und durch Naturnähe gefördert werden. Die Wurzeln dafür liegen in der klösterlichen Tradition des Rückzugs und der Eremitage. Wie der Mönch über seine Zelle verfügt, zieht sich der Eremit in seine Klause zurück, um die Bewegung der Welt vor seiner geschlossenen Türe zu lassen. In der Renaissance entwickelte sich das „Studiolo“ – ein kleiner Ein-Mann-Arbeitsraum mit inkludierter Bibliothek oder Vielzweckmöbel mit Sitzplatz und Ablagen – als Kombination aus dem „scrittoio“ (Schreibtisch) und dem „studio“ (Zimmer), in das man sich wie der Gelehrte Hieronymus in sein Gehäuse zurückziehen konnte.

Das wesentlichste Motiv ist das Alleinsein: So kann sich diese „Denk- und Studierzelle“ gleichsam als gebaute Hütte in der Landschaft ausbilden wie auch als begehbares Möbel, das innerhalb eines größeren Raumes einen separaten Studienbereich aussondert. „Er hat sich verschanzt in seinem Turm, er hat den Wall seiner 1000 Bücher zwischen sich und den Lärm gestellt [...]“. So legte etwa Michel de Montaigne 1571 an seinem 38. Geburtstag alle Ämter nieder, um sich mit seinen Büchern in einen Turm zurückzuziehen und in Ruhe und aller Sorgen ledig neun Jahre lang an seinen Essays zu schreiben. Ohne Zweifel ist das „studiolo“ ein Rollenraum, in dem der Künstler und Visionär brütend über Büchern, komponierend, malend, dichtend oder lernend, kurzfristig Heimat beziehen und abgetrennt vom Rest der Welt und ihres Alltags zu sich selbst finden kann.

Kleine Gebäude hatten schon immer eine besondere Ausstrahlung. Von den winzigen Tempeln der alten Griechen bis hin zu manch skurrilen Gebilden der romantischen englischen Landschaftsarchitektur. Die Gründe für diese Begeisterung? Vielleicht, dass die Verkleinerung von Architektur diese auf einen menschlichen Maßstab reduziert und sie so leichter erfahrbar macht.

Gestern wie heute scheint der kreative Mensch vermehrt das Bedürfnis zu haben, etwas in Ruhe herzustellen und zu entwerfen, fernab vom Rest der Gesellschaft. Diese Kleinstarchitektur erscheint als Ort der Ruhe, des Friedens und der Möglichkeit, sein kleines Reich individuell einzurichten.

„Stüberl“ oder „Machöstubn“ wird in unserer Gegend jene Denk- und Arbeitsstätte genannt, die einen höheren Symbolcharakter hat, als man gemeinhin annimmt: Die Auswanderung vom Wohnhaus in das meist profanere Nebengebäude dient einer Art der Flucht und Zuflucht ins eigene Revier, um die Gemeinschaft leichter auszuhalten. Die räumliche Distanz im Stübl ist gerade noch groß genug, damit der „Flüchtling“ ausreichend Ruhe haben kann und doch nahe genug ist, um keine Sorgen bei den „Hinterbliebenen“ aufkommen zu lassen. Im Stübl hat man seine Vorstellung von Frieden und Inspiration eingebaut – als zwischenmenschliche Einrichtung steht es für die Dialektik des zwischenmenschlichen Standes, für die Spannung aus Trennung und Vereinigung. Ein Zentrum der Einfachheit ist es, denn: „In einem Palast gäbe es keinen Winkel für Intimität“ (Charles Baudelaire).

Naheliegender scheint der Auszug mancher Komponisten von Alltagshektik und Nebengeräuschen. So genannte Komponierhäuschen finden sich in allen Gefilden Mitteleuropas. Wolfgang Amadeus Mozart suchte die Idylle seines Zauberflötenhäuschens im Salzburger Bastionsgarten, um dort Teile der *Zauberflöte* zu komponieren – wenngleich teils unfreiwillig: Einer Legende zufolge soll Mozart in dem kleinen Holzbau von seinem Librettisten Emanuel Schikaneder festgehalten worden sein, um die zeitgerechte Fertigstellung der *Zauberflöte* zu sichern!

Um Inspiration für seine Werke zu finden, ließ sich auch Gustav Mahler – direkt am Ufer des Attersees – ein eigenes Häuschen errichten, um Ruhe und Abgeschlossenheit zu finden. Wenn er sich im Salzkammergut aufhielt, führte der böhmische Komponist stets ein Notenbüchlein mit sich, in das er Einfälle, die ihm unterwegs kamen, an Ort und Stelle eintrug. Seinem Freund Bruno Walter erklärte Mahler bei einem Spaziergang am Fuße des Höllengebirges: „Sie brauchen gar nicht mehr hinzusehen, das habe ich alles schon weg komponiert.“

Die Begeisterung von Künstlern und Visionären für isolierte Kleinstrefugien scheint quer durch Literatur, Musik, Wissenschaft und Kunst spürbar: George Bernard Shaw etwa schrieb seine kreativsten Werke in einer winzigen Schreibhütte, die von Hand mit dem Lauf der Sonne gedreht werden konnte.

Auch Ludwig Wittgenstein folgte seinem Hang zur Einsamkeit, indem er 1913 für ein ganzes Jahr nach Norwegen reiste, um dort in einer winzigen Hütte inmitten der Natur zu leben.

Mitte des vergangenen Jahrhunderts entdeckte der Architekt Charles-Edouard Jeanneret, der Nachwelt bekannt unter dem Namen Le Corbusier, auf einer seiner Italienreisen in einem Florentiner Kloster eine Raumorganisation, welche die Individualität der Mönche in ihren Zellen ideal mit dem Gemeinschaftsleben verband. Als Modell eines räumlichen „Existenzminimums“ erbaute der Architekt 1956 eigenhändig sein berühmtes „Cabanon“, ein Holzhäuschen als „architektonische Urzelle“ mit multifunktionellem Innenleben, versteckt unter einem riesigen Feigenbaum im französischen Roquebrun-Cap Martin.

Das künstlerische Ambiente des Ausseerlandes, die von Mythen umrankte Landschaft, im eruptiven Kraftfeld zwischen Visionären, Hardbradlern, Schatzsuchern und Feuerköpfen, sowie die sonnengebräunten Bretterhäuschen der Einheimischen, von denen dieser zeitlos stille Zauber ausgeht – all das hat seit jeher kreative Menschen inspiriert.

Um die Jahrhundertwende tummelte sich etwa inmitten der Wiener Prominenz aus Adel, Kunst und Kultur der Komponist Wilhelm Kienzl im Ausseerland. Beim heutigen „Hotel Wasnerin“ in Lerchenreith errichtete Kienzl 1893 als sommerlichen Arbeitsplatz das heute noch erhaltene „Kienzl-Stöckl“. Ein weiterer Zeitgenosse, Friedrich Ritter von Lössl, bewohnte während seines Aussee-Aufenthalts einen „Visionärs-Turm“: Der leidenschaftliche Forscher verbrachte seine letzten Lebensjahre in der Villa Gentiana in der Ausseer Bahnhofstraße. Im Turm dieser Villa war das einzige Luftlaboratorium der Welt untergebracht, wo Lössl die Fallgesetze und den Luftwiderstand erforschte.

Auch Querdenker der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart hinterlassen uns ihren Teil des „Gesichtes der Region“, also der gebauten und gestalteten Umwelt, als Inspirationsquelle. Hermann Markus Pressl, Komponist von Weltrang, Professor für Tonsetz und Komposition in Graz und gebürtiger Altausseer, wurde – wie manch Visionär und großer Künstler – zu Lebzeiten seitens der Ausseer Bevölkerung mit Skepsis betrachtet. So überrascht es kaum, dass sich das Musikgenie als Familiensitz ein abgelegenes und von mächtigen Linden behütetes „Bauernsachl“ am Radling wählte. Gleich einem eigenständigen, autonomen Kosmos mit Panoramablick übers Ausseerland wurde dieser Ort von Pressl bis ins Detail eigenwillig, individuell, irritierend gestaltet. Vom Türstock bis zum Klodeckel, vom bunten Totenkopf bis zum Hausbankerl ist alles inszeniert und komponiert.

Wer mit dem Ausseerland vertraut ist, weiß, dass die Welt oft erst dort anfängt, wo sie aufzuhören scheint. Den „genius loci“ von Gößl am Grundlsee schätzen oft genau jene, die in das Naturschauspiel aus Berg/See und die lange Zeit abgeschlossene Lebenswelt der Gößler Bauern eintauchen wollen, ohne jedoch Ambitionen zur Selbstinszenierung inmitten von Prominenz aus Kunst und Kultur zu haben.

Prinz Philipp von Windischgraetz kam schon als Kind mit seiner blaublütigen Familie ins idyllische Gößl, um sich während der Sommermonate samt Personal einen gesamten Stock des

„Annerl-Hofs“ zu mieten. Aus einer tiefen Freundschaft zum gleichaltrigen Annerl-Sepp heraus entstand des Prinzen große Liebe zur Landwirtschaft. Fortan suchte er immer häufiger den Kontrast zu seinem Alltagsleben: Jahrelang bezog Philipp den ganzen Sommer hindurch die alte Bienenhütte beim Annerl als Wohnstätte und half von morgens bis abends den Gößler Bauern beim Stall gehen, Holz machen und „Viecher schaun“. Nächtens jedoch traf man ihn – stets „sauber beinand“ – im Gasthof Veit, im Kreise der Einheimischen, die seine bescheidene und ruhige Art schätzten.

Auch der berühmte asketische Professor, Priester und vierfache Doktor Johannes Ude zog bis zu seinem Tod 1965 oftmals sein „Arbeitsstübl“ beim „Ruedlgut“ in Grundlsee dem geräumigeren Wohnhaus vor, um seiner vielseitigen Arbeit oder aber den schönen Künsten nachzugehen.

Doch manch einer wünscht noch mehr Distanz: Im Eibel hoch über dem Grundlsee liegt eine wunderschöne Alm mit einer winzigen fensterlosen Hütte. Am Ende des linken Giebels ist eine kleine Solarzellen-Anlage, rechts ein kurioser Rauchfang aus Blech, innen herrscht kreatives Durcheinander. Der Lebensmittelsack hängt hoch auf einem Nagel, wegen der Mäuse. „Ich muss allein leben“, sagt die Malerin und Begründerin der Kunsttherapie und Spezialistin für psychologisch orientierte Pädagogik Edith Kramer (geb. 1916). Und das tut sie seit ihrer Jugend in zwei Welten: Einerseits in der Metropole New York, wo sich ihr eigentliches Leben – als Professorin an der New York University – abspielt, andererseits während der Sommermonate in Grundlsee, wo sie seit ihrer Jugend in den 1920er-Jahren, als sich im Ausseerland die intellektuelle Avantgarde rund um Sigmund Freud versammelte, in ihrem Halterhütten-Atelier im Eibel, oft bis zum ersten Schnee, ausharrt. Ohne Licht, Wasser, Handy, eben bar jeglicher Zivilisation.

Ebenfalls auf der Alm sind die sommerlichen Arbeitsplätze und Rückzugsorte der Schriftsteller Bodo Hell und Peter Gruber (Grafenbergalm am Dachstein, Kemetgebirge) sowie des Musikers Anton Burger (Henar-Alm im Toten Gebirge). Neben ihrem künstlerischen Tun sind diese jedoch stark eingebunden in die Realität

einer bundesforstlichen Servitutsalm mit hunderten Rindern, Schafen, Pferden und Ziegen. Seit Jahrzehnten bewirtschaften die „Herren“ Jahr für Jahr diese hochalpinen Refugien und tanken Kreativität in ihren visionären Kleinräumen inmitten weitläufiger Weiden.

Zurück in Bad Aussee findet der aufmerksame Passant an einem alten Häuschen in Unterkainisch, nahe der ehemaligen Sudpfannen, ein Schild: „Betreten strengstens verboten.“ Hinter einem Wall aus abschirmenden Tannen und mannshohem Gesträuch zeichnet sich eine Gartenanlage ab, deren Schönheit und dunkle Aura sofort verzaubert. Einer mystischen Märchenlandschaft gleich türmen sich, abgeschirmt von der Außenwelt, kunstvolle Marmortempel mit reich ornamentierten Kapitellen, Säulen und geschliffene steinerne Büsten zwischen Wasserspeiern und Schlingpflanzen.

Das groß angelegte Arrangement, die Wuchtigkeit des Materials und die fühlbare Liebe zum Detail lässt vermuten, dass der Herrscher über dieses besondere Fleckchen, der Ausseer Bildhauer Rudnik, in diesem Garten sein Lebenswerk manifestiert hat.

„Eingang von der Gartenseite!“ steht hingegen am „Alten Haus“ im Zentrum Bad Goiserns. Befolgt man die freundliche Aufforderung, erspäht man sofort den Gedankengänger Hans Reisenauer in seiner Werkstatt, arbeitend an einem weiteren Exponat „Ur-Goiserer-Kunst“, inmitten eines Sammelsuriums an Gefundenem, Wiederentdecktem und Neuinterpretiertem. In liebevoller Kleinarbeit revitalisiert der Künstler seit Jahren sein um 1400 erbautes Elternhaus, fügt Neues hinzu, lässt Altes erblühen. Stets offen für Besucher – vom Keller bis zum Dachboden –, gestaltet sich das Refugium in Goisern Nr. 2 wie eine offene Baustelle voll mit Schlupfwinkeln, Truhen, Nestern, Muscheln, Geschichten und Legenden. Das „Alte Haus“ von Hans Reisenauer lebt und verändert sich täglich. Wie sein Bewohner.

Seit Jahrhunderten treibt der Mythos der Berge, Seen und Almen Dichter, Musiker, Schriftsteller oder Wirtschaftskapitäne ins Salzkammergut. Im angehenden 21. Jahrhundert ändern sich unse-

re Interessen und Lebensumstände immer schneller; das Bedürfnis nach Entspannung, Selbstfindung und Inspiration wächst stetig. In einer Region wie dem Ausseerland, das seit jeher Nährboden und Anziehungspunkt für Kreativität war, unberührte Landschaft und Lebensqualität aufweist, scheint der Gedanke nahe liegend, das Thema „Denkwerkstätten, Narrenklausen und Visionärs-Türme“ neu zu inszenieren und gebrauchsfertig anzubieten.

Aufgrund landwirtschaftlicher Strukturänderung existiert eine Fülle an quer über Berg und Tal verstreuten – nunmehr nutzlosen – Kleingebäuden und Speicherbauten, die einer ungewissen Zukunft entgegenblicken. Als „Inseln der Konzentration“ – im heutigen Berufsalltag etwa Computerarbeitsplätze in einem Großraumbüro, die durch das Ensemble des Raumsegments von Tisch, PC und Stuhl ungestörtes Denken ausformen und vom Design her dem „Urtyp“ „studiolo“ stark ähneln – können diese neuralgischen, in die Natur eingebetteten Bauwerke touristisch wieder aufgegriffen und dem modernen Visionär als temporäre Arbeits- und Inspirationsstätte während eines Aussee-Aufenthalts angeboten werden.

Vielleicht kann man den landwirtschaftlichen Nebengebäuden, den „Troackkästen“, den Bienenhütten und „Heuschupfen“, die vor dem Hintergrund immer größer werdender architektonischer Gesten in unserer Kulturlandschaft leicht übersehen werden, so jene Würde und Aufmerksamkeit einhauchen, die sie jahrhundertlang innehatten: Speicherten sie in der Vergangenheit für den Menschen lebensnotwendige Nahrungsmittel, so könnten sie heute als Speicher, Umschlagplatz und Brutkasten für Visionen dienen.

LITERATURVERZEICHNIS

Alfred KOMAREK, Ausseerland. Die Bühne hinter den Kulissen. Wien 1992; Phyllis RICHARDSON, XS-Grosse Ideen, kleine BauKunstWerke. Stuttgart 2001; Alexander SABEL, Vom Wert der Werkstatt. In: Traunspiegel 53 (2000); Nora SCHÖNFEL-LINGER (Hg.), Sachln und Gschichtln. 150 Jahre Gemeinde Grundlsee. Grundlsee 2000; Gerd SELLE, Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt am Main 1993; Lester WALKER, Kleine Häuser. Köln 1987.

**„ernste menschen haben selten ideen“
die etwas andere vision einer regionalen kulturinitiative**



Seit dem antiken griechischen Theater ist es doch so, dass Künstler und Kulturschaffende ihr Publikum nur dann nachhaltig zu bewegen vermögen, wenn sie nicht behübschen und unterhalten, sondern sensibilisieren und irritieren. Künstlerische Arbeit und Kunstvermittlung konfrontieren Menschen mit Wahrnehmungen und Erfahrungen, die außerhalb des Gewohnten, Alltäglichen, „Normalen“ liegen – eben mit Wahrnehmungen und Erfahrungen jenseits der Grenzen des „Mainstream“.

Als Betreiber des „Forum Woferl Stall“ (www.woferl Stall.at), einer regionalen Kulturinitiative im steirischen Salzkammergut, wollen wir mit unserem Programm einen Kontrapunkt zum durchrationalisierten Alltag setzen und der Vielfalt, Buntheit, Schräge den nötigen Platz einräumen. Nicht selten gleicht unsere Arbeit einer Gratwanderung zwischen Anerkennung und Unverständnis, zwischen Vision und Narretei. Da von Ersterer in diesem Buch schon viel die Rede war, Letztere aber ein konstituierendes Element unserer Kulturarbeit und der gesamten Region ist (nicht zuletzt alljährlich im Februar), begeben wir uns im Folgenden auf die Spuren dieses wesentlichen Symbols unserer Kultur: des Narren.

Die deutsche Sprache ist reich an Ausdrücken zur Bezeichnung von Narrheit: Man ist eigen, sonderbar, wunderlich, exaltiert, exzentrisch, ist ein Hasenfuß, ein Haspel, ein Zipfel oder ein Querkopf. Man ist mit der Pelzkappe geschossen, hat einen Schuss; es fehlt einem, man ist nicht richtig, man spukt und rappelt, man ist nicht recht gebacken, es fehlt einem im Oberstübchen oder unterm Hute, man ist gespickt, gespritzt und verschraubt oder nicht ganz bei Troste. Ein närrischer Mensch ist auseinander, hinweg, aus dem Geschirr, aus dem Häuschen, überworfen, übergeschnappt, über-

hirnig, hinterdenkisch, schwermütig, trübsinnig, verkehrt, verrückt, unsinnig, aber- und wahnwitzig, ein Toller, Eigenbrötler, verschroben, unterhaltend, kurzweilig, kreativ, ein „Künstler“, ein bunter Hund, ein Lebensakrobat, ein Schelm, ein Kasperl und Clown, ein Rasender, ein Schwärmer, ein Phantast oder gar ein Visionär.

Die Geschichte des Narrentums ist bunt und schillernd – gleich einem Chamäleon klettert die Narrenfigur durch die Epochen, ändert Aussehen und Charakter je nach Situation: Der Narr dreht unserer Denkweise, unseren Werten und Normen eine lange Nase: Till Eulenspiegel, der „Systemkritiker“, stellt als moralische Instanz die braven Bürger in ihrem Geiz, ihrer Macht und Dummheit bloß, Nasreddin Hoca ist der weise Narr der arabisch-persischen Welt, der Hanswurst steht für den einfältigen Menschen, den Tor, über den jeder lacht, weil er noch dümmer als der Dümme scheint.

In der Ausprägung als Hofnarr hat sich das Bild des Narren unvergesslich in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt: Ausgestattet mit den typischen Attributen wie Kolben, Narrenzepter, Spiegel, Narrenkappe, Glöckchen und Schnabelschuhen vollführt die Zunft der Narren noch heute auf Straßenfestivals und im Kasperltheater ihren Schelmentanz. Unterhaltung war damals wie heute deren Beruf und Berufung. Gelacht wurde aber nicht nur über Witze und tollkühne Kunststücke; Teil des Narrenalltags konnte es auch sein, zur Befriedigung sadistischer Phantasien gequält zu werden. So wurde etwa für den gelehrten Hofnarren Jacob Paul Gundeling (1668–1731) schon zu Lebzeiten ein Sarg in Form einer Weinflasche angefertigt, in den er sich zur Belustigung aller am Hofe Anwesenden legen musste. Auf Anordnung des Königs wurde er in dieser bizarren Spezialanfertigung nach seinem Tod auch beerdigt.

Nachdem der Narr im ausgehenden Mittelalter allmählich von den Höfen verschwunden war, bot sich seit dem 17. Jahrhundert mehr und mehr die Theaterbühne als bevorzugte Stätte der Spottkunst dar; man denke etwa an die extemporierenden Possenreißer von Paris und deren direkte Nachfahren, die Clowns. Parallel

dazu entwickelte sich der Zirkus, in dem die Clowns ihre Scherze trieben, die in Kleidung und Spiel an die Tradition des Narrentums anknüpften.

Spricht man heute aber von Narren, so sind einerseits Zeitgenossen gemeint, die Verrücktes, Unalltägliches oder für die Mehrheit Unverständliches tun, andererseits jene, die uns unterhalten, die ihre Zeitgenossen zum Lachen bringen; Komiker und Querköpfe, die uns teilhaben lassen an einer unkonventionellen Lebensführung oder uns aus sicherer Entfernung Einblick in ungewöhnliche Lebenssituationen geben und daher unsere heimliche Bewunderung und Anerkennung genießen.

So wird der moderne Narr gleichzeitig gern abschätzig als realitätsfremder Fantast gehandelt oder bewundernd als Visionär charakterisiert, der die „Verrückung“ seiner Umwelt als erster mit großer Feinfühligkeit wahrnimmt. Der Stein des Weisen, meint Joachim Ringelnatz, sieht dem Stein des Narren zum Verwechseln ähnlich.

Von den für Hofnarren und Jahrmarktgaukler typischen Attributen ist im modernen Narrentum wenig erhalten geblieben. Der Hunger auf Spott, Schimpf und Unterhaltung war jedoch stets ungebrochen, und so landet der Narr in immer neuen Gewändern im 21. Jahrhundert. Die Bedeutungsreduktion des Wortes Narr auf Idiot, Dummkopf, Tölpel etc. zwang den Narren, sich in neuen Formen zu erfinden. Um sich der negativen Assoziationen zu entledigen, verbergen sich Narren heute unter den Etiketten Humorist, Künstler, Showmaster oder Schauspieler. Narrenfreiheit wird zur Künstlerfreiheit, feil geboten auf den Bühnen als neuem Aktionsraum.

Narreteien, närrisches Handeln und Tun ist gefragt, und mit wachsendem Wohlstand und verkürzten Arbeitszeiten scheint der Bedarf an Kurzweil stärker und breiter denn je, um die Lücken des Alltags zu füllen und die Freizeit zu bewältigen. Die Erfindung des Kinos ließ die Narren einen ungeahnten Siegeszug antreten, der sie zu einem nicht unwesentlichen Wirtschaftsfaktor machte, zu einem wichtigen Bestandteil der Unterhaltungsindustrie. Im

20. Jahrhundert tauscht der Narr sein Narrenkleid gegen das Kostüm eines Buster Keaton oder Charlie Chaplin. Mit ihnen beginnt der Kampf des schwachen kleinen Mannes gegen den mächtigen Riesen. Und Goliath geht nie ganz unbeschädigt aus diesem Zweikampf hervor. In *Der Große Diktator* sind Aufgaben eines mittelalterlichen Hofnarren mit dem neuen Rollenbild des Narren vereint. Die Rolle des Königs und seines Hofstaates übernimmt hier die Gesellschaft. Chaplin karikiert, spottet/verspottet und spart nicht mit Informationen und Neuigkeiten über einen Menschen, der nichts Gutes im Schilde führt.

Wie die Erfindung des Buchdrucks die Narrenfigur in Wort und Bild festhielt und allgemein zugänglich machte, eröffnete ein weiteres Massenmedium dem Narren ein neues Betätigungsfeld: Das Fernsehgerät holt uns den Narren gleichsam ins Wohnzimmer.

Neben den Clowns zählen vor allem Kabarettisten, Entertainer, Berufskomiker und Comedystars zu den Vertretern des modernen Narrentums. Im Gegensatz zum Kabarettisten verzichten Letztere zumeist auf den beim Kabarett üblichen gesellschaftspolitischen Anspruch. Der „Possenreißer von heute [dient] nicht mehr dem Einzelnen, sondern der ganzen Gesellschaft“, schreibt Maurice Lever. „Er ist der Narr des Volkes.“ Erfolgreiche und beliebte Narren werden nun, entsprechend ihren Vorgängern an den europäischen Königshöfen, fürstlich entlohnt. Die Quote ersetzt den Applaus. Ist der Zuschauer mit dem Dargebotenen nicht zufrieden, bedeutet dies Auftrittsverbot für den Künstler.

Da der unterhaltungsdurstige Mensch selten über denselben Witz mehrmals lacht, werden laufend neue Narrenfiguren – orientiert an Erwartungen und Bedürfnissen der Konsumenten – entworfen. Althergebrachtes, Bewährtes wird dabei neu interpretiert: In mittelalterlichen „Freakshows“ konnte man auf Jahrmärkten nicht nur *künstliche Narren* sehen, die ihren Part als Komiker zu spielen verstanden, sondern auch so genannte *natürliche Narren* versahen dort ihren Dienst. Geistig und körperlich Behinderte wurden, teilweise in Käfige gesperrt, dem gaffenden Publikum gegen Entgelt als Irrung der Natur vorgeführt. Heute passiert Ähnliches

zur Belustigung in täglichen Fernsehtalkshows. Vertreter sozialer Randgruppen, groteske Ansichten und abnorme Neigungen werden von einem Moderator dirigiert und einem sensationslüsternen Publikum präsentiert.

Und dennoch: Die Welt braucht Narren. Die Narrheit ist eine Schutzhülle vor der Umwelt. „Auszeiten“ im täglichen Leben bedürfen heute nicht mehr der Institution eines Hofnarren, sondern haben ihren Platz in den Menschen erobert. Moderne Narren stecken in uns selbst – denn „Närrisch-Sein“ soll nicht den Gauklern allein vorbehalten sein. Durch närrische Lebensführung und den Gebrauch unseres Humors und unseres „Witzes“ steht uns der kreative Fluss unseres Seins zur Verfügung. Die Kraft des Lachens ist keine Technik, sondern ein natürlicher Ausdruck unseres Menschseins, die Quelle von Flexibilität, Gesundheit und Wandel. Von seiner gesellschaftlichen Fessel befreit, setzt der Narr in uns die Wahrheit vor das eigene Leben, das Spiel vor den Ernst, das Scheitern vor den Erfolg. „Denn ernste Menschen haben selten Ideen“, schreibt Paul Valéry und fügt hinzu: „Ideenreiche hingegen sind nie ernst.“ Wie wahr.

LITERATURVERZEICHNIS

Erich FRIED, Kinder und Narren. Erzählungen. Wien 1992; Maurice LEVER, Zepter und Schellenkappe. Zur Geschichte des Hofnarren. München 1993; Werner MEZGER, Narren, Schellen und Marotten. Elf Beiträge zur Narrenidee. Remscheid 1984; Gerhardt PETRAT, Die letzten Narren und Zwerge bei Hofe. Reflexionen zu Herrschaft und Moral in der Frühen Neuzeit. Bochum 1998; Edith WINKLER, „Kasperl, Oma, Pezibär – Prügel gibt es keine mehr.“ Die Komik der domestizierten zeitgenössischen Kasperlfigur im Vergleich mit dem Grobianismus des wienerschen Hanswursts. Dipl. Graz 1998; siehe auch die zahlreichen Belege bei Kurt RANKE, Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Göttingen [ab 1977ff.].

zahlen-visionen
demografische entwicklung und
modernisierung des salzkammergutes
1800–2100



Symbol für den Strukturwandel:
die 1965 stillgelegte Saline Hallstatt

Das Salzkammergut als touristisches Erfolgsprodukt steht seit 200 Jahren im Mittelpunkt überregionalen Interesses. Meist dominiert jedoch die Perspektive der Reisenden, die an Naturschönheiten und außergewöhnlichen kulturellen Traditionen Gefallen finden. Die Geschichte der „Bereisten“ und ihrer Lebensumstände bleibt häufig unbeleuchtet. Dabei brachte gerade die im 19. und 20. Jahrhundert vollzogene Umwandlung von einer (Proto-) Industrieregion zu einer Tourismusregion große soziale Veränderungen mit sich, die sich auch in den Daten zur Bevölkerungsentwicklung des „inneren Salzkammerguts“ widerspiegeln. Zu diesem Gebiet, das im Wesentlichen die beiden alten Kammergüter in Oberösterreich und der Steiermark umfasst, zählen die neun Gemeinden Ebensee, Bad Ischl, Bad Goisern, Gosau, Hallstatt, Obertraun, Bad Aussee, Altaussee und Grundlsee.

Ausgangspunkt unserer Reise durch zwei Jahrhunderte Bevölkerungsentwicklung ist das Jahr 1800. Damals lebten im inneren Salzkammergut 18.127 Personen. 200 Jahre später wurden im Zuge der Volkszählung des Jahres 2001 42.238 Bewohner gezählt. Die Bevölkerung hat sich in den vergangenen beiden Jahrhunderten also auf fast das Zweieinhalbfache erhöht. Ein genauerer Blick auf die Entwicklung zeigt, dass das demografische Wachstum nicht kontinuierlich erfolgte.

Eine *erste Periode* der Bevölkerungsentwicklung bildeten die Jahre von 1800 bis 1857. In dieser Phase eines langsamen, kontinuierlichen Wachstums erhöhte sich die Bevölkerung von 18.127 auf 24.436 Personen, das durchschnittliche jährliche Wachstum betrug demnach 0,52 Prozent.

Darauf folgte eine kurze *Phase des Bevölkerungsrückgangs*. Die 1850er- und 1860er-Jahre stellen bekanntlich eine Zeit des wirtschaftlichen Umbruchs dar, in der zahlreiche Menschen das Salzkammergut für immer verließen und auf der Suche nach einem besseren Leben in die Neue Welt auswanderten.

Um 1870 kam es zu einer weiteren *Zäsur* in der Bevölkerungsgeschichte des Salzkammerguts, eine *dritte Entwicklungsphase* begann. Das Wachstum beschleunigte sich nun massiv, die Bevölkerung erhöhte sich bis 1910 von 23.803 auf 34.181 Personen. Jedes Jahr wuchs die Bevölkerung nun im Schnitt um 253 Personen, die durchschnittliche jährliche Wachstumsrate stieg auf 0,88 Prozent. Die Industrialisierung – innerhalb wie außerhalb der ökonomisch dominierenden Salzproduktion – schuf neue Verdienstmöglichkeiten, die Versorgungslage der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln verbesserte sich, die Innovationen im medizinischen Bereich und im Sanitätswesen erhöhten die Lebenserwartung der Menschen und führten zu einem Absinken der zuvor hohen Kindersterblichkeit.

Diesem demo-ökonomischen Boom folgten drei schwierige Jahrzehnte zwischen 1910 und 1939. In dieser *vierten Phase* der demografischen Entwicklung wuchs die Bevölkerung nur mehr geringfügig von 34.181 auf 34.824 Personen. Das durchschnittliche jährliche Wachstum betrug lediglich 0,06 Prozent. Die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs, die Entlassungen während der Regierungszeit des Bundeskanzlers Ignaz Seipel (1922–1924 und 1926–1929) und die Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre trugen zur demografischen Stagnation bei.

Zwischen 1939 und 1951 folgte eine *fünfte Phase* der Bevölkerungsexplosion. Die Anzahl der Bewohner des inneren Salzkammergutes schnellte von 34.656 auf 42.658 Personen empor, das durchschnittliche jährliche Wachstum betrug nun 1,7 Prozent. Im Jahr 1951 wurde schließlich der höchste jemals gemessene Bevölkerungsstand erreicht. Dieses gigantische Wachstum basierte primär auf dem Flüchtlingsstrom der letzten Kriegsmonate bzw. der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Die *sechste* und letzte Phase der Bevölkerungsentwicklung, die Jahre 1951–2001, war im Gesamten gesehen eine Phase der Stagnation; zwischen 1951 und 1981 verringerte sich die Bevölkerung zunächst wieder von 42.658 auf 40.526 Personen; in den 1980er- und 1990er-Jahren hingegen ist ein geringfügiger Anstieg auf zunächst 41.640 Personen im Jahr 1991 sowie auf 42.238 Personen im Jahr 2001 zu verzeichnen.

Betrachtet man die demografische Entwicklung in den einzelnen Gemeinden des inneren Salzkammerguts genauer, so fallen markante Unterschiede auf. Ebensee und Bad Ischl konnten ihren Bevölkerungsstand in den vergangenen zwei Jahrhunderten beinahe verdreifachen. Bad Ischl wies von allen neun Gemeinden das höchste Wachstum auf. Sein Bevölkerungsstand vergrößerte sich von 4770 Einwohner im Jahr 1800 (inklusive Lauffen) auf 9655 Einwohner 100 Jahre später sowie weiter auf 14.135 Einwohner im Jahr 2001. Nur geringfügig kleiner fiel das Wachstum der Gemeinde Ebensee aus: Ihre Bevölkerung wuchs von 2996 Personen (1800) auf 7659 (1900) sowie weiter auf 8472 im Jahr 2001.

Die Gemeinden Obertraun, Bad Goisern, Bad Aussee, Altaussee und Grundlsee erlebten zwischen 1800 und 2001 mehr oder weniger eine Verdoppelung der Bevölkerung. Obertraun wuchs um den Faktor 2.20, Bad Goisern um den Faktor 2.18, Bad Aussee um den Faktor 2.10, Grundlsee um den Faktor 2.03 und Altaussee um den Faktor 1.88.

Ein bereits deutlich geringeres Wachstum wies die Gemeinde Gosau auf; ihre Bevölkerung wuchs zwischen 1800 und 2001 nur um circa zwei Drittel. Doch die schwierigste Entwicklung aller Gemeinden erlebte Hallstatt. Abgesehen von kurzen Wachstumsphasen war die demografische Entwicklung durch Stagnation und Bevölkerungsschwund gekennzeichnet. Heute leben in Hallstatt um circa ein Viertel weniger Menschen als im Jahr 1800.

Zusammenfassend betrachtet lässt sich eine deutliche Nord-Süd-Differenzierung im demografischen Wachstumsmuster des inneren Salzkammerguts feststellen: Die beiden nördlich gelegenen Gemeinden Ebensee und Bad Ischl wiesen dabei die demo-

grafisch dynamischste Entwicklung auf. Die südlicheren Gemeinden erfuhren ein deutlich niedrigeres Wachstum bzw. im Fall von Hallstatt sogar einen Rückgang der Bevölkerung.

Dieses demografische Entwicklungsmuster muss im Kontext der wirtschaftlichen Entwicklung sowie dem Ausbau der Infrastruktur in der Region gesehen werden. Ebensee und Ischl erfuhren – durch zwei völlig unterschiedliche Arten ökonomischer Modernisierung – eine Aufwertung. Während Ebensee zu einem industriellen Zentrum avancierte, etablierte sich Ischl endgültig als mondäner Fremdenverkehrsort. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts profitierte Ebensee nicht nur von Zentralisierungstendenzen im österreichischen Salzwesen, sondern auch von der Ansiedelung neuer Industriebetriebe wie der Solvay-Werke, in denen 1883 mit der Produktion von Soda begonnen wurde. Ischl erfuhr durch den Tourismus ein „Wirtschaftswachstum ohne Industrialisierung“ und verkaufte die neue Dienstleistung des Fremdenverkehrs vor allem mit dem Image als kaiserlicher Sommerresidenz, die auch Prominenz aus Kultur und Politik lockte.

Eine zweiter Faktor, der zu einer Differenzierung der Region beitrug, war die Anbindung des Salzkammerguts an das internationale Eisenbahnnetz. Die 1877 eröffnete Kronprinz-Rudolf-Bahn von Attnang-Puchheim nach Stainach-Irdning bevorzugte zum einen die näher an der Westbahn gelegenen nördlichen Gemeinden des Salzkammergutes. Zum anderen führte die Lieferung von Kohle aus dem Hausruck auf der Kronprinz-Rudolf-Bahn und die Umstellung der Feuerung der Sudpfannen von Holz auf Kohle zum völligen Niedergang der Holzbringung, die über Jahrhunderte vor allem den abseits der Zentren gelegenen Waldgebieten des Salzkammergutes ökonomische Bedeutung zugewiesen hatte.

Der in der Region produzierte und namensgebende Rohstoff, das Salz, war als Konsumgut und ab dem 19. Jahrhundert immer stärker als Rohstoff der Industrie von überregionaler Bedeutung. Ebenso wie der Tourismus war die industrielle Produktion deshalb von der „großen“ ökonomischen Entwicklung, den Absatzmöglichkeiten für Produkte und der Kaufkraft der Bevölkerung

abhängig. Krisenzeiten wie die ersten Jahre der Ersten Republik oder die frühen 1930er-Jahre hatten deshalb unmittelbare Auswirkungen auf die ökonomische und in der Folge auch soziale und demografische Situation innerhalb der Region, wie die bereits skizzierte demografische Stagnation der 1920er- und 1930er-Jahre zeigt. Auch der sukzessive Abbau von Arbeitsplätzen in den staatlichen Salinen, deren Beschäftigtenzahl zwischen 1920 und 1980 von 2116 auf 513 Personen sank, zeigte unmittelbare Auswirkungen auf die Bevölkerungsentwicklung der Region. Nur der Zuzug von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg unterbrach kurzfristig eine fast 100-jährige Stagnationsphase.

Diskussionen über Geburtenrückgang und Migrationsbewegungen prägten die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Im Salzkammergut war der Anfang der 1950er-Jahre noch durch eine relativ hohe Zahl an Geburten gekennzeichnet; zwischen 1951 und 1956 kamen in der Region jedes Jahr durchschnittlich 638 Kinder zur Welt. Dieses noch relativ hohe Geburtenniveau stieg im Zuge des Babybooms Ende der 1950er- und Anfang der 1960er-Jahre nochmals weiter an. Im Jahr 1963 wurde mit 749 Geburten der Höchststand erreicht. Ab dann fiel die Kurve rasch ab, die Zahl der Geburten sank von 749 Geburten (1963) auf 437 (1977), stieg dann wieder geringfügig an, hielt sich bis Anfang der 1990er-Jahre auf diesem Niveau und sank dann nochmals rapide von 532 Geburten (1992) auf 360 im Jahr 2000 ab. Die Zahl der jährlichen Geburten hat sich zwischen 1963 und 2000 somit mehr als halbiert.

Im Gegensatz zur dramatischen Entwicklung im Geburtenverlauf hat sich die Zahl der Sterbefälle nur wenig verringert; und zwar von jährlich durchschnittlich 533 Sterbefällen in den 1950er- bzw. 546 Sterbefällen in den 1960er-Jahren sowie 544 Sterbefällen in den 1970er- auf durchschnittlich 496 Sterbefälle in den 1980er-Jahren bzw. 487 Sterbefälle in den 1990er-Jahren. Die Geburtenbilanz (Lebendgeborene minus Gestorbene) des Salzkammerguts war also in den 1950er- und 1960er-Jahren noch positiv, seit den 1970er-Jahren ist sie kontinuierlich negativ. Zwischen 1971 und 2000 sind nun insgesamt 1015 Personen mehr gestorben als geboren wurden.

Wären nicht im selben Zeitraum (1971–2000) 2861 Personen mehr zugewandert als abgewandert, wäre die Bevölkerung des Salzkammerguts deutlich geschrumpft. Dieser Trend wird auch die demografischen Szenarien der nächsten Jahrzehnte im Salzkammergut kennzeichnen. Der Geburtenrückgang wird sich weiter fortsetzen, ohne Zuwanderung wird der gegenwärtige Bevölkerungsstand nicht zu halten sein.

Nimmt man die Entwicklung der letzten vierzig Jahre als Berechnungsbasis, so zeigt die „Zukunftsvision“ der Bevölkerungsentwicklung im Salzkammergut einen schwachen jährlichen Bevölkerungsanstieg von etwas mehr als einem Prozent. Würde dieser Bevölkerungsanstieg von einem Prozent pro Jahr anhalten, so würde die Gesamtbevölkerung des Salzkammergutes bis 2050 auf 44.621 Personen ansteigen. Die regionale Differenzierung könnte jedoch dramatische Formen annehmen. Die Gemeinde Hallstatt etwa würde bis 2050 mehr als 300 Einwohner verlieren. Im benachbarten Bad Goisern kämen hingegen zu den derzeit 7540 Einwohnern noch weitere 2000 hinzu. Der Gemeinde Ebensee, die in den letzten 200 Jahren ihre Bevölkerungszahl fast verdreifachen konnte, prognostiziert der Trend einen Bevölkerungsrückgang um fast 1000 Personen. Bad Goisern, das 1950 nur etwas mehr als die Hälfte der Einwohnerzahl von Ebensee erreichte, wäre 2050 bevölkerungsreicher als die einst blühende Salinengemeinde.

Da diese „Visionen“ lediglich auf der Fortschreibung des Trends der letzten vierzig Jahre beruhen, sind sie durch viele Faktoren beeinflusst und somit leicht veränderbar. So können etwa sinkende Grundstückspreise in Abwanderungsgemeinden neue Einwohner anziehen und Betriebsansiedelungen gerade in kleinen Gemeinden dramatische demografische Veränderungen herbeiführen. Die Bevölkerungsentwicklung stellt also kein Naturgesetz dar und hält sich nicht an mathematische Konstanten. Demografische Visionen sind kaum mehr als Richtwerte, aus denen die geeigneten Maßnahmen abzuleiten sind. Wie die demografische Zukunftsvision des Salzkammergutes aussieht, kann nicht ausschließlich durch eine mathematische Formel berechnet werden,

sondern ergibt sich vor allem aus den Entscheidungen und Handlungen der Menschen in der Region und den steuernden Eingriffen von Politik und Wirtschaft. Es lässt sich beeinflussen, ob die seit 1950 zu konstatierende sechste Phase der demografischen Entwicklung des Salzkammerguts bis 2050 oder bis 2100 andauert und zu den eingangs prognostizierten Veränderungen in den einzelnen Gemeinden führt oder ob eine siebte Phase neue Zukunftsvisionen mit sich bringt.

LITERATURVERZEICHNIS

Diözesanarchiv Linz (Pfarrbezirksbeschreibung des Traunviertels 1789, CA/1, Fasz. 1/12g, IV, Schachtel 17; Kommunikantenberichte 1844–57. Dekanat Gmunden 1847/48. Speicher 3 [im Jahr 2002 noch nicht geordnete Bestände]; Kommunikantenberichte 1850–59. CA/3, Fasz. 33/10, Schachtel 363; Verzeichnis über den geistlichen Personalstand der Linzer Diözese beym Schluß des Jahres 1829. Linz o. J.; Verzeichnis über den Geistlichen Personalstand auf das Jahr 1837. Linz, o. J.); Demographisches Jahrbuch Österreichs 1975–2000. ÖSZA. Wien 1976–2001; Die natürliche Bevölkerungsbewegung nach Gemeinden (= Beiträge zur Österreichischen Statistik) 1951–1974. ÖSZA. Wien 1953–75; Thomas HELLMUTH/Ewald HIEBL (Hg.), Kulturgeschichte des Salzes. 18. bis 20. Jahrhundert. Wien/München 2001; Institut für Demographie (Hg.), Bevölkerung in Österreich. Demographische Trends, politische Rahmenbedingungen, entwicklungspolitische Aspekte. Wien 1999; Kurt KLEIN, Die Bevölkerung Österreichs vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (mit einem Abriss der Bevölkerungsentwicklung von 1754 bis 1869). In: Heimold Helczmanovski (Hg.), Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien 1973, 47–112; DERS., Österreichs Bevölkerung 1854–1869. In: Mitteilungen der österreichischen Geographischen Gesellschaft 113/1971, 34–61; M. KOCH, Oberösterreich und das Salzkammergut. Historisch, topographisch, malerisch. Wien 1854; Michael KURZ, Kammergut – Jammergut? Die demographischen Strukturen des Salzkammerguts von 1600 bis 2000 mit besonderer Berücksichtigung von Bad Goisern. Dissertation. Salzburg 2002; ÖSTAT (Hg.), Volkszählung 1981. Wohnbevölkerung nach Gemeinden mit der Bevölkerungsentwicklung seit 1869. Wien 1982; ÖSTAT (Hg.), Volkszählung 1991. Hauptergebnisse I. Österreich. Wien 1993 (www.statistik.at, 22. 9. 2004); Salzkammergut-Gespräche 2002. Dokumentation. Hg. v. Netzwerk Salzkammergut, o. O. 2003; J. A. SCHULTES, Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1809. Tübingen 1809; Manfred STRAKA, Die Pfarrenzählung des Jahres 1782 in der Steiermark. Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichtsquellen. Hg. vom Historischen Verein für Steiermark. XLVIII. Heft. Graz 1961.

**gemeinsam abheben
die macht von visionen
in beliebten und anderen gegenden**



„Wenn du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer!“ *Antoine de Saint-Exupéry*

Ohne Visionen gibt es keine Kraft für die Zukunft. Dies zeigt die Entwicklung von Menschen und Gruppen, das sagen moderne Organisations- und Unternehmenstheorien. „Auf der einfachsten Ebene ist eine Vision die Antwort auf die Frage: Was wollen wir erschaffen? So wie persönliche Visionen Bilder oder Vorstellungen sind, die Menschen in ihren Köpfen und Herzen tragen, sind auch gemeinsame Visionen Bilder, die von allen Mitgliedern einer Organisation geteilt werden. Sie erzeugen ein Gefühl von Gemeinschaft, das die Organisation durchdringt und die unterschiedlichen Aktionen zusammenhält – eine gemeinsame Vision ist lebenswichtig für eine lernende Organisation, weil sie den Schwerpunkt und die Energie für das Lernen liefert.“ Die Schlussfolgerung aus dieser Definition, die der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler und Berater Peter Senge aus seinen Erfahrungen mit großen Unternehmen zusammengefasst hat, scheint simpel zu sein: Gemeinsame Visionen und Ziele sind das Bindeglied, das Organisationen und Gruppen zusammenhält. Unternehmen brauchen in einem sich permanent verändernden Umfeld um ihrer Wettbewerbsfähigkeit und um der Motivation und Produktivität aller daran Beteiligten willen langfristige gemeinsame Perspektiven. Der Sinn von Leitbildern, Konzepten und Strategien liegt in der Schaffung einer Basis für diejenigen, die vor gemeinsamen Herausforderungen stehen und nicht – wie immer wieder fälschlich interpretiert wird – in abgehobener Spielerei.

Gilt diese Einschätzung nicht auch für Regionen, für so genannte „Standortsysteme“ wie Tourismusdestinationen oder für Netzwerke aus Gemeinden, Unternehmen und Interessensverbänden? Ohne Visionen, ohne Anstöße und Impulse von UnternehmerInnen, Kulturschaffenden, BürgermeisterIn, BürgerInnen oder gemeinsame Vorstellungen von Gruppen, Unternehmen und Netzwerken gibt es keine Kraft für die Zukunft. Dies gilt auch für Regionen wie das Salzkammergut, die ihre Zukunft nicht passiv ertragen, sondern aktiv gestalten möchten. Beispiele aus der Gemeinde- und Regionalentwicklung und aus der Geschichte des Salzkammergutes selbst zeigen die Macht, die in Visionen steckt.

Gemeinde- und Regionalentwicklung ist eine visionäre Angelegenheit. Die Idee der „Regionalentwicklung“ besagt, dass eine Region, verstanden als Netzwerk von Gemeinden, Unternehmen, Institutionen und der Bevölkerung, ihre eigenen besonderen Potenziale und Stärken kooperativ nutzen und sie geschickt mit den externen Möglichkeiten (Märkte, Konjunkturen, Investoren, Förderungspolitik) verknüpfen sollte. Entscheidende Grundelemente von Regionalentwicklung sind Visionen, Ziele und Strategien für die Zukunft. Dies bedeutet in der Regel die Abkehr von gewohnten Vorstellungen, Erwartungen oder Verhaltensmustern bei den Beteiligten. Mehrere Beispiele sollen das im Folgenden erläutern.

Steinbach an der Steyr, eine kleine oberösterreichische Gemeinde südlich der Eisen-Stadt Steyr gelegen, war bis Ende der 1980er-Jahre vom Niedergang seiner gewachsenen Strukturen – und daraus folgernd von einer Krisensituation geprägt. Diese Krise eröffnete dem Ort aber schließlich eine Chance. Historisch gesehen war Steinbach ein Zentrum der Eisenverarbeitung. Über Jahrhunderte bestimmte eine Messermanufaktur das wirtschaftliche Leben der Gemeinde. In den 1960er-Jahren begann die Krise. Die traditionell kleinräumigen Strukturen und Wirtschaftsformen konnten sich zu Weltmarktbedingungen immer weniger behaupten. Schließlich ging 1969 der größte Arbeitgeber der Region in Konkurs. Der Ort verlor mit einem Schlag 200 Arbeitsplätze. Es folgten der Verfall der gewerblichen Struktur und eine 20-jährige Niedergangphase,

verbunden mit Auspendeln der Arbeiter und Abwanderung der Jugend. Steinbach glich einem sterbenden Ort, geprägt von Resignation und Verlust an Zukunftsperspektiven. „Das Fehlen klarer Ziele war eine der Hauptursachen, dass die Gemeinde zwei Jahrzehnte lang ihre Situation nicht wesentlich verbessern konnte.“ Schließlich begann 1987 eine Gruppe politischer MandatarInnen aus dem Ort aktiv zu werden, um diesen Niedergangsprozess zu stoppen. Getragen vom Wunsch, aus Steinbach wieder eine lebenswerte Gemeinde zu machen, erkannten die InitiatorInnen, dass sie eine neue politische Kultur schaffen und einen neuen Weg gehen mussten. „Es wurde uns klar, dass von außen keine Hilfe zu erwarten war. Entweder wir nehmen das Ruder selbst in die Hand, oder es vergehen die nächsten 25 Jahre, ohne dass etwas Neues beginnt.“ Als Einstieg wurde eine Zukunftsvision als Leitbild für die Gemeinde erarbeitet, unter Beteiligung aller Betroffenen und interessierten BürgerInnen. Auf zahlreiche Projekte folgten alsbald spürbare Veränderungen. Nach 15 Jahren kann eine positive Zwischenbilanz des inzwischen als „Steinbacher Weges“ bekannt gewordenen Projektes gezogen werden: eine positive Bevölkerungsentwicklung, neue Arbeitsplätze, neue Unternehmen, Revitalisierung der Bausubstanz und des kulturellen Erbes, privatwirtschaftliche Impulse, Beitrag zum Klimaschutz, Sicherung bäuerlicher Betriebe, Einbindung der Bürger und eine positive Einstellung gegenüber der Zukunft.

Die Schweizer Berggemeinde Vals kaufte zu Beginn der 80er-Jahre eine damals private Thermen- und Hotelanlage und beauftragte einen renommierten Architekten mit dem Neubau des Bades. Wie bei vielen ähnlichen Anlagen bestand Modernisierungs- und Erneuerungsbedarf. Gleich nach der Eröffnung des neuen Bades im Jahr 1996 gingen die Bilder der Therme Vals um die Welt. Zwei Jahre später wurde die Therme unter Denkmalschutz gestellt. „Eine Lektion in Sachen Mut und Ästhetik, eine einzigartig archaische Bade- und Therapielandschaft voll stiller Sinnlichkeit oder ein Bad, wie es die Welt noch nie gesehen hat“, so lauten die stolzen Selbstdarstellungen.

Aber was macht die Besonderheit dieser Therme aus, wo doch Thermenprojekte und Bäder im mitteleuropäischen Raum aus dem Boden schießen und eigentlich nichts Neues mehr sind, sondern erwarteter Standard im boomenden Wellness-Markt? Das Besondere an diesem Projekt, das den Ort Vals weitem bekannt und zum überregionalen Anziehungspunkt gemacht hat, liegt in der realisierten Vision des kreativen Architekten Peter Zumthor. „Berg, Stein, Wasser – Bauen im Stein, Bauen mit Stein, in den Berg hineinbauen, aus dem Berg herausbauen, im Berg drinnen sein – wie lassen sich die Bedeutungen und die Sinnlichkeit, die in der Verbindung dieser Wörter stecken, architektonisch interpretieren, in Architektur umsetzen? Entlang dieser Fragestellungen haben wir das Bauwerk entworfen, hat es Schritt für Schritt Gestalt angenommen.“ Das Besondere der Therme Vals ist also, dass ihre anspruchsvolle und stimmige Gestaltung für sich selbst spricht und ihre außerordentliche Architektur und Atmosphäre gewaltige Mundpropaganda ausgelöst hat, so dass auch die Abgelegenheit des Ortes kein Hindernis darstellt, um die Therme aufzusuchen.

Diese Beispiele zeigen, was in Visionen steckt: Eine gemeinsame Vision wurde zur Antriebskraft, um Resignation und Stagnation zu überwinden. Aus der Vision des Architekten wurde ein besonderer Ort.

Die Geschichte der so genannten „eigenständigen“ Regionalentwicklung in Österreich seit den 1980er-Jahren ist reich an Beispielen realisierter Visionen, die heute vielen als eine Selbstverständlichkeit gelten. So wurde die von einigen „Spinnern“ und „Querdenkern“ entwickelte und praktizierte Idee der biologischen Landwirtschaft in ihren Anfängen von der Öffentlichkeit belacht und von den Landwirtschaftskammern bekämpft. Ebenso erging es den Pionieren der „erneuerbaren Energie“, die inzwischen zum Bestandteil europäischer Energiepolitik geworden ist. Die Idee der Regionalentwicklung ist nicht zufällig in jenen peripheren agrarischen Gebieten und in krisengeschüttelten Räumen entstanden, die nicht von der allgemeinen Konjunktur und auch nicht vom Tourismusboom der 1960er- und 1970er-Jahre profitieren konnten. Sie

wurde zum Ansatz eines anderen Weges für jene, die nicht viel von außen zu erwarten hatten und sich nicht mehr auf das Gewohnte verlassen wollten.

Am Anfang war die Landschaftsvision: Das Salzkammergut als Tourismuslandschaft und als österreichischer Mythos ist das Produkt eines visionären romantischen Prozesses, nämlich des Zusammentreffens einer Sehnsucht nach Urtümlichkeit mit einer Gegend, die mit ihren Eigenschaften dieser Sehnsucht in besonderer Weise entsprach und es immer noch tut. Dabei ist festzustellen, dass diese Vision im Wesentlichen eine Leistung von „Fremden“ und „Zugereisten“ ist. Angefangen bei Erzherzog Johann und den Reiseschriftstellern des frühen 19. Jahrhunderts sahen adelige und bürgerliche Schichten des 19. Jahrhunderts im Salzkammergut eine Traumlandschaft, eine heile Gegenwelt zur Industrialisierung und zu den politischen und gesellschaftlichen Konflikten ihrer Zeit. Für Intellektuelle und KünstlerInnen wurde diese Landschaft zu einem Refugium und zu einem ebenso kontemplativen wie kreativen Rahmen. Als die alten Kammergüter als Wirtschafts- und Verwaltungssystem zur Salzerzeugung samt Nebengewerben an Bedeutung verloren hatten, wurde das Salzkammergut von Fremden und Einheimischen quasi neu „erfunden“. Ohne zum Großteil jüdisches Wiener Bürgertum würde es das Salzkammergut als Image und natürlich auch in seiner Architektur so nicht geben. Es scheint auf den ersten Blick widersprüchlich, aber ausgerechnet jener Raum, der in der populären Wahrnehmung schlechthin als Sinnbild für „Echtheit“ und Authentizität geworden ist, ist zu einem wesentlichen Teil ein „Kunstprodukt“ von Menschen mit urbanem Hintergrund. Die Landschaftsvision „Salzkammergut“ bildete neben anderen Faktoren die wesentliche Grundlage für die Sommerfrische.

Am Beginn des Wintersports im steirischen Salzkammergut stand der „Traum vom Gleiten und Fliegen“: „Mit ‚Grassbündeln‘, mit geknoteten Schnüren und Steigkeilen, die wir uns unter der Bindung an den Schiern befestigten, stiegen Engl und ich im Winter 1905/06 mit dem Ziele Roßalm-Lawinenstein zu Berge. Ein starkes Schneetreiben nahm uns jede Sicht. Wir wussten nur, dass wir

vom Kriemadl, einem Vorberg des Lawinensteins, lange Hänge in der Abfahrt nehmen konnten [...]. Sonntags darauf machten wir uns wieder auf denselben Weg. Ein herrlicher Wintertag begünstigte unser Unternehmen. Die Winterschönheit der Berge ließ unsere Herzen höher schlagen [...]. Heimgekommen, berichteten wir in heller Begeisterung über unsere Erlebnisse und waren nicht wenig erstaunt, die Antwort zu vernehmen: „Ihr seid ja Narren!“

Sieht man die Geschichte des Wintersports nicht aus der heute selbstverständlichen Perspektive eines kommerzialisierten Massenphänomens, sondern betrachtet seine Anfänge, so wird deutlich, wie sehr diese Pionierzeit eine Geschichte „narrischer Visionäre“ war, welche die Idee des Skilaufs oder des Skispringens leidenschaftlich in einem irritierten und belustigten Umfeld verfolgten. Auf diesen bescheidenen Anfängen basieren der Wintertourismus und die Skiflugveranstaltungen im steirischen Salzkammergut. Die Pioniere des sich erst viel später herausbildenden Wintersportgebietes rund um Mitterndorf und Tauplitz waren als Gastwirte, Hüttenbauer, Rennläufer oder Erfinder von „Keilhosen“ von der Vision einer neuen Sportart in den Bann gezogen, als diese noch kein Massenphänomen war. Sie waren allesamt keine Traditionalisten in einer traditionsbewussten Gegend, sondern verletzten Traditionen, in dem sie etwas völlig Neues und quasi „Verrücktes“ machten. Im Besonderen scheint die Macht „verrückter“ Visionen beim Skifliegen deutlich zu werden. Denn die Idee, im Jahre 1949 am Kulm die größte Naturschanze der Welt zu errichten, hatte sicherlich mehr mit einem verrückten kollektiven Traum als mit rationaler ökonomischer Kalkulation zu tun. Noch heute ist, bei allem professionellen Management der Veranstaltungen am Kulm, der besondere Stolz und die Identifikation aller Beteiligten aus Mitterndorf und Tauplitz spürbar.

In der Wachstums- und Wohlstandsphase der 1960er- und 1970er-Jahre fand eine andere Vision am selben Ort ihren besonderen Ausdruck: jene der „radikalen touristischen Modernisierung von Landschaft und Gemeinde“. Der Mitterndorfer Langzeitbürgermeister und Industrielle Siegfried Saf verkörperte wie kein ande-

rer den Typus des visionären Unternehmers und „Machers“, der die Vielfalt an möglichen, aber nie realisierten Ideen zum Programm einer boomartigen touristischen Modernisierung bündelte. Seine Initiativen krepelten Landschaft wie Gemeinde um. Rege Bautätigkeit und neue Infrastrukturen verwandelten Mitterndorf in die typische moderne Tourismusgemeinde der 1970er-Jahre. Nicht zuletzt geriet der Versuch einer konsequenten Realisierung des „totalen Tourismus“ und der damit verbundenen Bauvorhaben zwangsweise in Widerspruch zum Natur- und Landschaftsschutz und zum Heimatgefühl in der Bevölkerung. Es zeigte sich, wie eng Fortschritts- und Horrorvisionen beisammen liegen können.

Heute suchen die Gemeinden und Teilregionen des Salzkammerguts nach einer neuen Basis für ihre Zukunft. Der südliche Teil des Salzkammerguts, ein wenig abgelegen von den zentralen Verkehrsachsen und Zentren, wunderschön eingezwängt zwischen namhaften Kalkstöcken und mit einer Fülle landschaftlicher Reize versehen, hat seit gut 150 Jahren eine Tourismuskarriere durchlaufen und beruft sich kontinuierlich auf den dabei entstandenen Mythos. Heute gehört dieser Raum aufgrund seiner Lage und Struktur zu den wirtschaftlich schwächeren Räumen. Traditionelle Handels- und Gewerbebetriebe kämpfen um ihre Konkurrenzfähigkeit. Jugendliche und höher Qualifizierte wandern ab, weil es Ausbildungsplätze und bessere berufliche Möglichkeiten überwiegend in den Ballungszentren gibt. Der Tourismus der altehrwürdigen Tourismuslandschaft Salzkammergut stagniert. Regionen wie das südliche Salzkammergut stehen vor der Herausforderung, Arbeitsplätze zu erhalten oder neue zu schaffen sowie Zukunftsperspektiven auch für die Jüngeren in der Region zu ermöglichen.

Zu diesem Zweck sind Gemeinden, Vereine, Institutionen und Unternehmen aufgebrochen, um zukunftsweisende Initiativen zu setzen: Seien es wirtschafts- und standortbezogene Initiativen wie das auf langjähriger Aufbau- und Überzeugungsarbeit beruhende „Salzkammergut-Technologie-Zentrum“, das „Regionalmanagement“ für den Bezirk Gmunden, die „Meisterstraße“ in Bad Goisern oder ambitionierte Investitionen in die angekündigte Gesundheits-

und Wellness-Region Ausseerland. Seien es Bildungseinrichtungen und kulturelle Initiativen wie das „BASIS – Welterbestudienzentrum Bad Goisern“ oder das „Forum Woferlstall“ in Bad Mitterndorf.

Aber gibt es auch eine breite Aufbruchsstimmung in der Region? Haben initiative Persönlichkeiten und ambitionierte Projekte nicht mit einem Klima der Stagnation („Kammergut – Jammergut?“) zu kämpfen? Bedauern nicht auch so manche Bürgermeister die verbreitete Haltung des Wartens auf „Erlösung“ in Gestalt von Salzbaronen, von staatlichen Hilfen, Erlebnis-Thermen oder von erhofften Großprojekten und geheimnisvollen Financiers?

Für neue Aufbrüche braucht es gewiss Förderungsprogramme, Investitionen, Koordination und Management. Diese Instrumente ersetzen aber keinen notwendigen Klima- und Bewusstseinswandel und auch keine kreativen Prozesse. Das Salzkammergut wird von außen zwar als gemeinsame Landschaft wahrgenommen, doch das Innenverhältnis ist von Abgrenzung und Zersplitterung geprägt. Obwohl man zwischen Ebensee und Tauern mit gemeinsamen Herausforderungen und Problemen einer wirtschaftlich schwächeren Region konfrontiert ist, fehlt es an gemeinsamen Visionen, Vorstellungen und Strategien – nicht nur aus verwaltungstechnischen Gründen. Gibt es für den Bezirk Gmunden immerhin Konzepte, Leitbilder und gemeinsame Strategien, so fehlen diese (noch) im steirischen Salzkammergut. Obwohl es derzeit Förderungsprogramme und tatsächliche wie ersehnte Investitionen gibt, scheint es an einer Aufbruchsstimmung zu fehlen.

Ohne einer breiten Beteiligung und Aktivierung der Bevölkerung leiden Förderungsprogramme an einem für sie typischen Problem. Es fehlt ihnen genau das, wofür sie eigentlich geschaffen wurden: Gute Ideen und daraus hervorgehende Schlüsselprojekte. Und es besteht die Gefahr, dass sich so mancher Aufbruch in der Region auf ein kleines Netzwerk von Bürgermeistern, Managern und Investoren beschränkt, deren Aktivitäten am Großteil der Bevölkerung spurlos vorübergehen.

LITERATURVERZEICHNIS

Reinhold DEUSSNER u. a., Entwicklungskonzept Tourismus und Verkehr Inneres Salzkammergut. Wien 1993; Peter Rudolf Raimund GROSS, Bad Mitterndorf. Liezen 1972; Herbert KAUTZ u. a., Regionalbericht 1999. Hg. v. Bundeskanzleramt, IV/4, Koordination in Angelegenheiten der Raumplanung und Regionalpolitik. Wien 2000; Franz KERN/Ernst MIGLBAUER/Günter SCHEER, Regionales Entwicklungskonzept Ausseerland. Wien 1994; Michael KURZ, Kammergut – Jammergut? Die demographischen Strukturen des Salzkammergutes von 1600 bis 2000 mit besonderer Berücksichtigung von Bad Goisern. Diss. Salzburg, 2003; Christoph SCHREMMER, Das strukturelle Erbe eines Kammergutes. In: Raum 19 (1995); SENGE, Die Fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation. Stuttgart 2000; Helmut WALTER, Gründungen. Starke Projekte in schwachen Regionen. Wien 1992; OÖ Verein für Entwicklungsförderung (Hg.), Der Steinbacher Weg. Gemeinsam gewinnen. Ein Modell für die Lokale Agenda 21 – Wien/Steinbach, 2002; Therme Vals. Fakten, © 2004 Therme Vals (<http://www.therme-vals.ch/de/fakten.php>, 27. September 2004); Therme Vals, © 2004 Therme Vals (www.therme-vals.ch, 27. September 2004); Regionalmanagement Salzkammergut (www.regionalmanagement-ooe.at, 27. September 2004); Projekt Meisterstrasse Bad Goisern (www.meisterstrasse.at, 27. September 2004); Forum Woferlstall (www.woferlstall.at, 27. September 2004); Salzkammergut-Technologie-Zentrum (www.tzs.at, 27. September 2004); Basis – Welterbestudienzentrum Bad Goisern (www.basis.or.at, 27. September 2004); Regio-Z (www.regioz.at, 27. September 2004).

**„also ich werd euch sagen:
die luft von buenos aires ...“**

Das in dem Moment, wo du sie und ihre Freunde überholst, auf einem Altausseer Spazierweg eine alte Dame in einem Dirndl sagen zu hören, und es möchte dir den Kopf zu ihr hinüberreißen: auch vor Schreck über die Hellhörigkeit, als begänne mit dem Erkennen des fast ausgerotteten Akzents und der zugehörigen Sprachmelodie die letzte Hatz auf Überlebende dieser Sprachfamilie.

„Also ich werd euch sagen:
die Luft von Buenos Aires“ –

ein einfacher Mitteilungssatz über die vermutlich gar nicht so gute Luft in einer Stadt, die sich laut Namensgebung auf ihre guten Lüfterl viel einbildet, enthält eine aufs Existentielle reduzierte Biographie und gibt mehr als ein persönliches Schicksal preis: den Lüften, in denen man laut Paul Celan nicht eng liegt, ist sie entflohen, mit Gottes Hilfe ist ihre Familie, anders als Asche vom Wind, weiß Gott wie weit in alle Welt verstreut worden – sie jedenfalls hat es, was ihr kein Gott in die Wiener Wiege gesungen hat, in das Land verschlagen, in das den entkommenden Opfern bald auch die entmachteten Mörder nachgekommen sind. hält fest an der Sommerfrische der Kindheit, trägt unbefangen ein Ausseer Dirndl, lässt sich aber auch nicht von guter Almluft die jahrzehntelang bewährte neue Heimat verleiden.

die autoren

Christian Dirninger, Fachbereich Geschichts- und Politikwissenschaften der Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg; Historiker; Interessens- und Forschungsgebiete: regionale Wirtschaftsgeschichte, Geschichte der Finanzwirtschaft, Geschichte der Wirtschaftstheorie, Europäische Wirtschaftsgeschichte.

Siegfried Ellmauer, A-4824 Gosau 74, Almbeauftragter des Landes Oberösterreich, Studium der Forstwirtschaft an der Universität für Bodenkultur; Interessens- und Forschungsgebiete: Alm-, Forst- und Jagdgeschichte, Wandel der alpinen Kulturlandschaft, Almrevitalisierung, umweltverträglicher Alm- und Bergtourismus.

Barbara Frischmuth, Reith, A-8992 Altaussee, Schriftstellerin und Übersetzerin, lebt in Altaussee. Zuletzt erschienen: Fingerkraut und Feenhandschuh. Ein literarisches Gartentagebuch (1999); Die Entschlüsselung, Roman (2001); Löwenmaul und Irisschwert. Gartengeschichten (2003); Der Sommer, in dem Anna verschwand, Roman (2004).

Alexander von Gabain, Campus Vienna Biocenter 6, A-1030 Wien; Professor für medizinische Biotechnologie; Interessens- und Forschungsgebiete: Biotechnologie, Immunologie (microbial gene expression, host-parasite interactions).

Elke Hammer-Luza, Steiermärkisches Landesarchiv Graz, Karmeliterplatz 3, A-8010 Graz; Historikerin, Archivarin; Interessens- und Forschungsgebiete: Sozial- und Alltagsgeschichte der Neuzeit, Kriminalitäts- und Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte.

Thomas Hellmuth, Johannes Kepler-Universität Linz, Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, Altenbergstr. 68, A-4040 Linz; Historiker; Interessens- und Forschungsgebiete: Kulturgeschichte Frankreichs, Geschichte und Politische Bildung, Geschichte des Salzes, Geschichte des Bürgertums und der Arbeiterschaft, Populismus, Mikro- und Regionalgeschichte, Kulturgeschichte.

Ewald Hiebl, Fachbereich Geschichts- und Politikwissenschaften der Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg; Historiker und Radiojournalist; Interessens- und Forschungsgebiete: Geschichte des Salzes, Mikro- und Regionalgeschichte, das Jahr 1968 in Österreich, die Theorien des Salzburger Philosophen Leopold Kohr.

Friedrich Idam, Rampersdorfferg. 61/14-16, A-1050 Wien; Freiberufliche Tätigkeit als Baukünstler. Entwürfe in den Bereichen Wohn-, Gewerbe- und Industriebau. Lehrtätigkeit an der HTBLA für Möbel und Innenraumgestaltung Hallstatt; Interessens- und Forschungsgebiete: Industriearchäologie und Bauforschung.

Markus Köberl, Parkgasse 154, A-8990 Bad Aussee; Historiker; Interessens- und Forschungsgebiete: Zeitgeschichte, Regionalgeschichte.

Alfred Komarek, Porzellangasse 26/7, A-1090 Wien, Schriftsteller; Zuletzt erschienen: Ausseerland – Die Bühne hinter den Kulissen (2002); Salzkammergut. Reise durch ein unbekanntes Land (1994); Die Villen der Frau Hürsch (2004); siehe auch die im Weinviertel beheimatete Krimiserie „Polt“.

Michael Kurz, Welterbestudienzentrum, Untere Marktstr. 1, A-4822 Bad Goisern; Leitung Erwachsenenbildungszentrum, Historiker; Interessens- und Forschungsgebiete: allgemeine Geschichte des Salzkammergutes.

Gerhard Longin, Neuhofen 165, A-8983 Bad Mitterndorf, Hauptschuldirektor in Ruhe; Interessens- und Forschungsgebiete: Heimatkunde.

Günther Marchner, Helix-Forschung und Beratung, Mirabellplatz 9/3, A-5020 Salzburg; Historiker, Sozialwissenschaftler und Organisationsentwickler; Interessens- und Forschungsgebiete: Gemeinde-, Regional- und Stadtentwicklung, Kultur, Organisationsentwicklung in Non-Profit-Organisationen und in Klein- und Mittelbetrieben.

Lutz Maurer, Mosern 93, A-8993 Grundlsee; Journalist, Drehbuchautor und Regisseur, Mitbegründer und über mehr als zwei Jahrzehnte Sendungsverantwortlicher der ORF-Dokumentationsreihe „Land der Berge“, Autor mehrerer kultur- und alpinhistorischer Publikationen u. a.: „Aussee bleibt mir das Schönste“, Kulturgeschichte des Ausseerlandes (1996).

Franz-Josef Neumayr, Schlöglgasse 43/2/9, A-1120 Wien; Pensionist, Studium der Kulturwissenschaften an der Fernuniversität Hagen (Deutschland); Interessens- und Forschungsgebiete: Musik und Bildende Kunst.

Norbert Ortmayr, Fachbereich Geschichts- und Politikwissenschaften der Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg; Historiker; Interessens- und Forschungsgebiete: Neuere Geschichte Mittelamerikas und der Karibik, Historische Demographie, Agrargeschichte.

Andrea Penz, Büro des Vizerektors für Studium, Lehre und Personalentwicklung/Büro des Studiendirektors, Universitätsplatz 3, A-8010 Graz, Historikerin; Interessens- und Forschungsgebiete: Tourismusgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte (mit Schwerpunkt 19. Jahrhundert), vergleichende Imperialismusstudien.

Markus Plasencia, A-8983 Bad Mitterndorf 394/9; Geograph; Interessens- und Forschungsgebiete: Regional- und Kulturentwicklung.

Martin Thomas Pollner, Weidlichgasse 19, A-1130 Wien; Historiker; Interessens- und Forschungsgebiete: Mitarbeit am Städtebuch der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Bad Aussee und Trieben), Geschichte, Mathematik, Astrophysik, größere Arbeiten: Ausseer Lokalgeschichte, Österreichische Geschichte, Biographien und Grundlagen der Theoretischen Physik.

Robert Reiter, A-4824 Gosau 119; Biologe und Biobauer; Interessens- und Forschungsgebiete: Ökologie der Hochgebirge.

Caroline Rodlauer, A-8983 Bad Mitterndorf 394/9, Architektin; Interessens- und Forschungsgebiete: Regionales Bauwesen, Architektursoziologie, Mensch und Raum.

Susanne Rolinek, Gorianstr. 2/28, A-5020 Salzburg; Historikerin, Lektorin an der Universität Salzburg; Interessens- und Forschungsgebiete: Sozial- und Migrationsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Provenienzforschung im Museum der Moderne, Zeitgeschichte.

Martin Scheutz, Institut für Geschichte der Universität Wien/Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Dr. Karl Lueger Ring 1, A-1010 Wien; Histori-

ker; Forschungs- und Interessensgebiete: Sozialgeschichte der Neuzeit, Kriminalitätsforschung, Selbstzeugnisse, Stadtgeschichte in der Neuzeit, Kalenderwesen, Frömmigkeitsgeschichte, österreichische Geschichte.

Julian Schutting, Wien, Schriftsteller; Publikationen (in Auswahl): Sistiana: Erzählungen (1976); Wasserfarben (1991); Der Wasserbüffel: Geschichten aus der Provinz (1993); Der Tod meiner Mutter (1997); Was schön ist (2002); Metamorphosen auf Widerruf (2003); Nachtseitiges (2004); Tanzende. Ein Dilettant über eine schöne Kunst (2005).

Gerhard A. Stadler, Technische Universität Wien, Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege, Karlsplatz 13, A-1040 Wien; Prof. für Industriearchäologie; Interessens- bzw. Forschungsgebiete: Technikgeschichte, Industriekulturforschung, Historische Umweltforschung.

Robert Streibel, Direktor der Volkshochschule Hietzing, Hofwiesengasse 48, A-1130 Wien; Historiker; Publizist; Interessens- und Forschungsgebiete: Erinnerungs- und Denkmalprojekte in Krems und Wien-Hietzing, künstlerische Interventionen zu politischen Fragen; Zeitgeschichte, Nationalsozialismus, Exil, Juden in Krems und in Hietzing.

bildnachweis

Stern & Hafferl: S.

